Reise
in
Senegambien.

Auf Befehl der französischen Regierung
in den Jahren 1843 und 1844
ausgeführt durch
die Herren Huard-Bessinieres, Jamin, Raffenel, Peyre-Ferry und Pottin-Patterson;

redigirt von
Anne Raffenel,
Marine-Commissär, Mitglied der geographischen und ethnologischen Gesellschaft zu Paris.

Uebersetzt von
C. A. Schmitt.

Zweite Ausgabe.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1851.

Vorrede des Herausgebers.

Von den fünf Mitgliedern unserer Kommission sahen sich zwei, die Herren Jamin und Peyre-Ferry in Folge ihrer geschwächten und auf's äußerste angegriffenen Gesundheit genöthigt, heimzukehren, nachdem sie den Lauf des Faleme bis Senu-Debu aufwärts verfolgt, Bulebane und den Almamy von Bondu besucht hatten. Die Herren Huard, Pottin-Patterson und ich setzten die Reise mit der Absicht weiter fort, eine längere Strecke von dem Laufe des Faleme zu erkunden, die Goldgruben von Kenieba in Bambuk aufzusuchen, Bondu in seiner größten Ausdehnung und noch einen Theil von Galam und Woolli zu durchziehen, und endlich den Gambia in einer Strecke von 120 Wegstunden abwärts zu befahren.

Unsere Arbeiten waren folgendermaßen unter uns drei vertheilt: Herr Pottin beschäftigte sich mit kommerziellen Nachforschungen; ich machte geographische Untersuchungen und Herr Huard verfaßte als Vorstand der Kommission den Reisebericht und ordnete das Material, welches wir gesammelt hatten.

Bei unserer Rückkunft nach St. Louis machte sich Herr Huard trotz seiner höchst angegriffenen Gesundheit an die Bearbeitung des Hauptberichts; ich aber ging, sobald ich dem Gouverneur über einige spezielle Fragen Rechenschaft abgelegt und Bericht erstattet hatte, nach Frankreich zurück, um meine durch die Anstrengungen der Reise ebenfalls sehr geschwächte Gesundheit wieder herzustellen.

Einige Monate nachher empfing ich vom Marineminister den Befehl, die durch den Tod meines unglücklichen Gefährten unterbrochene Arbeit fortzusetzen. Man übergab mir zu diesem Ende seine Papiere und Notizen; aber diese, mit Bleistift geschrieben, waren halb verlöscht und größtentheils unleserlich, so daß ich meist nur zu meinem Reisetagebuch, welches ich glücklicherweise aufbewahrt hatte, die Zuflucht nehmen mußte. Aus diesem Grunde erklärt sich auch die Form des vorliegenden Buches, indem die allgemeineren Ansichten, sowie die

besonderen Beobachtungen von der fortlaufenden Aufzählung der bereisten Oerter und Küsten nicht geschieden sind.

Außerdem muß ich noch einige Worte des herzlich innigsten Bedauerns am Grabe des Mannes niederlegen, mit welchem ich während ganzer sieben Monate ein hartes, glühendes Lager getheilt habe; es ist dieß nicht nur eine Pflicht, es ist die gebieterische Stimme des Herzens, welche dies mir auferlegt.

Huard besaß ein edles Herz und schöne Kenntnisse; unwiderstehlich von einem Hang für gefährliche Untersuchungen angezogen, hat er seinen langjährigen Aufenthalt am Senegal durch wichtige und nützliche Dienste bemerkbar gemacht; während der dreizehn Jahre, die er in dieser Kolonie zubrachte, war er immer einer der ersten, wo es Aufträge galt, die Gefahren, Entbehrungen und Mühe im Gefolge hatten: sein Eifer und seine Thätigkeit ermatteten nie. Mit einer bewundernswürdigen Energie des Geistes ausgerüstet, berechnete er nicht ängstlich seine körperlichen Kräfte, sondern schritt immer getrost und ohne zu klagen vorwärts. Oft kam er während unserer Reise Abends ganz erschöpft von der Anstrengung im Nachtquartier an; den anderu Tag aber, wenn die Stunde der Abfahrt schlug, war er

der Erste auf den Beinen. Solche Männer gibt es nicht Viele! Auch ist er, noch jung an Jahren, als ein Opfer seines Eifers dahingegangen.

Möchten diese kurzen Worte wenigstens für einen Augenblick den Grabesschleier lüften, der schon sein Andenken mit Vergessenheit bedeckt hat; denn so traurig die Wahrnehmung ist, so wahr ist sie dennoch: Unser irdisches Leben ist wie das Leuchten einer Sternschnuppe, so spurlos und so schnell vergessen; wir gehen auf geradewohl zu und fallen unbekannt, glücklich genug, wenn wir bei unserm Tode an die Thräne oder das Bedauern eines Menschen glauben dürfen.

Paris, im Dezember 1845.

Erstes Kapitel.

Reise von St. Louis nach Bakel.

Abreise von St. Louis. — Zeremonien bei der Matrosentaufe (Bagnas) am Senegal. — Richard Toll, ehemaliger Versuchsgarten. — Die Grioten; ihre Sitten und Gebräuche; abergläubische Meinungen über sie. Verlassene Kolonien. Militärischer Posten von Dagana.

Im August des Jahres 1843 ernannte Herr Ed. Bouet, Gouverneur der französischen Besitzungen am Senegal, eine Kommission, um verschiedene Punkte und Gegenden von Ober-Senegambien zu erforschen; diese bestand aus folgenden Mitgliedern: Huard-Bessinieres, Marine-Apotheker erster Klasse, Vorstand der Kommission; Jamin, Schiffslieutenant; Raffenel, Marinekommissär; Peyre-Ferry, Chirurg dritter Klasse; Pottin-Patterson, ein Landeigenthümer am Senegal.

Die Kommission sollte untersuchen, auf welche Weise unsere politischen und Handels-Verhältnisse erweitert werden könnten; ferner sollten wir sorgfältig die Beschaffenheit der Goldgruben in Bambuk und die Art und Weise ihrer Ausbeutung durch die Eingeborenen erforschen, und endlich die Lage verschiedener Orte astronomisch bestimmen und eine Karte über den Lauf des Faleme aufnehmen.

Dieser Kommission waren einem Gouvernementsbefehl gemäß drei junge Senegalesen, *) welche die oberste Schulbehörde von St. Louis ausgewählt hatte, beigegeben: ohne Zweifel wollte man diese jungen Leute, indem man sie an einem so mühseligen Unternehmen Antheil nehmen und jene Gegenden mit kennen lernen ließ, vorbereiten, später eben solche Sendungen auszuführen oder in neuen Faktoreien, die etwa in Senegambien anzulegen wären, Beamtenstellen auszufüllen. Dieß war wenigstens unsre Ansicht von der Sache und sie scheint sich bestätigt zu haben, da alle drei seitdem nach Frankreich geschickt wurden, wo sie eine spezielle Ausbildung erhalten.

Der Kutter, die Wiesel, und eine Yolle waren zu unserer Disposition gestellt: Der erstere sollte uns bis Bakel bringen und den Faleme hinauffahren, die andere aber uns dienen, wenn Untiefen dem Kutter die weitere Reise unmöglich machten; die Mannschaft der Yolle, aus fünf Baptots (Flußschiffern) und zwei schwarzen Dienern bestehend, bildete die bleibende Begleitung der Kommission.

Da alle Vorbereitungen beendigt waren, ging die Wiesel Morgens 7½ Uhr von St. Louis unter Segel, beladen mit Waaren im Werth von 700 fl., die meist zu Geschenken für den Häuptling von Bondu bestimmt waren.

Das Dampfboot „der Erebus“ war gerade auf dem Punkt mit dem andern Dampfschiff „Galibi“ die jährliche Reise nach Bakel zu beginnen. Die beiden Fahrzeuge sollten dieser Festung Material und Verstärkung an schwarzen Soldaten bringen, und außerdem einigen Handelsschiffen von St. Louis, welche den Fluß bis Galam hinauffuhren, als Eskorte dienen. Fünfzig weiße Soldaten machten die Besatzung der beiden Dampfboote

---

*) Edm. le Juge, Ferd. Girardot und Honoré Lamotte.

aus, in der ziemlich sichern Voraussicht, daß die Bewohner von Futa, aufgereizt durch die neuliche Zerstörung des Dorfes Casga, wovon später die Rede seyn wird, versuchen würden, die kleine Flotte in ihrer Fahrt zu beunruhigen.

Unter diesen Umständen war angeordnet worden, daß der Kutter von dem Erebus bugsirt werden sollte, beim Heizen aber entdeckte man, daß der Galibi bedeutenden Schaden an seinem Kessel gelitten hatte, wodurch seine Abfahrt sich nothwendig verzögerte; da nun der Gouverneur wünschte, daß die beiden Fahrzeuge zusammen blieben, so sollte auch der Erebus so lange warten, bis die Ausbesserungen am Galibi beendigt wären.

Uebrigens mußte der Wiesel bald von den beiden Dampfschiffen eingeholt werden, da die Flußfahrt aufwärts für Segelschiffe äußerst langsam geht: Die Unregelmäßigkeit der Luftströmungen, und die zahlreichen Biegungen des Flusses, welche auch einer beständigen Windrichtung ihre Wirkung rauben, machen es nöthig, sich der Leine *) oder des Ankerwindens zu bedienen, wobei es trotz aller Menschenschinderei immer noch unerträglich langsam geht.

Um Mittag nöthigte uns eine heftige Tornade (Lokalname für heftige Stürme, wobei der Wind nach allen Richtungen der Windrose wechselt) Anker zu werfen: der Regen fiel während anderthalb Stunden in Strömen: ein günstiger S.-W.-Wind erlaubte uns dann weiter zu segeln.

Bald kamen wir an das Dorf Maka, welches auf dem rechten Ufer etwa achthundert Schritte landeinwärts liegt; es ist

---

*) Das Schiff- oder Leinziehen ist auf den meisten Flüssen gebräuchlich; das Ankerwinden besteht darin, daß man den Anker so weit möglich Fluß aufwärts trägt, und dann das Schiff durch die Winde bis an den Ankerort nachzieht.

an einem kleinen, unbedeutenden Marigot *) des gleichen Namens erbaut und wird von dem Marabut (mahomedanischen Priester) Serin-Diama bewohnt, welcher während des Krieges im Jahr 1834 die Partie von Kersi, den wir zum Brak (d. h. zum Häuptling des Wallolandes) ernannt hatten, ergriff. Dieser erhielt damals den Titel Kai, die zweite Würde des Staates; aber beim Frieden verlor er wie sein Gebieter seine Würde und die damit verbundenen Vortheile. Serin-Diama gehört zur Familie der Gueusen, die ihr früheres Uebergewicht verloren hat, seitdem die Familien Tedik und Logor um die Herrschaft von Wallo streiten. Die Gueusen wurden im Jahr 1795 in einer Schlacht unter dem Brak Maderbi beinahe ganz vernichtet. Maka gehört zwar wirklich zu Wallo; doch haben sich die Einwohner mittelst eines ziemlich starken Tributes unter den Schutz von Mamdelega begeben, dessen Bruder als König der Trarzas-Mauren einen Theil des Landes beherrscht.

Wir mußten von Maka an uns durch Schiffziehen weiter fördern, was natürlich sehr langsam ging; die Leinpfade sind eine bedeutende Strecke Fluß aufwärts sehr gut unterhalten.

Den andern Tag bekamen wir bald das Dorf Debi ins Gesicht, welches auf einem Sandhügel liegt uud seine Existenz dem Bach N'Donk verdankt, der eine nicht unbedeutende Strecke Landes bewässert; der Handel der Einwohner besteht hauptsächlich in frischen und getrockneten Fischen und in einem Oel, welches zwei dort im Ueberfluß vorhandene Fischarten, Eß und

*) Der Herausgeber gebraucht dieses wahrscheinlich der Landessprache entnommene Wort für alle die Nebengewässer des Senegal, seien es nun Flußarme, kleine Zuflüsse der Ebene, die in der heißen Jahreszeit austrocknen, oder eigentliche Bäche und kleinere Flüsse.

Anm. d. Uebers.

N'diame liefern. Debi gehört zwar zu Wallo, bezahlt aber, wie Maka, Tribut an Mamdelega und noch an einen andern Trarzas-Häuptling, welcher diese Gegend durch Drohungen, die nicht gar selten in wirkliche Thätlichkeiten ausarten, brandschatzt.

Die beiden Bäche von Quatalam und N'Guiaguer oder Maringuins schwellen während der Regenzeit zu einer bedeutenden Wassermasse an; so bilden sie in den benachbarten Ebenen kleine Seen und ausgedehnte, aber nicht sehr tiefe Moräste, in welchen die Eingebornen den offizinellen Blutegel fangen. Soll der Fang ergiebig seyn, so müssen diese Pfützen, welche gewöhnlich schon im Januar trocken liegen, kurz nach der Regenzeit benützt werden.

Der Marigot *) von Maringuins, welcher auch mit dem Meere zusammenhängt, ist der geweihte Ort, wo die Neger eine ähnliche Zeremonie wie die Aequatortaufe vollführen, nur daß ihnen das auf der See dabei statthabende theatralische Gepränge unbekannt ist. Sie nennen jene Zeremonie Bagnas (offenbar von dem Worte baigner, benetzen, abgeleitet), und dehnen diesen Namen auch auf den Ort, wo jene vollführt wird, aus: Diese Zeremonien bestehen in parodirten Gebeten und in einem Schwur, den der neugetaufte leisten muß (ähnlich wie beim Passiren der Linie) endlich in einer mehr oder minder reichlichen Begießung mit Wasser und Asche, je nach der voraussichtlichen Freigebigkeit des Neulings und des Grades der Achtung, welche sie ihm schuldig sind; das Ganze ist offenbar der Linientaufe abgeborgt und kündet sich von fern durch Flintenschüsse, Tantam-Lärm und großes Geschrei an.

Wir kamen an mehreren maurischen Lagerplätzen, die auf beiden Seiten des Flusses sich befanden, vorüber und erreichten

*) Hier bedeutet Marigot eine Nebenmündung des Senegal.

um zwei Uhr das auf dem rechten Ufer gelegene Dorf Kamm; auch dieses Dorf gehört, wie die obengenannten zum Wallogebiet; der dortige Häuptling heißt Sandiut. Die Weiber verfertigen Matten, welche unter den Negern berühmt sind und die sie an unsere Händler verkaufen; auch bereiten sie getrocknete Fische. Die benachbarten Ebenen, während der Regenzeit stark bewässert, bringen im Ueberfluß den Senegal-Reis hervor, der im ganzen Lande sehr geschätzt ist. Auch die Hirsefelder, in einiger Entfernung vom Dorfe, zeichnen sich durch ihre Schönheit aus. Die Einwohner von Kamm bezahlen ebenfalls an einen Trarzasfürsten Mametchei Tribut (zwanzig Maß *) Korn auf einen Familienvater); dieser Fürst ist der Aelteste der einflußreichen Familie Cherke-Dualad-Idi, von welcher ein Mitglied, ohne Zweifel ein mächtiger Marabut, die Könige ein- und absetzt. Doch hat sich in der letzten Zeit die Macht dieser Familie durch die politischen Unruhen im Lande sehr vermindert, indem sich einzelne Glieder derselben gegenseitig mordeten. Durch diese Familienzwiste schwächen sich diese mächtigen Häuser selbst und von obengenannter Familie sind nur noch wenige Glieder vorhanden und auch diese sind vor dem Dolche ihrer Neider nicht sicher.

Um drei Uhr kamen wir an das Dorf Diauar, das auf dem linken Ufer so nahe an den Fluß gebaut ist, daß es zur Regenzeit mitten in der Ueberschwemmung liegt. Auch seine Bewohner zahlen an Mametchei Tribut, und haben dieselbe Industrie wie die von Kamm.

Nachdem wir an mehreren unbedeutenden Dörfern, Ronk, Lammsar, Brenn und Korr vorübergesegelt waren, kamen wir in der Nähe des Landungsplatzes der Darmankurs an das Dorf

*) Dieses Maß ist eine Kalebasse, welche ungefähr 3 Schoppen faßt.

Diek und an den Bach gleichen Namens, dessen Mündung durch einen einzelstehenden Ronier (Palmbaum) bezeichnet ist. Der dortige Häuptling, Bey von Diek genannt, erhält von uns einen jährlichen Zoll, oder Grundzins, *) damit er unsern Gummihandel an obigem Landungsplatz, welcher in sein Gebiet gehört, nicht störe.

Abends sechs Uhr kamen wir an dem Landungsplatze für die Trarzas vorüber und berührten das Dorf Diekten, welches auf dem linken Flußufer einen Sandhügel einnimmt und dem Häuptling Diasley gehorcht, der wie Bey-Diek eine jährliche Steuer von uns bezieht, damit er den Gummihandel an obigem Landungsplatze begünstige und etwaige Kontrebande anzeige. Auf dem rechten Ufer sahen wir den Lagerplatz der Azunas-Mauren, welche nur zur Regenzeit sich tiefer in das Innere zurückziehen; dieser Stamm gehorcht einem Häuptling Namens Eli-Moktar-Fall, und ist durch seine Räubereien, die er jedes Jahr im Wallogebiet ausübt, einer der gefürchtetsten Trarzas-Stämme.

Weiter aufwärts erblickten wir das auf einer Erhöhung recht hübsch gelegene Dorf N'Tiagar; es ist ziemlich groß, doch nicht sehr volkreich und produzirt Matten, Hirse und getrocknete Fische. Unsere Handelsschiffe legen oft dort an, um jene Gegenstände gegen Tabak und Guineazeug einzutauschen. Hier ist der Ort, wo die Königin von Wallo, Yombott, jährlich einmal mit ihrem Gemahl, dem König der Trarzas-Mauren zusammenkommt. Diese Verbindung ist durchaus politischer Natur und von dem französischen Gouvernement herbeigeführt, ohne daß für die eheliche Bequemlichkeit der beiden Gatten besondere Sorge

---

*) Die französische Regiekung und die Gummihändler zahlen jährlich an die maurischen Häuptlinge und die von Wallo bestimmte Abgaben, welche im Ganzen ungefähr 28000 fl. betragen.

getragen wäre; doch scheinen sie sich übrigens gegenseitig recht gut in ihre Einsamkeit zu finden und sind vielleicht froh, sich nur einmal des Jahres bei dieser offiziellen Zusammenkunft zu treffen.

Auch dem Häuptling von N'Tiagar, Namens Tiebo, zahlen wir einen Zoll für die Unterstützung, welche er unserem Gummihandel angedeihen lassen soll. Diese Summen haben freilich oft keine besondere Wirkung, und bezwecken nur, daß diese Häuptlinge unsern Handelsverkehr nicht offen stören können.

An dem Bache (Marigot) Faff, hatten wir früher eine befestigte Station, die jetzt aber verlassen und beinahe ganz zerstört ist. Ebenda ist eine Furt, welche von den Mauren benützt wird, um den Fluß zu überschreiten und das Wallogebiet zu durchstreifen. Leider hat man die Bedeutung dieser Lage früher nicht genug zu schätzen gewußt, denn mit einem kleinen Fort hätte man jene gefährlichen Gäste wenigstens von dieser Gegend fernhalten können.

Weiter oben kamen wir an dem Dorfe N'Diangui vorüber, das von Tag zu Tag bedeutender wird; dieß ist die alte Residenz von Wallo und heutzutage der Aufenthaltsort des Prinzen N'Diadine. Hier rasten auch gewöhnlich die Handelsschiffe, welche stromaufwärts fahren.

Vor Richard-Toll, *) einer militärischen Station an der Mündung des Baches Tahuë, der mit dem See Panië-Ful in Verbindung steht, warfen wir Anker. Diese Station ist als der Schlüssel zu dem genannten See von großem Gewicht bei einem Kriege mit Wallo. Der Marigot Tahuë ist für Barken das ganze Jahr und zur Regenzeit auch für Schiffe von fünf Fuß Tiefgang fahrbar; er dient deshalb zur Verbindung mit dem

*) Toll bezeichnet in der Joloffsprache Garten.

Postkomptoir Merina G'hen, welches wir neuerdings an jenem See angelegt haben.

Richard-Toll war, wie schon sein Name anzeigt, ehemals ein Hauptort für den Ackerbau und ein Mustergarten, welchen Herr Richard, ein ausgezeichneter Botaniker, in sehr großem Maßstab angelegt hatte, um die Akklimatisirung von ausländischen Bäumen und Pflanzen zu versuchen. Dieser Garten hat sich lange Zeit eines gedeihlichen Fortgangs erfreut und durch die Sorgfalt seines Urhebers Früchte, Gemüse und andere nützliche Produkte hervorgebracht; allein Vorsichtsmaßregeln, welche zur Sicherung der dortigen militärischen Station nothwendig schienen, verlangten, daß man im Jahre 1840 jene Pflanzungen gänzlich zerstörte. Wir befanden uns damals in einem Krieg mit den Trarzas-Mauren, und man fürchtete, dieses Gehölze möchte, in der Nähe des Postens gelegen, dem Feinde zum Versteck dienen und so einen plötzlichen Ueberfall möglich machen. Uebrigens war man mit dieser obigen Maßregel durchaus nicht allgemein einverstanden und Viele glaubten, mit gehöriger Wachsamkeit hätte man die Gefahr abwenden und eine Pflanzung, deren Gedeihen so schöne Früchte versprach, erhalten können: so aber vernichtete man in zwei Stunden das Werk von fünf und zwanzig Jahren!

Von St. Louis bis Richard-Toll sind die Flußufer zur Regenzeit hoch überschwemmt; bis Maka sieht man hohe Gräser und Mangobäume so mit Wasser bedeckt, daß oft nur deren Gipfel hervorragt. An manchen Orten hat der Fluß eine Art Kanäle gegraben, die wie alte Flußbetten aussehen, und wahrscheinlich einmal solche werden. Die Ebenen, durch welche der Senegal hinströmt, sind in der guten Jahrszeit trocken und dürr; gegenwärtig aber sind sie mit grünen Waidekräutern bedeckt und von kleinen Seen und Morästen durchschnitten, was dem Flußufer einen sehr lebendigen und angenehmen Anstrich verleiht;

dagegen ist der Zugang an vielen Orten für Fußgänger gänzlich unmöglich. An solchen Stellen, wo das süße Flußwasser nicht hingelangt, erblickt man sehr bemerkenswerthe Salzanflüge; auch die wenigen Pflanzen, welche hier wachsen, sind reich an Salz und Soda: so z. B. das von den Eingeborenen sogenannte Dieghe, dessen schöne Blumen röthliche Aehren bilden, während die grünen Blätter zierliche Ausschnitte zeigen. Dieses an den höheren Stellen des Flußufers sehr oft vorkommende Gesträuch blüht zur Regenzeit, ist von mittlerer Höhe und bildet ganze Gebüsche. Die Eingeborenen gebrauchen dasselbe, natürlich wegen seines Salzgehaltes, als Purganzmittel. Kleine Gesträuche, Diarket genannt, so wie die mit Vogelnestern bedeckten Gonatiers (Senegal-Akazien) machen sich ebendaselbst bemerklich; die Keks oder Mangliers verschwinden von Maka an.

Die Flußufer von St. Louis bis N'Guiaguer würden zur Bebauung sehr tauglich erscheinen, wenn sie nicht einen bedeutenden Theil des Jahres hindurch (beinahe acht Monate) von salzigem Meerwasser überströmt wären, welches jede Anwendung und Ausdehnung des Anbaues unstatthaft macht; auch sind diese Gegenden beinahe ganz von eingeborner Bevölkerung entblößt. Von Diauar aufwärts aber ist der Boden, besonders auf dem linken Ufer, von ausgezeichneter Beschaffenheit; er erhebt sich, und ist somit dem Andrang des salzigen Wassers sehr wenig ausgesetzt: Ebbe und Fluth sind von dort an kaum zu bemerken Es wäre daher zu hoffen, daß ein geschickt geleiteter Anbau, wenn die nöthigen Eindämmungen und Bewässerungswerke angelegt würden, reichliche Erndte und Gewinn abwürfe. Das rechte Ufer, welches an die Wüste Sahara grenzt, ist vielleicht nicht so fruchtbar, wie das linke; aber auch hier verschwindet in der Nähe von Bagam, einem Orte unterhalb Richard-Toll, dieser Anschein von Unfruchtbarkeit.

Am 18. August blieben wir in Richard-Toll, um die An-

kunft der Dampfboote zu erwarten. Wir benützten diesen Aufenthalt, um unsern Kutter mit einem andern, Vigilant genannt, der viel größer war und nicht so tief im Wasser gieng, zu vertauschen. Den Vorschlag zu dieser für uns sehr angenehmen Aenderung machte Herr Caille, Bataillonschef und Oberkommandant der Landungsplätze, welcher in Richard-Toll rastete und so eben im Begriff stand, die Festung Merina G'hen zu inspiziren, und mit neuen Kanonen und anderem Material zu versehen. Unsere Uebersiedelung war von einem heftigen Regen begleitet, der während sieben Stunden in Strömen vom Himmel fiel; doch gieng alles ohne Schaden und rasch vor sich.

Den andern Morgen kam der Erebus allein an, da der Galibi wegen seiner Ausbesserung noch in St. Louis hatte zurückbleiben müssen; von nun an wurden wir von jenem Dampfboote bugsirt.

In dem Dorfe Guidakar, das auf dem linken Ufer liegt, haben die Einwohner, zum Stamme der Wallo gehörig, in ihren Sitten und Gebräuchen bedeutende Aehnlichkeit mit den Giroten, die eines der originellsten Elemente unter der Bevölkerung von Nigritien darstellen und von denen ich unten weitläufiger reden werde. Die jährliche Ueberschwemmung verursacht Moräste, Saftu genannt, in welchen man sehr viele Blutegel findet. Nach dem Ablauf des Wassers könnte man in den Ebenen um das Dorf her sehr schöne Reisernten erzielen; bis jetzt baut man mit Erfolg Hirse, süße Pataten und Melonen.

Die oben genannten Grioten bilden einen Stamm der Bevölkerung von Senegambien, der sich von den übrigen an Sitten und Religion durchaus unterscheidet. Sie leben nur unter sich, vermischen sich nie mit andern Stämmen und weisen meist als eifrige Götzendiener die Lehren des Islam hartnäckig zurück. In Wahrheit haben sie gar keine äußerlichen gottesdienstlichen Gebräuche und stimmen mit ihren Landsleuten nur in

dem einen Punkte überein, daß sie auch an die Kraft der Amulette glauben: ein Wahn, der allen Völkern des westlichen Afrika, seien sie nun von der äthiopischen oder kaukasischen Race, eigen ist. Die Amulette spielen in der That eine große Rolle in dem Leben eines Negers: sei dieser Talisman nun eine gewundene Muschel oder ein Ziegenhorn, sei es ein reich gearbeitetes Marokinfutteral, in dem ein Vers aus dem Koran, von einem heiligen Marabut geschrieben, liegt, oder ein schmutziger Lumpen, in welchem ein Backenzahn des Vaters eingewickelt ist. Die Mauren glauben zwar weniger blind an die Kraft dieser Schutzmittel, sind jedoch weit entfernt, sie ganz zu verachten; später werde ich noch öfter Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen.

Die Grioten und Griotinnen üben unter den Negern, namentlich bei den bedeutenderen Häuptlingen ein Gewerbe, ähnlich dem der Narren, Spaßmacher und Sänger des Mittelalters. Die Grioten stellen all dieses in einer Person dar: sie ergötzen Häuptlinge und Volk mit ihren groben Späßen und singen das Lob derer, die ihre schwülstigen Stegreifgedichte bezahlen; beim Gesang begleiten sie sich mit einer Art Guitarre mit drei Saiten, welche über eine halbe Kalebasse aufgezogen sind. Diese Grioten haben das Vorrecht, im Feuer ihrer Improvisationen alles sagen zu dürfen, und es gilt für unschicklich, wenn sich Jemand, sei es auch ein Häuptling, über eine ihm gesagte derbe Wahrheit erzürnt. Sie begleiten diese Häuptlinge treulich in die Schlacht und in die Rathsversammlung, und folgen ihnen zu den Festen; sie theilen so zu sagen ihr Lager und ihre Mahlzeit, und besitzen sehr häufig deren ganzes Vertrauen: mit einem Wort, sie sind den heutigen Negerfürsten so unentbehrlich, wie die Hofnarren und Sänger den christlichen Fürsten früherer Zeit.

Diese Aehnlichkeit aber ist übrigens nicht zu verwundern; denn diese Narren und Spaßmacher haben erst seit den Kreuzzügen eine Rolle zu spielen angefangen. Die Barden reichen

zwar in das hohe Alterthum hinauf, und waren bekanntlich Priester und Dichter der Kelten und anderer nordischer Völker; aber wie die Hofnarren, so verbreiteten sich auch erst zur Zeit der Kreuzzüge die Minnesänger und Troubadours über die Höfe Europas. Ist die Erscheinung dieser beiden Hofchargen zu der Zeit, als der Osten und Westen in nähere Berührung kamen, einmal als richtig anerkannt, so wird sich ebenso geschichtlich nachweisen lassen, daß diese Sitte zu derselben Zeit auch bei den orientalischen Höfen im Schwunge gieng. Mögen die Mahomedaner hierin den Anfang gemacht haben, oder nur nachgefolgt sein, so viel ist gewiß, daß sie bei ihnen in voller Ausdehnung herrschte. Da die Araber aber um dieselbe Zeit den ganzen ungeheuren Kontinent Afrikas überschwemmten, so brachten sie natürlich diese Sitte, die man heute noch, freilich zum Theil in entarteter Gestalt, unter den Eingebornen trifft, mit dorthin. *)

Diese Grioten Senegambiens sind also zugleich Hofnarren und Sänger und vererben diese Aemter in ihrer Familie, so daß der Sohn einer solchen unabweislich das Geschäft seines Vaters treiben muß. Natürlich kann nicht, wie man gewöhnlich glaubt, eine außerordentliche Häßlichkeit oder ein bemerkbares körperliches Gebrechen die nothwendige Bedingung dieser Handthierung sein, da sie erblich ist; sie ersetzen jene durch abscheuliche Grimmassen und Verdrehungen, die ihren Zweck bei den Zuschauern nie verfehlen. Obgleich sie in einer Art Leibeigenschaftsverhältniß zu ihren Gebietern leben, so haben sie doch, wie ihre Amtsgenossen in Europa, ihre Stellung durch die Gunst, in der sie bei den Häuptlingen und dem Volke stehen, sehr zu heben gewußt. Ihr Talent als Stegreifdichter, welches die Neger sehr hoch an-

*) Diese Unsitte und dieser Luxus hat an manchen europäischen Höfen bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fortgedauert.

schlagen, und die unter den Mahomedanern herrschende Ansicht, daß solche Irren (und als diese werden sie gemeiniglich betrachtet) von Gott auserlesen und begeistert seien, verschafft ihnen wo nicht Verehrung, doch wenigstens eine achtungsvolle Duldung. Man schreibt ihnen außerdem geheime Verbindungen mit der Geisterwelt zu, und dieß macht sie häufig zu einem Gegenstand der allgemeinen Furcht. Weit entfernt, daß der Zustand dieser Grioten ein bemitleidenswerther sei, im Gegentheil leben sie bequemer, als die meisten ihrer Landsleute: selten weigert man ihnen die erbetene Gabe, und häufig sucht man ihre Wünsche, die natürlich begehrlicher Natur sind, noch zu überbieten. Gewöhnlich sind sie, Frauen so gut wie Männer, dem Genuß geistiger Getränke unmäßig ergeben.

Trotz dieser vortheilhaften Stellung wird ein Neger doch den Namen Griot als eine Beleidigung ansehen; um so bemerkenswerther, da diese Völker selten eine erhabene Ansicht von Menschenwürde haben und ihre Verachtung sonst nur an Gewerbe knüpfen, die kleinliche Handarbeiten erfordern: so wird das weibliche Geschäft tief verachtet und ein Neger wäre für immer entehrt, wenn er den Kuskus bereitete, oder sich mit der Wartung des Viehes abgäbe.

Im Cayor- und Dakar-Lande, in der Gegend von Goree legt man diese Giroten nach ihrem Tode aufrecht und in ihren besten Gewändern in hohle Baobab-Bäume. Verwesung und die aasfressenden Thiere lassen bald nichts davon übrig. Labat erklärt übereinstimmend mit Jobson diesen Gebrauch, der übrigens in Obersenegambien nicht einheimisch ist, aus der öffentlichen Mißachtung, in welcher diese Menschenklasse stehe. Diese, während des Lebens durch die Freude an ihren Lobgesängen und Späßen zurückgehalten, zeige sich nach ihrem Tode durch die Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses; die übrigen Neger geben vor, diese Leichname würden Korn und Früchte, Wasser

und Fische vergiften, weshalb man sie weder begräbt noch in das Meer oder in die Flüsse wirft. Die Grioten gelten außerdem dafür, daß sie in einem nahen Verhältniß zu dem Teufel stehen, und dieser Glaube mag ebenfalls nicht wenig dazu beitragen, daß sie nicht an dem gewöhnlichen Begräbnißorte ihre Ruhestätte finden.

Um 11 Uhr erreichten wir Todd, eine sehr fruchtbare Insel, die von mehreren Gouverneuren Senegambiens zum landwirthschaftlichen Betriebe auserlesen worden war; mit Recht gab man jedoch diesen Plan auf, da diese Insel einen großen Theil des Jahres über von Wasser bedeckt ist. Ein Dorf gleiches Namens nimmt die Mitte der Insel ein und die Einwohner zahlen auch an die Trarzas-Häuptlinge Tribut. Mehrmals flüchteten sie, der ewigen Räubereien dieses Schutzherrn müde, unter die Kanonen von Richard-Toll, wo der Gouverneur ihnen Land angewiesen hatte; aber die Liebe zur Geburtsstätte, bei diesen rohen Völkern so mächtig wie bei civilisirten, hat sie doch immer wieder auf ihre Insel zurück geführt. Trotz des geringen Vertrauens, das ihnen ihr Tribut und die Schutzverheißungen jener Räuberfürsten gewähren, war für sie ihr Exil doch so peinlich, daß sie immer wieder ihre gefährdete Existenz auf der heimathlichen Insel dem sicheren Leben in der Fremde vorzogen. Vor einem Monat waren nur noch dreißig Familien dieses Dorfes zu Richard-Toll.

Bald nachher kamen wir an das Dorf M'Bilor, bei welchem im Jahr 1829 die Schlacht vorfiel, wo der falsche Prophet Demba-Golokh gefangen wurde; der Gouverneur Brou, welcher damals die Truppen befehligte, zerstreute das Heer dieses geschickten Betrügers gänzlich.

Nach und nach kamen wir an mehreren zerfallenen Gebäuden vorüber, welche die Wandelbarkeit der menschlichen Entschlüsse und die traurigen Folgen der uns leider so sehr mangelnden

Beharrlichkeit deutlich vor Augen stellen; in Wahrheit muß man ein tiefes Bedauern fühlen, wenn man an die Zeit denkt, wo diese am Senegalufer elegant eingerichteten Wohnungen auf unabsehbare angebaute Ländereien niederschauten und zahlreiche Arbeiter beherbergten. Leider ist der Wohlstand, zu dem diese Kolonisation, beharrlich und tüchtig geleitet, ohne allen Zweifel hätte führen müssen, wie ein schöner Traum verschwunden. Der glänzende Anfang versprach reißende Fortschritte; aber es bedurfte, um das Ziel zu erreichen, einer energischen Beharrlichkeit und gehörigen Ueberwachung, und beides fehlte. Auf die lebhafteste Theilnahme an dieser Ackerbau-Unternehmung folgte gar bald Theilnahmlosigkeit, später Abneigung; die Unredlichkeit vieler Kolonisten vermehrte außerdem die Verlegenheit und nöthigte endlich die Gouverneure zu extremen Maßregeln, sie überließen diese Kolonisation, welche nur unter dem Schutze und mit Unterstützung der Regierung entstanden war, ihrem Schicksal; dieser Beihülfe beraubt, zerfiel sie und mit ihr verschwand die Hoffnung der unternehmenden Männer, welche dem Senegal eine glückliche Zukunft hatten begründen wollen. *)

*) Vielleicht ist es nicht uninteressant, die Ursachen dieser Maßregeln, wonach die Kolonisation aufgegeben wurde, darzulegen:

Sobald die Ländereien vertheilt wurden und die Bewohner von St. Louis, sowohl Eingeborene als Europäer, erfuhren, daß für die Theilnehmer an der projektirten Kolonisation reichliche Aufmunterungsprämien ausgesetzt wären, erhoben sich an den bestimmten Plätzen kostspielige Bauten, wobei Niemand an die Zukunft und an zweckmäßige Vorbereitnugen dachte. Dann kam der Anbau, und auch dieser wurde sogleich in einem riesenmäßigen Maßstabe unternommen, ohne auch nur zu berechnen, ob die Anzahl der Arbeiter, über welche man etwa gebieten konnte, der projektirten Ausdehnung der Kolonisation entspreche.

Kurz nach zwölf Uhr warfen wir bei Dagana Anker; dieß ist eines der bedeutendsten Dörfer am untern Senegal und ver-

---

Aus dieser unbegreiflichen Unvorsichtigkeit entsprangen eine Menge Nachtheile: man konnte auf den Anbau, wegen der ungeheuren Ausdehnung, nicht die nöthige Sorgfalt verwenden; die Erndten deckten das aufgewendete Baukapital und die Kosten des Umbrechens und Düngens sobald nicht. Auf diese erste Unlust folgten bald wirkliche Unglücksfälle: während der Regenzeit wurden die angebauten Ländereien, welche man nirgends durch Dämme geschützt hatte, überschwemmt und mit einer dicken Sandlage bedeckt; nachher ging der neue Anbau, welcher den von dem Wasser zerstörten ersetzen sollte, durch die übergroße Trockenheit zu Grunde, die besonders beim Ostwinde alles versengt. Beides hätte man durch zweckmäßige Eindämmungen und Bewässerungsgräben vermeiden können; aber an All' das dachte man nicht.

Diese gehäuften Unfälle konnten freilich den Ansiedlern nicht gerade großen Muth machen; auch klagte man von allen Seiten über die Unfruchtbarkeit des Bodens und sprach von der Nothwendigkeit, die Sache aufzugeben. Doch war die Entmuthigung mehr scheinbar als wirklich; denn die Aufmunterungsprämien wurden fortbezahlt. Dennoch mußte die Regierung, welche längere Zeit eine lobenswerthe Beharrlichkeit zeigte, endlich müde werden: sie konnte ihre Unterstützung nicht länger unthätigen Leuten zukommen lassen, welche diese kostspielige Unterstützung mit Betrug vergalten. Man hätte nur der Unredlichkeit eine Prämie bezahlt, und wollte dieß doch nicht. Ich übertreibe gewiß nicht: es ist hier allgemein bekannt, daß die Prämien, durch das allzugroße Vertrauen der Regierung nicht nach dem Erndteertrag, sondern nach der Ausdehnung der Ländereien bemessen, mehr dazu dienten, die Trägheit und den Betrug zu belohnen, als Umsicht und ehrlichen Fleiß zu ermuthigen. Dieß geschah auf folgende Weise: wenn man die Ankunft des Regierungs-Visitators erfuhr, so ließen die Gutsherren in der Nacht Zweige von Baumwolle- und Indigo-

dankt seinen Wohlstand dem Schutz des militärischen Postens, den wir dort unterhalten.

Bäumen in die Erde stecken und erhielten durch diesen plumpen Betrug nicht nur das Recht auf eine höhere Prämie, sondern verursachten dadurch auch ganz unwahre Berichte über den Stand der Kolonie, wodurch die Regierung iu einer beklagenswerthen Täuschung unterhalten wurde. Der Betrug war damit noch nicht zu Ende: man täuschte die Visitatoren in Betreff der Menge von Arbeitern, indem man Leute dazu zählte, die gar nichts mit dem Landbau zu schaffen hatten. Ja man ging so weit, daß man die Regierung auch in Hinsicht der von ihr bewilligten Unterhaltungskosten für die Arbeiter übervortheilte, indem man dafür täglich 14 kr. berechnete, während ihr Unterhalt in der Wirklichkeit nur 4 kr. kostete.

Diese Kolonisation war somit für Viele eine Quelle von einer neuen Art Spekulation, die ihnen auf Kosten der Kolonialkasse sicheren Nutzen darbot. An die Zukunft des Landes und an den wahren Nutzen dieser Kolonisation dachten nur sehr wenige der Theilnehmer. Sträfliche Theilnahmlosigkeit war neben Unredlichkeit und Betrügerei die allgemeine Eigenschaft.

Um dieß zu beweisen, möge zuletzt noch folgende Anekdote dienen. Einer der Direktoren, welchem es, ein seltener Fall, mit der Kolonisation wirklich Ernst war, führte einen Schutzdamm auf, als ihn ein anderer Kolonist besuchte; er führte diesen an den Ort, wo gerade gearbeitet wurde und unterhielt sich lange mit ihm. Der Gast, welcher gerade in solchen Arbeiten sehr erfahren war, äußerte nichts, sagte aber den andern Tag, als er schon weit von da entfernt war, zu einem Reisegefährten: Der Damm des Herrn Direktors kann nicht halten; der erste Regen nimmt ihn mit fort. Und auf die Frage, warum er dieß nicht gestern gesagt habe, meinte er nur, es gehe ihn ja nichts an. Die Bemerkung war aber richtig, und der Damm wurde bald nachher zerstört.

Dieß sind die wahren Ursachen jener mißglückten Kolo-

Das Dorf Dagana zerfällt in zwei Theile, wovon der eine zu Wallo gehörig, von Diombonak regiert wird; der andere, zu Futa gehörig, hat als Beherrscher einen Marabut, welcher jedesmal von dem Almamy ernannt wird. Der benachbarte Marigot gleiches Namens ist reich an Fischen. Man macht hier, wie in einigen andern Orten, verschiedene Töpfergeräthschaften, besonders irdene Gefässe, Canari genannt, und Pfeifen, welche von den Eingeborenen sehr gesucht sind. Die Griotenfrauen gelten als die geschicktesten Arbeiterinnen in diesem Artikel. Die Einwohner bezahlen Tribut an Akenib, einen Trarzas-Häuptling.

Der französische Posten von Dagana wird durch einen Infanterieoffizier befehligt, und hat eine Besatzung von dreißig schwarzen Soldaten mit zehn eisernen Kanonen. Dieß reicht hin, um die Bewohner von Wallo und die Trarzas-Mauren, unsre gefährlichsten Nachbarn, im Respekt zu halten. Früher war diesem Posten ein Arzt zugetheilt; später aber, schon seit mehreren Jahren, hat man aus Sparsamkeit diese Stelle eingehen lassen. Dieß ist zu beklagen, da Richard-Toll und Dagana, welche gemeinschaftlich die ärztliche Hülfe benützten, derselben nun gänzlich beraubt sind. Das Garnisonsgebäude ist regelmäßig und richtet seine Façade gegen den Fluß; die Mauern haben eine Höhe von ungefähr 9 Fuß; die Ecken sind mit Kanonen besetzt.

Der Erebus nahm Kohlen ein; wir trafen hier die kleine

---

nisation: einerseits Unredlichkeit, andrerseits entweder Unwissenheit oder Theilnahmlosigkeit. Die behauptete Unfruchtbarkeit des Bodens, die Ueberschwemmung, die außerordentliche Hitze, sind für einen unbefangenen Beobachter keine hinreichenden Hindernisse; denn man wird mit Recht behaupten können, daß diese natürliche Schwierigkeiten bei einiger Umsicht und gewissenhafter Festhaltung des Planes hätten bald überwunden sein müssen.

Handelsflotte von St. Louis, welche bis hieher vorausgesegelt war und nun von dem Dampfschiff ins Schlepptau genommen werden sollte.

Dagana trennt Futa von Wallo und war ehemals die Residenz des Brak, der aber gegenwärtig in N'Derr wohnt.

Um sechs Uhr Abends wurden wir sammt den fünf Lastschiffen, welche nicht schwer beladen waren, von dem Erebus stromaufwärts bugsirt; natürlich war der Lauf des Dampfschiffes durch die lange Reihe von geschleppten Schiffen sehr gehindert.

Gae, ein großes Dorf auf dem linken Ufer, hat sehr bedeutenden Fischfang; auch baut man Hirse und Pistazien (Arachiden) in der Umgegend. So lange wir hier eine seit 1833 verlassene Eskale *) hatten, trieben die Maradin- und Beladaed-Mauren (zum Trarzasstamm gehörig) mit den Einwohnern des Dorfes starken Schmuggel in Gummi, für Rechnung der Handelsleute von St. Louis.

Ebenso ist Bokal ein Ort für den Schmuggelhandel mit Gummi, auch sind die Einwohner als beherzte Kaiman-Jäger berühmt. Seit Dagana sahen wir unter den hohen Gräsern einzelne Palmbäume, welche die Flußufer zieren.

---

*) Sonst auch die Namen èchelle, scala, skel, Handelsplatz für Europäer und Orientalen.

Zweites Kapitel.

Die Krokodile oder Kaimane; Volkssagen in Betreff dieser Thiere. Insel Morphil; Kolonisationsplan des Oberst Schmaltz. — Podor, eine alte französische Niederlassung. — Aufregung unter den Negern durch die Zerstörung von Kasga. — Termiten. — Soziale Eintheilung der Neger. — Muskitos. — Körperliche Gebrechen unter den Negern häufig. — Waschungen mit Sand. — Schwüre der Neger.

Am 20. August kamen wir zuerst an das Dorf Fanaye, das eine starke Bevölkerung und lebhaften Verkehr mit Hirse, Matten und getrockneten Fischen hat. Unsere Schiffe halten hier sehr oft, um obige Produkte einzuhandeln.

Weiter oben kamen wir an dem Risga (Kerkerloch) vorüber, einem für die Schiffe während eines Krieges sehr gefährlichen Orte; denn die Futa-Neger benützen das hohe Ufer und graben Löcher in den Boden, von wo aus sie ohne eigene Gefahr unsere Schiffe bestreichen können; auch bergen sie sich in dem dichten Gebüsche, das dort reichlich wächst. Das Flußbette verengt sich hier und die schroffen Ufer tragen eine Menge hochgewachsener Bäume, was einen sehr angenehmen Anblick gewährt. Oberhalb der Insel Lamnayo, wo sich gewöhnlich viele Flußpferde und Kaimane aufhalten, kamen wir an die Furt von Lunghel, welche von den Mauren häufig benützt wird, um in das Futagebiet einzufallen.

Abends kamen wir an dem Marigot Due, welcher die Morphil- oder Elfenbein-Insel einschließt, vorüber, bis an den Landungsplatz von Koq; hier wird der Gummihandel mit den Braknas-Mauren betrieben.

Um Mitternacht trafen wir das Dorf Mussa-Bakari, das seinen Namen von einem berühmten Fischer erhalten hat. In dem benachbarten Marigot Kotala halten sich sehr viele Kaimane auf, welche, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, jedes Jahr bedeutenden Schaden unter den Heerden der Mauren anrichten.

Ich weiß nicht, wie weit man den Erzählungen der Neger Glauben beimessen darf. Diese behaupten nämlich gesehen zu haben, daß Kaimane Menschen und Thiere vom Lande weggeraubt hätten; mir aber scheint dieß kaum wahrscheinlich, da diese Saurier, namentlich wenn sie sehr groß sind, eine sehr geringe Behendigkeit besitzen. Aber keinem Zweifel unterworfen ist ihre Kühnheit und Geschicklichkeit, mit welcher sie ihre Beute im Wasser ergreifen, auch wenn sich dieselbe nur am Ufer befindet; dort bemächtigen sich die Kaimane der stärksten Ochsen; ja man behauptet sogar, sie erhaschen auf diese Weise sogar Löwen und Tiger. Sie tauchen ihre Beute so lange unter Wasser, bis das Thier erstickt ist; dann schleppen sie es in ihre Höhlen, warten bis es in Fäulniß überzugehen beginnt, und verzehren es sodann. (Viele Neger haben mir ganz tolle Mährchen über diese Thiere erzählt, und zwar mit solcher Zuversicht und solcher Ueberzeugung, daß ich nicht umhin kann, davon anzuführen.) Wenn ein Kaiman einen etwas bedeutenden Fang macht, so benachrichtigt er seine Bekannten und Verwandten, und sie bestimmen nun den Tag der festlichen Mahlzeit. Keiner der Gäste läßt sich gelüsten, sein Theil etwa vorher zu verzehren; den Vorsitz führt der Angesehenste, welcher auch die Vertheilung so gleichförmig als möglich einzurichten sucht. Nach der Mahlzeit sucht jeder wieder neue Beute.

Die Kaimane haben Scheu vor dem Lärm und greifen beinahe niemals eine ganze Heerde an, wenn diese in Masse zum Saufen oder Baden an den Fluß kommt; ebensowenig greifen sie Ochsen und Schafe an, wenn diese über den Fluß setzen;

denn die Mauren schwimmen neben her, erheben ein Geschrei und schlagen mit großen Stöcken ins Wasser.

Gewöhnlich sind Menschen und Thiere, welche einzeln an das Ufer kommen, um zu trinken oder zu baden, eine Beute dieser gefährlichen Raubthiere; und die Zahl von Unglücksfällen ist jedes Jahr sehr bedeutend. Das blinde Vertrauen zu der schützenden Kraft der Amulette wird hier sehr oft hart bestraft. Vor nicht langer Zeit geschah an dem Ort, wo wir uns eben befanden, ein derartiges Unglück, auch durch solchen Aberglauben veranlaßt, wobei die außerordentliche Geistesgegenwart und Kühnheit des Mannes, so wie die fürchterliche Beharrlichkeit des angreifenden Kaiman gleich bemerkenswerth sind. Ein Maure, welcher trotz aller Warnungen darauf bestand, allein über den Fluß zu schwimmen, wurde in einiger Entfernung vom Ufer durch einen großen Kaiman am Bein gepackt. Nach dem Gebrauch der Neger und Mauren, kehrt sich der Furchtlose zu seinem Feinde um und bohrt seine zwei Finger in dessen Augen. Diese Mittel soll immer bewirken, daß das Thier seine Beute fahren läßt. Der Maure, befreit, aber schwer verwundet, setzt muthig seinen Weg fort, wird jedoch bald von demselben Kaiman wieder gepackt. Dasselbe Mittel hat denselben Erfolg. Noch zweimal von dem schrecklichen Gegner angegriffen, entwischt er ihm endlich mit aufgerissener Seite und heraushängenden Eingeweiden, und stirbt alsbald am sichern Ufer.

Von Richard-Toll bis Podor erheben sich die Ufer des Senegal bedeutend; der Boden ist fruchtbar. Je weiter man aufwärts kommt, um so mehr Roniers sieht man; aber die Neger ziehen keinen Nutzen daraus, und diese Palmbäume dienen meist nur dazu, den Platz oder die Nähe eines Dorfes anzuzeigen. Die Ebenen sind den Ueberschwemmungen weniger ausgesetzt, als weiter unten am Flusse. Die bemerkenswerthesten Bäume

sind der Kelele, der Gonatier, der Sump, der Sopsop, der Diorkek, der Kad und Nebneb.

Der Erebus mußte nun mehrere Lastschiffe, die er bis jetzt bugsirt hatte, im Stich lassen, denn es war ihm unmöglich, mit diesem langen Schweif von Schiffen die oft sehr reißende Strömung zu überwinden. Bei Koq trafen wir den Kutter, „das Eichhorn," welcher Kohlen für den Erebus geladen hatte.

Zu Podor warfen wir einige Stunden Anker; dieses ziemlich große Dorf ist der gewöhnliche Aufenthalt der Kinder von Mockar-Bubu, dem alten Minister der Braknas; eines derselben, Diak-Moktar ist so zu sagen das Haupt derselben.

Wir hatten im vorigen Jahrhundert eine kleine Festung zu Podor, und hier endigten, wenigstens zu der Zeit, da Adanson den Senegal bereiste, die jährlichen Fahrten auf dem Flusse. Podor war eine bedeutende Station, welche, wie viele andere, in der traurigen und langen Periode, wo die Herrschaft am Senegal so oft zwischen England und Frankreich wechselte, verlassen wurde. Oberst Schmaltz, der erste französische Gouverneur nach der Restauration hatte den Plan, dieses Fort wieder herzustellen, und es zu dem Hauptort für die große Ackerbauunternehmung auf der Elfenbeininsel zu machen, die er vorhatte. Allein unglücklicherweise gingen die Fulah von Futa nicht auf seine Anträge ein und es wurde nichts daraus. Dieses Volk, stolz auf seine Unabhängigkeit nnd durch unsere übergroße Nachgiebigkeit verwöhnt, hatte ebenso versucht, unserer Niederlassung zu Dagana in den Weg zu treten, und wir mußten uns mit Gewalt in dessen Besitz setzen. Dieses Mittel wäre zu Podor nicht so gut anzuwenden gewesen; denn wir hätten uns da mitten im Lande der Fulah befunden, und hätten eine wirkliche Eroberung machen müssen, da Podor ihnen gehört. Es ist sehr zu bedauern, daß der Plan des Oberst Schmaltz nicht ausgeführt

wurde: in politischer und industrieller Beziehung wäre die Besetzung eines Punktes in Futa von großer Wichtigkeit gewesen; die in beständiger Feindschaft mit uns lebenden Einwohner dieses Landes hätten unsern Einfluß in nächster Nähe und unmittelbar gefühlt, und die Gegenwart einer kriegerischen Macht hätte sie oft abgehalten, schlimmen Einflüsterungen zu folgen. Außerdem ist zu bemerken, daß am ganzen Senegal keine Gegend so fruchtbar und zum Anbau geeignet zu sein scheint, als die Elfenbeininsel.

Die Einwohner der Dörfer Diatal und Mao müssen sich zur Regenzeit in das Innere des Landes zurückziehen, da ihre Häuser und Felder ganz mit Wasser bedeckt sind. Bei Moktar-Salam sahen wir einige Bewaffnete, die sich aber, wahrscheinlich aus Furcht vor dem Dampfschiff, defensiv verhielten; doch waren schon einige in ihre Erdlöcher hinabgestiegen, ließen uns aber endlich auch ruhig vorbei.

Um 8 Uhr überschritten wir den Uroardo-Paß: Dieß ist eine Sandbank, welche den Fluß beinahe der ganzen Breite nach versperrt; doch ist keineswegs Gefahr dabei, da Schiffe von kleinem Tonnengehalt das ganze Jahr hindurch ein hinlänglich tiefes Fahrwasser finden. Das Dorf Uroardo ist nicht besonders stark bevölkert, trotz des bedeutenden Handels mit Hirse, welcher da getrieben wird.

Banam und Diao sind während der Regenzeit unbewohnt; gegenwärtig aber sind die Einwohner, welche bei unsern Handelsleuten gut angeschrieben sind, anwesend. Auch erwarten hier die Schiffsherren, deren Fahrzeuge wegen kleinen Wasserstandes nicht weiter können, Schiffe von geringerem Tonnengehalt, um damit nach St. Louis zu fahren; von Diao an haben sie keine Sandbänke mehr zu fürchten. Uebrigens verlieren sie auch hier ihre Zeit nicht ganz, indem sie von den Braknas-

Mauren geschmuggelten Gummi und von den benachbarten Fulahs Hirse und andere Gegenstände einhandeln.

An dem Marigot von Mafu, welcher vom linken Ufer sich sehr weit in das Innere des Landes hineinzieht, liegen eine Menge Fischerdörfer.

Bei Sarpoly und M'Barobe kamen wir über Felsbänke, wovon die erste sehr breit ist, und bei seichtem Wasser die Schiffe oft zum Umladen nöthigt. Die Sandbank bei Alybiram ist zwar nicht gefährlich, aber sehr seicht.

Das Land bietet jetzt fast immer den gleichen Anblick dar: steile Ufer, Ebenen, von Gebüschen und Stauden durchschnitten; doch wird die Vegetation immer kräftiger, und der Baumwuchs üppiger. Wir schifften hart am linken Ufer hin, welches beinahe schnurgerade abfällt; auf den Bäumen zeigt sich nun eine große Menge kleiner Affen.

Beinahe in allen Dörfern sehen wir Bewaffnete, welche aber mehr von Furcht und Unruhe, als von Rachedurst beseelt zu sein scheinen. Diese Aeußerungen von Unruhe sind übrigens bei der Nähe von Kasga sehr begreiflich.

In der Frühe des 22. August kamen wir an dem Dorfe N'Dormbos vorüber. Zwei Flintenschüsse, die von dort auf uns abgefeuert wurden, ließen uns Vorkehrungen zum Kampfe treffen: schon seit gestern hatten wir uns durch Verschanzungen von Palmbrettern gegen feindliche Kugeln zu schützen gesucht. Der Erebus beantwortete jene Flintenschüsse durch einen Schuß aus unserm Steinböller, und wir setzten unsere Fahrt fort, bereit, jeden Angriff zurückzuweisen; doch zeigte sich sobald nichts mehr.

Um sechs Uhr sahen wir Aleybe, ein ausgedehntes und stark bevölkertes Dorf, ungefähr 6000 Fuß vom Ufer entfernt. Die Einwohner sind beherzt und schlagen sich oft mit den Tuabirs, einem Stamm der Braknas-Mauren, welche nicht selten auf das

linke Ufer zu Raubzügen herüberkommen. Aleybe war früher hart am Ufer, da sie aber unsere Schifffahrt belästigten, so hatte das Dorf das gleiche Schicksal wie Kasga. Auch hier fanden wir die Einwohner in Waffen versammelt; doch schienen ihre Mienen ebenfalls mehr Furcht als schlimme Absichten anzudeuten.

Bei der Sandbank von Urogande, welche während der guten Jahreszeit sehr wenig Wasser hat, müssen die Schiffe oft zum Theil ausgeladen werden. Auf der angenehmen und buschigten Ebene, die man von da aus sieht, wollte der falsche Prophet Demba-Golok sich mit seinem Heere lagern, wurde aber von Löwen, welche plötzlich in großer Zahl einen Angriff machten, verjagt. Man sah dieß allgemein als eine schlimme Vorbedeutung an, und von der Zeit an lichteten sich die Reihen seiner Anhänger. Mag diese Anekdote nun wahr oder erfunden sein, so viel ist gewiß, daß jene Gegend eine große Menge Löwen beherbergt.

Abends nach sechs Uhr erreichten wir das Dorf Kasga, welches jetzt nur Schutt und Trümmer zeigt. Kaum vor einem Monat hat der Gouverneur Bouet, mit Recht über die Saumseligkeit und Verzögerung entrüstet, welche die Einwohner in Kasga bei der Entschädigung unserer Kaufleute und Schiffer, die hier geplündert worden waren, zeigten, selbst eine Expedition dahin angeführt, wobei Kasga ganz zerstört wurde. Dieses große und bevölkerte Dorf war für unsere Schifffahrt um so gefährlicher, da eine Sandbank diejenigen, welche Flußabwärts wollten, nöthigte, auszuladen. Dabei kamen täglich Entwendungen und Beraubungen vor, welche unsere Schiffer den Einwohnern von Kasga, die von Natur zum Diebstahl geneigt, und durch die Gelegenheit gereizt waren, zuschrieben. Die Einwohner von Kasga waren Toukouleurs vom Stamm der Laos, welche im ganzen Land für unverbesserliche, kecke Räuber galten, und

wurden bei ihren Räubereien von den Einwohnern des Dorfes Dunguel, die zu demselben Stamm gehören, unterstützt. Das Dorf war von einer Menge von hochgewachsenen Bäumen umgeben, deren viele bei der Einäscherung des Ortes mit verbrannten. Hier erwarteten wir einen Angriff: wir sahen zwar viele Bewaffnete, doch auch da unternahmen diese nichts Feindseliges.

Weiter oben, bei Gueldediabe trafen wir eine Felsbank, welche am linken Ufer nur eine schmale Passage übrig läßt, die aber in der guten Jahrszeit fast gar kein Wasser hat.

Den heutigen Tag über sahen wir ausgedehnte Ebenen, mit hohen Gräsern bewachsen, sich Stunden weit landeinwärts ziehen; die Bäume sind gewöhnlich nicht in großer Anzahl und stehen immer nur in einiger Entfernung von einander. An vielen Stellen ist das linke Ufer ganz senkrecht und das Wasser an seinem Fuß so tief, daß unser Dampfschiff bis hart an das Land gehen konnte. Die Ufer selbst sind oft von einem starken Gehölze, das die weitere Aussicht hindert, besetzt, bald mit dichten Wasserpflanzen bedeckt; meist aber bilden sie weite, grüne Ebenen. Je weiter flußaufwärts wir kommen, um so mannigfaltiger wird die Aussicht und um so mehr verschwindet jener traurige Eindruck, dessen wir uns beim Anblick der dürren und unfruchtbaren unteren Flußufer nicht erwehren konnten. Seit Dagana bieten die Senegal-Ufer sehr oft so malerische Ansichten dar, daß man sie keck neben unsere schönsten französischen Flußthäler stellen darf.

Beständig folgen uns am Lande zahlreiche Gruppen von Männern, die mit Flinten, Sagaien, Keulen oder dicken Stöcken bewaffnet sind; ihr Aussehen und ihre Beharrlichkeit schien uns sehr verdächtig, doch erklärten sie unsern eingebornen Schiffsleuten, daß sie nur aus Furcht sich versammelt hätten, um zu erfahren, welchen Zweck die Ankunft unserer kleinen Flotte habe. Unsere Antwort schien sie zu beruhigen; doch folgten sie

uns beständig, indem sie uns ihre friedlichen Gesinnungen nach ihrer Weise, das heißt durch lebhafte Geberden und gräßliches Geschrei, was wir viel eher hätten für feindliche Drohungen nehmen müssen, kund gaben.

An diesem Abend stieß unser Nachen, in welchem Herr Jamin und Ferry nebst einem Matrosen sich befanden, gerade als sie an Bord des Erebus wollten, an das erste Lastschiff an; Herr Jamin und der Matrose fielen in's Wasser, Herr Ferry blieb in dem sinkenden Nachen, während der Erebus seinen Lauf fortsetzte. Endlich bemerkte man dort, freilich spät genug, die Gefahr, hielt an, und bald sahen sich alle drei gerettet.

Tiubalu-Detiefall, ein Dorf auf dem linken Ufer, wird von Fischern bewohnt, die zugleich Hirse und Tamaka (einheimischen Tabak) bauen, deren grüne Stauden sich freundlich um ihre Häuser ranken.

Um Mitternacht kamen wir nach Abdala-Moktar; die Bewohner sind ebenfalls vom Laos-Stamme und glücklicherweise ist die Sandbank vor dem Orte leicht zu überwinden, sonst möchten sie sich eben so benehmen, wie die zu Kasga. Hier lebte sonst der Vater des jetzigen Almami (Herrschers) von Futa, mit Namen Biram.

Gegen Morgen erreichten wir Ualla und Diara-N'Guel, zwei von tapfern Leuten bewohnte Dörfer, die sich nicht vor den Mauren fürchten. Sie stehen in gutem Vernehmen mit unsern Schiffern und verkaufen Häute und Hirse an dieselben.

Die Passage von Baly-N'Goye ist zur trockenen Jahreszeit sehr beschwerlich und im Dezember sogar für Fahrzeuge, die nur zwei Fuß tief gehen, nicht zu überwinden. Solche müssen ausladen, um hinüber zu kommen.

Nach Mittag kamen wir vor Salde, einem großen Dorfe hart am linken Ufer und von Fischern und Torodos bewohnt. Hier halten die Schiffe, welche nach Galam wollen, um ihre

bestimmten Abgaben für den Almamy von Futa zu entrichten. Dieser ist durch seinen Minister El-imam-Bolo vertreten, auf dessen Hause die dreifarbige Fahne weht.

Die Neger behaupten, dieser Ort sei gerade in der Mitte zwischen St. Louis und Bakel; auch hier ist eine Sandbank, wo während der trockenen Jahreszeit die Schiffer ausladen müssen; aber sie laufen hier keine Gefahr, indem die Waaren immer den rechtmäßigen Eigenthümern wieder zurückgegeben werden.

Da die Zwistigkeiten mit Futa noch nicht wieder beigelegt waren, so fuhren wir weiter, ohne die gewöhnliche Abgabe zu zahlen; der Erebus hielt nur einen Augenblick, um zwei seiner Leute an's Land zu setzen: diese waren für uns von großem Nutzen, indem sie ihre Landsleute beruhigten.

Nicht weit von Salde trafen wir einen Marigot des gleichen Namens, welcher von dieser Seite die Elfenbeininsel einschließt.

Später sahen wir auf dem rechten Ufer das Dorf M'Bagni; es wird von Aldunde, einem Futa-Prinzen, regiert und seine Einwohner haben Muth genug, um den Angriffen der Mauren Widerstand zu leisten. Gegenüber liegt ein gleichbenanntes Dorf, wohin sich die Einwohner während der Regenzeit zurückziehen. In dieser Gegend scheint das rechte Flußufer angenehmer und fruchtbarer zu sein, als das linke.

Bei der Sandbank von Dualell mußten auch unsere Schiffe umladen, um hinüberkommen zu können.

Das Dorf Dabia, welches wir auf dem linken Ufer erblickten, war früher auf dem rechten gebaut, wurde aber im Jahr 1837 zerstört und geplündert, in Folge einer der häufigen Streitigkeiten in Futa, wobei sich immer die Mauren einmischen. Die Einwohner, deren Vermögen und Macht ungemein gelitten hat, haben sich aus der Sache gezogen und leben nun auf dem linken Ufer in voller Ruhe. Dasselbe Schicksal hatten auch Neyre

und N'Diafan, welche ebenfalls jetzt auf dem linken Ufer neu aufgebaut sind.

Den ganzen Tag hörte der Regen und eine unerträgliche Hitze nicht auf. Wie gestern folgten uns aus allen Dörfern, an denen wir vorbeikamen, eine Menge Leute; doch sahen wir beinahe keine Bewaffnete unter ihnen und die Anwesenheit von Weibern und Kindern bezeugte ihre friedlichen Absichten.

Die Landschaft, welche wir in der Frühe durchfuhren, hatte ein sehr trauriges Ansehen; die Vegetation ist ärmlich, Bäume fehlen ganz und wir sahen nichts, was unsere Augen hätte auf sich ziehen können, ausgenommen eine Art kleiner, am Senega sehr gewöhnlicher Erdhütten, die von allen Reisenden beobachtet wurden: dieß sind Hügel von sehr verschiedenartiger Form, welche, von Termiten (geflügelten Ameisen) aufgeworfen, von Weitem den Hütten der Eingebornen täuschend ähnlich sehen. Ihre Gestalt, Größe und gruppenweise Stellung macht sehr oft die Täuschung vollkommen. Diese Anlagen stehen in großer Achtung bei den Negern und Keiner würde sie zu beunruhigen oder gar zu zerstören wagen, um sein angebautes Land zu vergrößern.

Die Gegend, welche wir gegen Sonnenuntergang trafen, war belebter; die Bäume, die wir den ganzen Tag über vermißt hatten, erschienen wieder auf dem Flußufer, und weite Ebenen boten, wie gestern, ein frisches Grün dar. Außerdem sahen wir am Horizont Hügel, freilich von geringer Höhe, sich erheben; eine um so angenehmere Abwechslung, da wir seit Richard-Toll keine Erhebung des Bodens wahrgenommen hatten. Das Flußthal, welches wir heute befahren hatten, macht so viele und sonderbare Biegungen, daß der Weg ungemein verlängert wird.

Den 24. August fünf Uhr Morgens kamen wir an Kaedi vorüber, einem großen Dorfe auf dem linken Ufer, das von

Fulahs und Sarrakolets bewohnt wird, die hier eine sehr heterogene Mischung bilden; denn die ersteren sind verwegene Vagabunden, welche einem nicht gerade immer sehr lobenswerthen Zwecke zu Liebe kein gewagtes Abenteuer scheuen, die andern aber sind friedliche Leute, welche die fruchtbaren Gefilde von Ober-Futa anbauen und Handel treiben. Auf der rechten Seite bemerkten wir eine Ebene, wo in der guten Jahrszeit der Fürst der Eybas, ein mit den Braknas-Mauren alliirter, aber unabhängiger Stammhäuptling, sein Lager aufschlägt.

Hier verließ uns das Dampfboot, um die andern Schiffe, die zurückgeblieben waren, ebenfalls flußaufwärts zu schaffen. Die Gegend, durch welche wir jetzt kommen sollten, ist zu weit von Kasga entfernt, als daß wir etwas mehr zu fürchten hätten. Ein angenehmer Westwind erlaubte uns die Segel aufzumachen und so unsern Weg fortzusetzen. Der Fluß hat hier eine so starke Strömung, daß die Richtung und Lage der Sandbänke häufig dadurch verändert wird und das Fahrwasser von dem einen Ufer zum andern wechselt, weßhalb die Lootsen oft sich kaum zu helfen wissen.

Vor dem Dorfe Gureil angelangt, kamen die Einwohner in ihren Pirogen herbei, um ihre Früchte und kleine Strohgeflechte anzubieten.

In Guiaul, einem wenige Stunden entfernten, ebenfalls auf dem linken Ufer gelegenen Dorfe, wohnen nur Krieger: so nennen sie sich wenigstens zum Unterschied von der andern Bevölkerung, die hauptsächlich Ackerbau und Fischfang treiben.

Die Bevölkerung dieser Dörfer, obgleich zu einer Nation gehörig, unterscheidet sich wesentlich in Sitten und Gebräuchen nach ihrer besonderen Lebensweise und Beschäftigung. Die Neger kennen hauptsächlich nur Beschäftigungsarten, welche familienweise die einzelnen Dörfer bilden. Daher nennt man ein Dorf nach der Lebensweise seiner Einwohner: Dorf von Kriegern,

von Fischern, von Ackerbauern, von Marabut, denn auch dieß macht eine eigene Beschäftigungsweise unter den Negern aus. Natürlich bilden die Krieger die oberste Stufe dieser Rangordnung; aus ihnen wählt man ausschließlich die Häuptlinge; dann kommen die Marabut, zuletzt die Ackerbauer und Fischer.

Ehe man nach Guiaul kommt, sieht man auf dem rechten Ufer zwei dicht bewaldete Hügel, welche eine Ebene beherrschen, wo die Engländer früher ein Fort erbaut hatten, dessen Ruinen man jetzt noch bemerkt; zwei Stück Kanonen waren auf dem Platz zurückgelassen worden. Ohne Zweifel hatte es den Zweck, die Mauren im Zaum zu halten und zu hindern, auf das linke Ufer überzusetzen und zu plündern. Während der guten Jahrszeit ist diese Ebene von dem maurischen Stamme der Oualad-Elys bewohnt.

Den Tag über war der Himmel bei erstickender Hitze beständig bedeckt und wir sahen häufig Blitze, welche eine herannahende Tornada verkündigten. Der frische Westwind, welcher uns in der Frühe erlaubt hatte, von dem Segel Gebrauch zu machen, war einer völligen Windstille gewichen, wodurch wir genöthigt wurden, unsere gewöhnliche Ziehmethode in Anwendung zu bringen, wobei unsere Geduld sehr auf die Probe gestellt wurde.

Wir nahmen unsere Bretterverschanzungen, welche Mißtrauen unter der Bevölkerung hätten erregen können und uns überdieß sehr genirten, wieder weg. Die Bewohner der Dörfer, durch welche wir an diesem Tage kamen, zeigten keine Spur von Mißtrauen, sondern nur eine große Neugier. Auch sie folgten uns am Lande, aber in der Absicht, uns Eier, Hühner und kleine Strohgeflechte anzubieten, welche sie aber nur gegen Glaswaaren, Pulver und rothe Wolle austauschen wollten.

Letztere, womit sie ihre Bubus und Kussaben*) sticken und die Schürzen der Frauen verbrämen, ist am meisten geschätzt und gesucht, während dagegen der Tabak, welcher am untern Senegal als Scheidemünze gilt, für hier werthlos ist; denn sie rauchen und schnupfen das Tamaka, eine aromatische Pflanze, die sie häufig bauen.

Das Land scheint bevölkerter und die Vegetation noch schöner zu sein, als in den bis jetzt gesehenen Gegenden. Die Hügelreihen, welche wir gestern in der Ferne sahen, standen um zehn Uhr uns gegenüber; sie bestehen aus aufgeschichteten Quarzfelsen (lydischer Quarz, undurchsichtig, schwarz) und sind mit hohem Graswuchs von frischem Grün bewachsen.

Heute bemerkten wir zum erstenmale Abgränzungen der Ländereien durch dürre Hecken. Bei einer derselben wurden unsere Schiffzieher durch den Besitzer des Ackers, der ihrem Durchmarsch sich hartnäckig widersetzte, aufgehalten. Wir riefen unsere Schiffer eilig an Bord, um jeden Zusammenstoß, der böse Folgen hätte nach sich ziehen können, zu vermeiden, und setzten unsere Fahrt durch Ankerwinden fort, bis wir an den Hirsefeldern vorüber waren. Die Landschaft wird immer hübscher, malerischer, durchschnittener, und bietet manchmal sehr reizende Ansichten dar. Jeden Tag begaben wir uns kurze Zeit ans Land, wo wir meistens eine sehr freundliche Aufnahme von Seiten der Eingebornen fanden. Zwar wollten, wie unsere Schiffer erzählten, einige junge Leute uns durch Schmähungen reizen, aber sie wurden durch ältere Männer, welche ihre wohlwollende Gesinnung deutlich an den Tag legten, zurechtgewiesen.

---

*) Namen der hauptsächlichsten Bekleidungen der Neger und Negerinnen; sie gleichen einem langen Hemde, das an den Seiten offen ist.

Abends mußten wir vor Anker gehen, um unsere von der harten Arbeit ganz erschöpften Leute ausruhen zu lassen.

Da wir den andern Tag sehr langsam weiter rückten, so liefen viele Leute am Ufer nach, welche die einzigen eßbaren Produkte des Landes, Hühner, Milch und (freilich ungenießbare) Eier uns anboten. Der Fluß ist breit, die Flußufer bieten nicht mehr so beharrlich dieselbe Ansicht dar; abwechselnd mit Wald und Graswuchs bedeckt, werden sie häufig durch kleine Bäche, welche aus den weiter innen gelegenen Morästen kommen, durchschnitten. Die Vegetation ist prächtig und läßt auf einen sehr fruchtbaren Boden schließen.

Den Tag über litten wir ungemein durch die brennende Sonne, vor der wir unter dem Zelte, das um unseres großen Segels willen nur bei Seite gemacht werden konnte, schlecht geschützt waren. Die Strömung ist sehr heftig und hindert unsere mühsame Fahrt ungemein; wir glaubten einmal, durch Verwechslung der Uferseite jener Strömung entgehen zu können: aber wir gewannen nichts dadurch, denn nun mußten wir auf den Leinpfad verzichten, da auf dem rechten Ufer Moräste und hohe Gewächse das Schiffziehen unmöglich machen, und mußten zu dem schlimmsten Mittel, dem Ankerwinden, unsere Zuflucht nehmen.

Mehrere in dem hohen Gebüsche des rechten Ufers verborgene Pirogen kamen plötzlich so unerwartet hervor, daß wir beinahe an eine mährchenartige Erscheinung glaubten: in einem Nu waren wir von sieben bis acht Pirogen umringt; sie waren mit häßlichen, schmutzigen Menschen besetzt, die uns Landesprodukte und ausnahmsweise Fische, welche wir begierig kauften, anboten. Uebrigens wird die Häßlichkeit und Unreinlichkeit dieser Leute reichlich durch ihre Sanftmuth und Freundlichkeit aufgewogen.

So schifften wir den ganzen Tag bis zum Abend von einem

Ufer zum andern, und kämpften mit Schiffswinden und Anker-ziehen gegen den Strom, während der Wind, trotz der aufgespannten Segel, zu schwach war, uns weiter zu fördern. Die Nacht war äußerst unangenehm: genöthigt, in der Nähe eines Sumpfes zu ankern, wurden wir durch Myriaden von Muskitos angefallen, deren Stiche uns keinen Schlaf finden ließen und bedeutende Schmerzen verursachten. Die Luft war drückend heiß und beinahe erstickend.

Den andern Morgen um 6 Uhr lichteten wir die Anker, von einem schwachen Südwestwinde unterstützt, vermittelst dessen wir zwei oder drei Meilen in der Stunde machten; wir umsegelten das große und bevölkerte Dorf N'Guiguologne, welches auf dem linken Ufer gelegen ist. Etwas über dem Dorfe ist eine Felsenbank, Happ genannt, welche beinahe die ganze Breite des Flusses einnimmt und bei niederem Wasser hervorsieht: dieser Ort in sehr gefährlich, da die Bewohner von N'Guiguologne die Schiffer, welche durch Ungeschick oder Unglück dort scheitern, nicht verschonen.

Von demselben Südwestwind gefördert, kamen wir auch an dem Dorfe Sadel vorüber, welches von ackerbauenden Torodos bewohnt wird. Bei einer Biegung des Flusses aber verließ uns die Brise und wir machten noch einige hundert Schritte, bis wir um eilf Uhr an dem rechten Ufer ankerten, wo ein kleiner, aber so dichter Wald lag, daß das Eindringen fast unmöglich schien.

Den ganzen Morgen begleiteten uns Leute aus den anliegenden Dörfern, welche ohne Zweifel hofften, durch ihre beharrliche Zudringlichkeit uns zu einem Tauschhandel bewegen zu können; außer den gewöhnlichen eßbaren Felderzeugnissen boten sie Ochsenhäute und Kalebassen an. Heute erblickten wir ganz in der Nähe mehrere Kaimane, die ersten seit unserer Abreise von St. Louis. Diese Thiere und die Flußpferde, welche wäh-

rend des niedern Wasserstandes an den Ufern des Senegal sehr häufig vorkommen, ziehen sich während der Winterszeit in die Marigots zurück, und lassen sich im Flusse gar nicht sehen. Die Kaimane, welche wir, von dem scharfblickenden Auge unsrer Botsleute geleitet, erblickten, ließen nur den obern Theil des Kopfes über das Wasser hervorsehen und hielten sich so unbeweglich, daß wir wahrlich an ihrer Existenz gezweifelt hätten, wenn sie nicht bei Annäherung unseres Schiffes verschwunden wären. Auf den Bäumen sahen wir auch eine große Menge Affen und kleiner Vögel von hochrother Farbe. Diese Vögel, Senegalis genannt, erleiden im November eine völlige Metamorphose, indem sie statt des lebhaften Roth bei schwarzem Hals eine so schmutzige graue Farbe annehmen, daß sie noch häßlicher sind, als die europäischen Sperlinge. Diese sonderbare Metamorphose trifft in der Jahrszeit ganz mit der Aenderung zusammen, die man in dem ganzen Pflanzenreiche dann wahrnimmt: das prächtige Grün und die üppige Vegetation verschwindet zu derselben Zeit, da das schöne Gefieder der Senegalis und einiger Kolibri sich verliert.

Von Salde an hatten wir bei den Dörfern sehr viele verkrüppelte und buckelige Kinder bemerkt. Heute sahen wir bei Sadel vier solcher Unglücklichen, und unter ihnen ein armes, kleines Mädchen, deren elende, gelenklahme Glieder sie nicht zu tragen vermögen, so daß dieselbe wie ein Reptil kriechen muß; auch sahen wir einige mißgestaltete Männer an Stöcken gehen. All' diese Mißbildungen erregen kein Erstaunen, wenn man an die geringe Sorgfalt denkt, mit welcher diese Kinder so oft von ihren Müttern behandelt werden. Ohne Zweifel ist zwar die physische Erziehung, welche sie bekommen, naturgemäßer als die der Europäer und überhaupt der civilisirten Völker, denn die kleinen Neger haben nicht von ihrer frühesten Kindheit an die Fesseln und ängstlichen Vorkehrnngen zu überwinden, durch

welche die Entwicklung der natürlichen körperlichen Kraft so sehr gehemmt wird; ist aber diese naturgemäße Erziehung dem Grundsatze nach ganz richtig, so ist es die Ausführung um so weniger: denn entheben z. B. die Negerinnen ihre Kinder schon von der Geburt an jeder beengenden, hemmenden Vormundschaft und Zucht, so sollten sie doch nicht vergessen, daß sogar die Thiere ihre Jungen vor möglichen Gefahren mit zärtlicher Sorgfalt zu schützen suchen. So fallen und brennen sich die Kleinen sehr häufig, und die allgemeine Sitte, die Kinder auf dem Rücken zu tragen, schadet sehr oft dem naturgemäßen Wachsthum; gerade dieser Gewohnheit muß man die mißgestalteten Beine der Neger und Negerinnen, so wie die zahlreichen Verkrümmungen des Rückgrates zuschreiben.

Doch würde man mich sehr mißverstehen, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, ich sei ein Lobredner der mütterlichen Sorgfalt unsrer europäischen Frauen, und möchte diese als ein vollkommenes Muster für die afrikanischen Mütter hinstellen. Leider muß ich bekennen, daß meines Dafürhaltens bei einem Vergleich die Wagschale zu Gunsten der Letzteren sich senken und der Beweis nicht schwer sein würde, daß die Nachläßigkeit und Indifferenz in Erfüllung der heiligen Mutterpflichten in der civilisirten Welt größer ist, als bei den wilden Stämmen Afrikas.

Die so eben angestellten Betrachtungen über die Mißgestaltungen der Neger sind das Resultat frischer Eindrücke an Ort und Stelle. Ich habe sie, von einem natürlichen Mitleiden bewegt, niedergeschrieben; aber vielleicht habe ich zu schnell dem Drang, die zur Obhut verpflichteten, verantwortlichen Personen dafür anzuklagen, nachgegeben. Wahrscheinlich hätte ich solche Erscheinungen in unsern europäischen Städten, wo sie uns auch bei jedem Schritte begegnen, weniger bemerkt, und wäre we-

niger dadurch in Aufregung versetzt worden. Doch ist hier und dort die Verantwortlichkeit dafür groß genug.

Zu Sadel fanden wir auch mehrere von Blindheit befallene Menschen: dieß Uebel ist übrigens in den Tropenländern sehr häufig. Einer dieser Unglücklichen kam, ganz und gar des Augenlichts beraubt, in einer Piroge auf unser Schiff und bettelte um Almosen, indem er mit einem keineswegs bittenden oder bescheidenen Ton alle die Gegenstände nannte, die er zu haben wünschte, und die sich wenigstens auf einen Werth von sieben Gulden belaufen hätten. Man ist immer geneigt, auch eine übertriebene und unbescheidene Bitte günstig aufzunehmen, sobald sie auf eine originelle Art vorgetragen wird, und gewiß diese Art des Bettelns hatte etwas sehr Originelles. Aber wir durften aus Rücksicht auf unsere eigenen schwachen Hülfsmittel den Wünschen unseres Bettlers nicht völlig entsprechen, und dachten freigebig genug zu sein, wenn wir ihm Sachen im Werth von zwei und vierzig Kreuzer gaben. Er aber war gar nicht unserer Ansicht: er nahm zwar unser Geschenk an, aber überhäufte uns, anstatt zu danken, mit Vorwürfen und Schimpfwörtern wegen unserer Knauserei. Die Scene war für uns zu neu und unerwartet, als daß wir nicht hätten in ein allgemeines Lachen ausbrechen sollen, was unsern blinden Alten nur noch wüthender machte. Ein Engländer hätte ihm nun gewiß alles gegeben, was er verlangte, und auch noch mehr: wir aber, deren Vorliebe für Sonderbarkeiten weniger groß ist, begnügten uns, ihn fort zu jagen, da er vom Schimpfen zu Drohungen überging, und uns so zur Gewalt nöthigte.

Die Schiffsmannschaft war so ermüdet, und der Wind so schwach, daß wir vor Anker bleiben mußten. Die Muskitos schonten uns heute so wenig als gestern.

Den andern Tag früh sechs Uhr benützten wir den hier gewöhnlichen Morgenwind von Südwest und kamen an dem Dorfe

Duduru, welches auf dem linken Ufer liegt, vorüber. Die Einwohner desselben haben sich gegen unsern Handel immer feindselig gezeigt; sie benützen eine bei niederem Wasserstand hervorragende Sandbank, etwas über dem Dorf, und stecken dicke Bohlen hinein, um den engen Paß, der in dem Flußbette übrig bleibt, zu verrammeln. Dieses eben so sinnreiche als boshafte Mittel hat schon viele Schiffe, welche von Galam ohne Eskorte herabkamen, scheitern gemacht und der Plünderung preisgegeben. Es ist für unsere armen Schiffer sehr traurig, daß sie an den schwierigen Passagen so feindlich gesinnte Leute antreffen; sie haben genug mit den Gefahren und Schwierigkeiten einer so langen Flußfahrt zu kämpfen, und sollten nicht außerdem noch jeden Augenblick die Bosheit und Räuberei der Anwohner zu fürchten haben. Gewiß, die Strafe, welche der Gouverneur über eines der Dörfer, wo jene Räubereien namentlich Statt fanden, verhängt hat, war wohl verdient, und ein einziger Angriff mit blanker Waffe nützt mehr, als alle die unzähligen Verhandlungen, welche leider lange Zeit das einzige Resultat und Mittel unserer Staatspolitik gegenüber den Negerstaaten waren. Diese mißbrauchen uns auf eine schmachvolle Weise und scheinen unsere zu weit getriebene Nachsicht als Beweis anzusehen, daß es uns an wirksamen Repressivmitteln fehle.

Modinalla, ein Dorf auf dem rechten Ufer, wird von den Marabuts eines maurischen Stammes, der Dowische, bewohnt: es sind große Korangelehrte und berühmte Prediger. Ihr Wissen steht in Futa in großem Ruf, und die von ihnen in Modinalla errichteten Schulen werden von zahlreichen Gläubigen und von der ganzen Jugend des Landes besucht. Diese Marabuts stehen im Geruch einer großen Heiligkeit, trotzdem daß sie im Handel sich gewissen unheiligen Gewohnheiten überlassen: sie verkaufen nämlich zu ihrem Nutzen den Gummi, welchen sie von den Mauren des Dualad-Elys Stammes anvertraut erhielten.

Die Mauren von Modinalla haben dem Nomadenleben völlig entsagt und mit den Torodos-Weibern Verbindungen geschlossen, aus welchen eine sehr sonderbare Mestizen-Bevölkerung entspringt, da die Fulahs selbst schon Bastarde sind. Durch die Geschenke der Gläubigen bereichert, ist das Dorf dieser Marabuts eines der wohlhabendsten an Heerden und Ernten. Man verfertigt dort Kalebassen, welche an den mit der Spitze eines Dolches gemachten Zeichnungen kenntlich und sehr gesucht sind. Die Kaimane, welche da sehr zahlreich sind, halten jährlich viele Schmäuse auf Kosten der Viehbesitzer von Modinalla *).

Oberhalb dieses Ortes kamen wir an eine sehr starke Krümmung des Flusses, so daß der bisher uns günstige Wind nun gerade entgegengesetzt wirkte. Wir mußten daher mit dem lebhaften Bedauern vor Anker legen, den heute gerade länger anhaltenden Wind nicht benützen zu können.

Wir hatten nun Zeit, das nahe gelegene Modinalla selbst zu besuchen: es unterscheidet sich in Nichts von den Dörfern des unteren Senegal. Alle Häuser bestehen aus einem Cylinder von Lehmerde mit einem Strohdach, welches eine mehr oder weniger bedeutende Erhebung und Neigung hat.

Die Mauren von Modinalla sollen dem Stamme der Elayebas, welcher gerne sitzt und den Unterricht liebt, angehören. Derselbe Stamm bringt namentlich die Missionarien, welche den Islam in Afrika ausbreiten, hervor. Die Sitten dieser Mauren zeugen ebenfalls von dieser wesentlichen Verschiedenheit des gewöhnlichen Lebens und weichen gänzlich von denen der Trarzas- und Braknas-Mauren ab, deren Lager wir auf unserer Reise gesehen hatten.

---

*) Schon oben wurden die sonderbaren Fabeln der Neger, in Betreff der Kaimane, berührt.

Diese Letztern sind Nomaden und kommen nur während des Gummihandels an das Ufer des Senegal, mit Ausnahme von wenigen Stämmen oder Familien, welche feste Lager auf dem linken Ufer errichtet haben. Die Mauren, ausschließlich mit dem Gummihandel beschäftigt, verlassen den Fluß, wenn die heftigen Regen beginnen, und ziehen sich in die Oasen der Wüste zurück, wo sie Hirse bauen, ihre Heerden weiden lassen und in den Akazienwäldern, welche ihr Lager umgeben, Gummi für das nächste Jahr sammeln. Bei ihren Wanderungen kampiren sie unter Zelten von Kameelhäuten, welche Berkelle genannt werden; ihr gewöhnlich sehr leichtes Gepäcke ist in einem ledernen Sack, Buß genannt, enthalten. Sie ziehen zu Fuß oder zu Pferd, manchmal auch auf Lastochsen, meistens aber auf Kameelen weiter. Diese letztern sind bei den Karavanen unentbehrlich, um das Lagergeräthe und die Vorräthe zu tragen; die Frauen gehen zu Fuß; jede Karavane ist von Heerden begleitet.

Die Mauren sind geschickte Schmiede und ihre Frauen bereiten und bearbeiten das Leder mit vieler Gewandtheit: Eisenwaaren, sehr sonderbare Dolche, goldene und eiserne Zierrathen, die sehr oft gar nicht plump gearbeitet sind, Sandalen, Portefeuilles von jeder Form und Größe, Kopfkissen und andere Gegenstände von Leder und Pelzwerk machen ihre Hauptindustrie aus. Unter den Pelzwaaren befinden sich zusammengenähte Decken *) aus

*) Diese zusammengenähten Decken heißen Tiogu. Sie sind einer der höchsten Luxusartikel unter den Mauren: die Haare sind seidenartig und von prächtigem Glanz; die schwarzen sind die geschätztesten und auf jeden Fall müssen alle Stücke des Tiogu ganz gleiche Farben haben. Die Mauren wickeln sich Nachts in diese Decken, die haarige Seite nach innen gekehrt; die äußere Seite ist ganz ge-

dem Fell von todtgebornen Lämmern, die unter den Europäern sehr gesucht sind.

Die Mauren sind höchst unreinlich: der Mangel an Wasser oder wenigstens die für die nothwendigsten Bedürfnisse schon unzureichende Menge desselben hat eine höchst sonderbare und wahrscheinlich sehr alte Sitte in Betreff der Abwaschungen, welche das Gesetz als Vorbereitung zum Gebet vorschreibt, nöthig gemacht. Es wäre gewiß oft sehr schwierig und in manchen Verhältnissen durchaus unmöglich, diese gesetzlichen Waschungen zu machen; um nun nicht den Gläubigen einen so förmlichen Ungehorsam gegen die strengen Befehle des Propheten aufzulegen und ihr Gewissen dadurch zu beschweren, gilt es für ganz rechtgläubig, Sand statt Wasser anzuwenden. So geschieht die körperliche Reinigung des nomadischen Mauren Afrika's vermittelst einer Hand voll Sand, mit denen man sich reibt oder eigentlich nur zu reiben scheint. Jeder, der kein Marabut der Wüste ist, sieht nun ein, daß, wenn auch der Buchstabe des Koran, doch durchaus der ausgesprochene Wille des Propheten nicht erfüllt ist, der nämlich, daß der Körper des zu dem gütigen und gnädigen Gott Betenden vollkommen rein sein müsse. Ich habe alte Mauren gesehen, die sich nie gewaschen hatten und bei denen die Macht der Gewohnheit so stark ist, daß sie sogar am Ufer des Flusses jener nützlichen Vorschrift des Gesetzes die unzweckmäßige Anwendung geben. Sie sind mit Schmutz und Ungeziefer ganz überzogen und so daran gewöhnt, daß sie es gar nicht zu bemerken scheinen.

Der ganze Morgen verging mit dem Tauschhandel zwischen jenen, unsern Matrosen und den Handelsleuten in den beiden andern

---

gerbt; da die Stücke viereckig geschnitten und eingefaßt sind, so gehen über die ganze Decke Quadrate von rothem Leder, welche mit großem Fleiße abgenäht sind.

Schiffen, die mit uns waren; die Leute von Modinalla brachten Ochsenhäute, Kalebassen, Strohscheiben zur Bereitung des Kuskus und Schürzen von weißer und blauer Baumwolle; Baumwolle und Indigo wächst auf ihren Feldern, das Weben und Färben aber besorgen die Frauen. Auch boten sie uns die hier so wenig mannigfaltigen Lebensmittel an: Milch, Hühner und Eier. Als Tauschmittel dienten Glaswaaren, rothe Wolle und Pulver.

Diese anfangs ganz friedlichen Verhandlungen endigten mit folgendem Vorfall, der den großen moralischen Einfluß zeigt, welchen die Lehren ihrer Priester auf viele dieser Leute ausüben. Einer aus dem Dorfe hatte Ochsenhäute an eines der Handelsschiffe verkauft und glaubte endlich zu bemerken, daß man ihm eine der Häute entwendet habe; er ging an Bord und forderte sein Eigenthum zurück, während sich der Schiffsherr dessen weigerte und ihn endlich grob abwies. Da der Maure, welcher wie gewöhnlich mit unerschütterlicher Beharrlichkeit sein Eigenthum reklamirte, keinen Beweis führen konnte, so mußte das übliche Verfahren in solchen streitigen, nicht zu schlichtenden Fällen, deren häufiges Vorkommen nicht gerade für die beiderseitige Ehrlichkeit spricht, angewendet werden: dieses Verfahren besteht in dem Eidschwur, einem feierlichen Akt, der jede Widerrede niederschlägt. Wenn eine der Parteien den ihr zugeschobenen Eidschwur verweigert, so verliert sie ihren Rechtsanspruch.

Die Sache kam vor unsern Richterstuhl und Herr Pottin wurde mit dem Urtheilsspruch beauftragt; er verlangte nun den Eidschwur, der auf folgende Weise geleistet wird: der Koran wird von einem Marabut offen gehalten; der Schwörende legt seine beiden Zeigfinger auf den vom Priester bezeichneten Vers des heiligen Buches, und dieser spricht die Verwünschungsformel über den Meineid, welche Worte der Schwörende zugleich mitsprechen muß. Diese Zeremonie, bei welcher alle Anwesenden

äußerst aufmerksam und gesammelt erscheinen, hat in Wahrheit viel Imponirendes.

Der Kläger wies den zugeschobenen Schwur, nachdem er einige Zeit erst nachgedacht hatte, zurück; dennoch hatte er den Anschein der Ueberzeugung und es war, wie wir später erfuhren, auch das Recht auf seiner Seite, denn man hatte ihm wirklich diese Haut, welche er zurückverlangte, gestohlen. Ein deutlicher Beweis von der heilsamen und mächtigen Furcht vor der Sünde oder wenigstens vor den Strafen, die einem Meineidigen bevorstehen; und in einem solchen Lande, wo Treu und Glaube so wenig gilt, ist die Furcht vor der Hölle ein ganz nothwendiges Surrogat. Es wird nur selten einen Fall geben, daß ein Moslem falsch schwört; und lieber gibt er, wenn er nicht ganz seiner Sache gewiß ist, wie in dem obigen Fall, sein vermeintliches Recht auf.

Vor dem Eidschwur bereiten sich die Mauren und Neger durch Waschungen und Gebete darauf vor; die oben beschriebene Zeremonie ist der einfache Schwur: es gibt aber noch den Feuer-Eid, der einen phantastischen Charakter trägt und im Grunde mit unsern mittelalterlichen Gottesurtheilen eines und dasselbe ist. Die Sache ist folgende: nach den vorbereitenden Waschungen und Gebeten bietet der Marabut jedem der Schwörenden ein rothglühendes Eisen, welches sie dreimal nach einander mit der Zunge berühren müssen. Wer sich verbrennt, wird als schuldig angesehen. Man sieht leicht ein, daß die Unschuld hiebei große Gefahr läuft und der Charlatanerie offenes Spiel gegeben ist. Die Mauren sind gewandt darin, das Brennen zu vermeiden und üben sich von Jugend auf, ihre Zunge mit glühendem Eisen in Berührung zu bringen.

Dies paßt freilich, ich gestehe es, schlecht zu der oben behaupteten Heilighaltung des Eides; aber alle Religionen haben zu ihren Zwecken gewisse Hinterthüren, und der Islam mehr

als jede andere Religion. Ursprünglich war gewiß der Feuer-Eid eine würdige und heilige Zeremonie; heute aber ist er für die etwas mehr unterrichteten und erleuchteten Mauren und Neger nur eine Posse: der oben beschriebene Eidschwur auf den Koran aber gilt immer als etwas sehr Ernstes.

Gegen Mittag wollten wir mit Ankerwinden die vor uns liegende Spitze umschiffen, um dann noch, wie wir hofften, den Rest der günstigen Brise zum Weiterkommen zu benützen. Allein, nachdem wir die Landspitze überwunden hatten und in die gehörige Richtung gekommen waren, hörte der Wind auf und wir mußten aufs neue Anker werfen.

Bei dem Dorfe Konüdel liegt wieder eine Sandbank, die wie bei Oduru von den Anwohnern durch Pfähle und Felsstücke verrammelt wird, um sie so noch gefährlicher für unsere Schiffe zu machen. Auch sahen wir mehrere Kaimane, auf welche wir schoßen; die Kugeln schienen zwar zu treffen, aber es ist schwer, sie zu tödten, da die Kugel Kopf oder Herz durchbohren müßte. Wegen der Schwierigkeit, sie durch einen Schuß zu tödten, behaupten die Neger, von ihrer schuppigten Haut prallen die Kugeln, namentlich die bleiernen, ab; dies ist ganz unrichtig: wenn eiserne oder bleierne Kugeln das Thier treffen, so machen sie auch eine Wunde, aber freilich meist keine tödtliche.

Abends hatten wir Sturm und entferntes, heftiges Wetterleuchten gegen Nordost; das Ansehen des Landes hatte sich den Tag über wenig geändert: morgens hatten wir auf dem rechten Ufer eine hübsche Reihe von kleinen mit anmuthigem Grün bedeckten Hügeln im Angesicht; links breiteten sich ungeheure, mit Bäumen bedeckte Ebenen aus.

Wir haben schon drei Kranke an Bord.

Gegen zwei Uhr wurden wir von einer heftigen Tornada (Gewitter und Sturm) überrascht. Vier Stunden lang wurden wir begossen und bespritzt, was man geduldig annehmen mußte;

denn unser Zelt, das wir zur Vorsorge hatten anlehnen lassen, war bald umgeworfen. Gegen sechs Uhr hörte das Unwetter auf und wir gingen auf die Jagd, um uns zu erwärmen, denn der Regen war kalt gewesen und wir waren eng gedrängt gesessen.

Um acht Uhr kamen wir mit einer bedeutenden Menge von großen Tauben zurück; diese sind in ganz Senegambien sehr häufig, besonders in der Umgegend von Dörfern, wo sie reichliche Nahrung finden und nicht beunruhigt werden, da die Neger keine tödten. Außerdem hatten wir auch einige Rebhühner erblickt: doch sind es eher Haselhühner als eigentliche Rebhühner; sie sitzen häufig auf Bäumen und haben am Fuß einen starken Sporn, auch ist das Gefieder ganz anders als das der unsrigen. Es ist ein sehr zähes Wildpret.

Auf unserer Jagd trafen wir mehrere Neger, welche sehr gefällig waren und auf die Bäume stiegen, um die von uns geschossenen Tauben herabzuholen. Einer darunter aber war weit entfernt, sich so artig zu beweisen, im Gegentheil lief er hinter uns her und überhäufte uns mit Schimpfwörtern und Drohungen; sein Gesicht und seine Mienen zeigten den heftigsten Zorn und Haß. Wir waren außer Zweifel, daß diese Gesinnungen noch von Vielen seiner Landsleute getheilt wurden und daß unsere zutrauensvolle Unbedachtsamkeit sehr unangenehme Folgen hätte haben können; wirklich war diese Aufregung einen Monat später allgemein und die Fluß-Anwohner empfingen unsere kranken Gefährten, welche auf dem Vigilant flußabwärts fuhren, mit Flintenschüssen. Wie wir später erfuhren, so hätte wenig gefehlt, daß wir damals in die Hände dieser Leute gerathen wären, die uns zwar vielleicht nicht getödtet, aber doch als Geißeln behalten hätten, um dem Gouverneur günstige Bedingungen abzutrotzen. Die Zerstörung von Kasga, deren

Nachricht gerade damals neu dort angekommen war, brachte diese ungünstige Stimmung hervor.

Bei dem Dorfe Gauedu bemerkten wir einen prächtigen Baum, in der Landessprache N'Bul genannt: er hat kleine dunkelgrüne Blätter; seine Höhe mag ungefähr 140 Fuß, der Durchmesser seines Stamms 14 Fuß, und der seiner Krone 50 Fuß betragen.

Zum ersten Male, seit wir in Ober-Futa waren, konnten wir unsern Tabak gegen Hähne eintauschen: ich bemerke dieß als etwas Auffallendes, denn das Tamaka, welches weiter unten den Tabak vertritt, wird auch hier gepflanzt. Das rechte Ufer ist durch anmuthige Hügelreihen durchschnitten, an deren Fuß sich sehr hübsche Lougans (angebaute Felder) ausbreiten; außerdem sieht man hier eine Menge der obenberührten Erdhaufen. Das linke Ufer ist glatt.

Um 11 Uhr Abends lichteten wir, von einer leichten Brise getäuscht, die Anker, aber ohne Erfolg, denn der Wind war zu schwach, um die Strömung zu überwinden. Nachdem wir uns einige Taulängen weit hatten schleppen lassen, warfen wir für die Nacht Anker, und zwar in der Mitte des Flusses, um so, wie wir hofften, den Stichen der Muskitos zu entgehen und einige Ruhe zu genießen. Aber wir kamen vom Regen in die Traufe: zuerst überfielen uns die Muskitos mit bis jetzt unerhörter Hartnäckigkeit und dann mußten wir, aus Furcht vor einer Tornada, welche in oft wiederholten Blitzen sich anzukündigen schien, unser Zelt in Form eines Andreaskreuzes aufschlagen, was uns völlig der Luft beraubte.

Wir brachten eine abscheuliche Nacht zu, und wünschten endlich den Sturm herbei, gegen welchen wir so unnöthige Vorsichtsmaßregeln gebraucht hatten: denn lieber durchnäßt, als beinahe erstickt sein!

Drittes Kapitel.

Fortsetzung der Reise. Ankunft in Bakel.

Häufiges Vorkommen von Eisenoxyd. — Der Erebus sitzt auf einer Sandbank fest. — Beschreibung des Gebietes von Galam. Die Herrn Ferry und Huard erkranken. — Ankunft in Bakel; Beschreibung des Ortes: die Festung, das Handelskomptoir, das Dorf; Festungswerke von Lehm=Erde. — Ungesundheit der Lage. — Sitten und Gebräuche der Einwohner. — Jagd und Fischfang der Sarrakolets. — Fischerkönige. — Abfahrt des Erebus nach St. Louis. — Der Affenberg; die Keckheit dieser Thiere. — Die Schlangen und Eidechsen. — Die Amulette der Neger.

Den 29. August früh Morgens erreichte uns der Erebus, indem er die drei, früher zurückgelassenen Fahrzeuge mitbrachte; er verließ diese von neuem, und bugsirte nun uns und die zwei andern Schiffe, welche bei uns geblieben waren. Das eine führte Kalk für Bakel mit sich, und das andere war zu leicht, als daß es den Erebus in seinem Laufe gehindert hätte. Die drei andern sollten, nun außer aller Gefahr und nahe genug bei Bakel, dieses Handelskomptoir allein zu erreichen suchen. Der Galibi war, wie wir jetzt erfuhren, bis Dumus gekommen, hatte aber wegen Mangels an Brennmaterial nach St. Louis zurückkehren müssen; man sagte uns auch, die Einwohner des unteren Futagebietes seien zur alten Ruhe und zu friedlichen Gesinnungen zurückgekehrt. Aber diese Nachricht war voreilig, wie man später sehen wird, oder waren die Anzeichen wenigstens trügerisch.

Das Dorf Kedel, welches wir auf dem linken Ufer wahrnahmen, ist von wenigen, sehr arbeitsamen Familien bewohnt, welche Tamaka und Hirse bauen: von Letzterem verkauften sie an unsere Händler. Leider sehen sich diese Leute in ihrem Fleiße nicht unterstützt und aufgemuntert, sondern haben im Gegentheil jedes Jahr beim niederen Wasserstand Plünderungen von Seiten der räuberischen Ualad-Elys zu fürchten.

Weiter oben liegt das Dorf Civé, auf dem rechten Ufer. Dieser Ort, auf der abhangenden Rasenfläche am Fuß eines Hügels erbaut, bietet einen wunderlieblichen Gesichtspunkt dar, noch verschönt durch einen Wald von Sumps und Sidomms, in deren Mitte ein Theil der Häuser wie eine von Wasser umgebene Insel erscheint. Civé ist gleich Modinalla von maurischen Marabuts bewohnt, welche den Koran erklären, und die Jugend der umliegenden Dörfer unterrichten.

Der Marigot Nabadié, an welchem das Dorf Dorf Diamel-Diabe liegt, erstreckt sich sehr weit in das Land hinein, und wird häufig von flach gehenden Booten, welche Hirse einhandeln, befahren.

Die Dörfer Matam, Belguiala und Guianguioly sind von friedlichen, fleißigen Leuten bewohnt, welche bedeutenden Verkehr mit unsern Handelsschiffen treiben.

Die Dörfer Garly, Tiempegne, Dolol, Audobere, Kiali, N'Diagan, Kamel, N'Gano und Tinaly sind ebenfalls von fleißigen, meist friedlichen und redlichen Leuten bewohnt, welche sich vom Fischfang und Ackerbau nähren, und den Handelsleuten von St. Louis ihre Produkte, besonders Hirse, verkaufen.

Unsere Schifffahrt an diesem Tage bot nichts Interessantes dar; das Land, durch welches wir kamen, ist von kleinen Ebenen und Hügeln durchschnitten, welch' letztere nicht die Höhe von Bergen erreichen, aber meist von schönem Grün bedeckt sind. Die hübsch gelegenen Punkte, die wir bemerkten, sind meist mit

Dörfern besetzt. Die Nacht war köstlich: ein leichter Wind mäßigte die Hitze, und auch die Muskitos, unsere sonst unermüdlichen Feinde, verschonten uns heute ausnahmsweise. Wir nahmen die Mutter eines unserer jungen Senegalesen, eine kranke, alte Frau in unser Schiff auf, wo sie sich wenigstens besser befand, als auf dem mit Neger besetzten Handelsschiffe: es ist eine Signar. *) Einer unserer Reisegefährten war seit gestern ebenfalls an einem heftigen, mit Fieber begleiteten Kopfweh erra nkt.

Am 30. August, Morgens 8 Uhr, brachte uns der Erebus vor Ordolli, ein großes Dorf auf dem linken Ufer, dessen Bevölkerung, theils aus Kriegern, theils aus Ackersleuten bestehend, nicht selten die anlegenden Handelsschiffe von St. Louis feindlich behandelt. Doch scheinen die Ualad-Elys-Mauren es über sich genommen zu haben, diese Leute dafür zu züchtigen, indem sie bei niederem Wasser oft in das Dorf einbrechen und die Einwohner plündern.

Die Dörfer Barmathié, Bapalel, Gureil, Garreguel (das letztere von Deliankes bewohnt, welche Fischfang und Ackerbau treiben) sind nur Dörfer ohne Bedeutung, die mit Hirse und Ochsenhäuten handeln.

Nachmittags kamen wir an den Dörfern N'Guinthia, Bedinki, Bele und Padelal vorüber. Barkedié besteht wie Garreguel aus zwei Theilen, wovon der eine nur für die Leute bestimmt ist, welche die Saaten bewachen; der andere, weiter oben gelegen, ist sehr bevölkert, und von Kriegern und Ackerbauern

---

*) So nennt man am Senegal die Frauen, welche aus einer Vermischung der weißen und schwarzen Race entstehen, sie mögen nun von einer oder der andern mehr an sich haben: gewöhnlich haben sie eine kaffeebraune Farbe. Die Abstammung des Wortes ist offenbar portugiesisch.

aus dem Stamme der Deliankes bewohnt. Ebendort wohnt der Häuptling des ganzen Stammes, mit der Hauptmacht desselben, und unsere Schiffer haben von seinen Leuten häufig eine üble Behandlung zu erleiden, ohne daß er es hindern könnte oder wollte

Gumal und Uawende sind von friedlichen Sarrakolets bewohnt; Guelle aber gehört dem Delianke-Stamm und steht unter dem Marrabut Delfeki Mamadû, aus der Familie des Almamy.

Das Land ist sich immer gleich: Frisches Grün, und regelmäßig geformte Hügel, welche an den von Vegetation entblößten Stellen eine rothbraune Farbe zeigen; diese rührt von der großen Menge Eisenoxyds her, welches sich in der Gegend findet. Die angebauten Ländereien, mit besonderer Sorgfalt gepflegt, sind überall von ausgezeichneter Schönheit.

Der Erebus mußte noch eines von den bisher bugsirten Schiffen zurücklassen, da die Strömung oft so stark war, daß die Kraft der Maschine gerade nur hinreichte, um uns zu halten, nicht aber uns vorwärts zu bringen. Wir hatten während einem Theile des Tages einen kalten Regen, bei welchem das Thermometer bedeutend sank. Ich muß dabei bemerken, daß eine Temperatur, welche am Senegal schon ziemlich kalt scheint, in Europa noch sehr mild wäre, z. B. 20—22°. Diese erklärt sich durch den sonst so hohen Thermometerstand, der gewöhnlich im Schatten 29—36°, in der Sonne aber 55—65° erreicht.

Gegen die Mitte des Tages verschwanden die Hügel aus unserm Gesicht, das Land wurde eben, und bot dem Auge nichts dar, als Baumgruppen, hohe Gräser und prächtig angebaute Aecker auf beiden Seiten des Flusses. Die Bevölkerung scheint reinlicher zu sein, als die, welche wir früher sahen: Männer und Frauen tragen Kussaben und weiße Bubus, deren Zeug theils von ihnen selbst gewoben, theils (und dieß ist großer Luxus) von

unsern Kalikot-Händlern gekauft wird. Diese Kleidungsstücke, äußerst reinlich gehalten, geben ihnen einen Anstrich von höherem Anstand und von einer Haltung, die wir bis jetzt auf unserer Reise noch nicht bemerkt hatten.

Unser Reisegefährte, Herr Ferry, schon seit einigen Tagen erkrankt, befand sich sehr leidend, und wurde auf den Erebus gebracht, wo er mehr Ruhe, und ein besseres Bett, als auf unserm Vigilant, fand. Der Gesundheitszustand unserer kranken Reisegefährtin war sehr beunruhigend.

Während der Nacht, nicht weit über dem Dorfe Guelle, saß der Erebus auf einer schlammigen Sandbank am linken Ufer fest. Diese Unfälle sind sehr häufig, und von den Schiffern nicht zu vermeiden, da, wie schon oben bemerkt, diese Sandbänke nicht selten durch die Strömung des Flusses von einer Stelle des Flusses zur andern verrückt werden. Der Erebus hatte sich, mit ziemlicher Geschwindigkeit anfahrend, so tief in den Sand hinein getrieben, daß es schwer hielt, ihn wieder flott zu machen. Er mußte lichten, die Kessel leeren und seine schwersten Sachen auf die von ihm bugsirte Goelette hinüberschaffen lassen: dieß erforderte viel Zeit, und ein so unerwarteter Aufenthalt war für uns höchst unangenehm. Doch war der Zeitverlust nicht einmal das Einzige: wir litten auch an unserm Schiffe nicht unbeträchtlichen Schaden, da dieses, zwischen den Erebus und die Goelette eingezwängt, als das schwächste Fahrzeug auch am meisten zu leiden hatte: unser Verdeck war beinahe ganz zerbrochen und auch einige Planken hatten Schaden genommen, doch zum Glück über dem Wasserspiegel; dem Erebus wurde das Hackbord leicht beschädigt. Die Nacht war zum Glück recht schön und begünstigte die Arbeit, und so machte sich nach zehnstündigem Aufenthalt das Dampfboot wieder los, und setzte am 23. August, Nachmittags 3 Uhr, die Reise wieder fort.

Der Landstrich bot gar nichts Bemerkenswerthes dar: und das rechte Ufer war eine ungeheure, ganz wagrechte Ebene.

Je näher wir Galam kamen, um so mehr Dörfer trafen wir an, die von dem gewerbsamen Stamme der Sarrakolets bewohnt sind; auch zeichnen sich mehrere davon dadurch aus, daß sie den räuberischen Angriffen der Mauren muthigen Widerstand leisten, während sonst die Neger meistens fliehen, und ihre Dörfer im Stich lassen. Die Namen dieser Dörfer sind: Bitel, Lobale, Odobere und Verma, wo eine sehr gefährliche Felsbank den Fluß sperrt; ferner Jarma und Dambakane.

Gegen Abend sahen wir eine ungeheure Menge großer rother Affen auf den Bäumen des rechten Ufers sitzen, die wir mit einem lebhaften Gewehrfeuer begrüßten; wir trafen keinen, und unser Schießen diente nur dazu, ihr Schreien und ihre Grimassen zu vermehren. Die Nacht war wiederum sehr angenehm.

Den 1. September früh Morgens um 1 Uhr kamen wir an dem Marigot N'Guerere vorüber, welcher Galam von Futa-Damga trennt. Hier ist wieder eine Bagnas, und diese genießt noch ein höheres Ansehen unter den Negern, als die bisherigen. Man erlaubt ihnen bei dieser Gelegenheit, sogar auf einem Kriegsschiff, mit den Kanonen zu schießen, neben dem, daß der gewöhnliche Lärm mit Tam-tam, Geschrei und Flintenschüssen nicht fehlt. Da N'Guerere die letzte Bagnas-Station vor Bakel ist, so läßt sich wohl begreifen, daß hier die Gewohnheit fest gehalten wird, ein Freudenfest zu feiern, wenn man die Grenze des Landes erreicht, wo die Gefahren und Mühseligkeiten einer Reise endigen, welche früher sehr gefährlich war, und jetzt noch, für Segelschiffe wenigstens, langwierig und beschwerlich ist.

Um 2 Uhr erreichten wir Gaude, das erste Dorf im Galam-Gebiete; hier trifft man schon die Sarrakotels-Bakiris, einen

kriegerischen Stamm, dem die regierende Familie angehört. Das nächste Dorf, Gallade, war einige Zeit von dem Bakiri-Prinzen Uali-Samba bewohnt, der sich gegenwärtig zu Kotera aufhält. Vor Monlok, das wir um vier Uhr erreichten, liegt eine sehr gefährliche Felsbank, die uns bis zum völligen Anbruch des Tages zu warten zwang, da der Steuermann den Uebergang bei Nacht nicht wagen wollte.

Bei Sonnenaufgang hatten wir ein unerwartetes Schauspiel: Hügel von ziemlicher Höhe, die sich am Horizont ganz eigen abheben, entfalten vor unsern Augen das herrliche Grün ihrer geneigten Flächen; Hirse- und Baumwollefelder schlängeln sich in den Thälern fort, und bilden um jene Höhen eine zierliche Einfassung von gelben Aehren und schneeweißen Kelchen; Wälder, wo das dunkle und strenge Grün des Palmbaums sich mit den lichten und klaren Blättern der Sidoms und Akazien mischt, ziehen sich bald um die angebauten Aecker, um die Hügel in der Ebene herum, bald steigen sie an diesen hinan, um dort ihren majestätischen Fächer auszubreiten; Rasenplätze vom frischesten Grün und ungeheure, abgerissene Quarzblöcke baden sich in dem durchsichtigen Wasser des Flusses; Erde und Blumen hauchen Wohlgerüche aus, so daß man in einem bezauberten Garten zu sein glaubt.

Diese schöne Naturscene, halb durch die aufsteigende Sonne beleuchtet, halb in einen weichen Nebel verhüllt, entzückte uns aufs Höchste. Seit sechzehn Tagen hatten wir irgend einen Stoff zur Bewunderung gesucht, und standen jetzt wie von einem religiösen Enthusiasmus ergriffen. Doch ach! trauriger Gedanke! wie viele von denen, welche wie wir diesen herrlichen Anblick genoßen, sind nicht zurückgekehrt.

Wir lichteten um 6 Uhr die Anker, sahen N'Guiauara, ein von Sarrakolet-Marabuts bewohntes Dorf, ferner Ely-N'Gara, dessen Einwohner uns sehr ergeben sind; Manailli und Tuabo,

welch Letzteres in den neuesten Kriegen der Bakiris von Goye und Kamera beinahe zur Hälfte zerstört wurde. Es war früher der Hauptort von Goye oder Nieder-Galam, und die Residenz des Tounka, welcher gegenwärtig zu Kounguel wohnt. Um 10 Uhr kamen wir in das Dorf Maramture, das nahe bei Bakel liegt; nun hatten wir noch mehrere kleine grüne Inseln vor uns, welche wir auf unsrer Steuerbordseite ließen und in den engen Kanal zwischen dem rechten Ufer und dem Inselmeer einliefen; um 11 Uhr 15 Min. ankerten wir vor der Festung Bakel.

Nach Gewohnheit bezeugten die Matrosen durch Flinten- und Böller-Schüsse ihre Freude über die Ankunft am ersehnten Ziel der Reise. Für uns war dieß erst der Anfang derselben, und wir hatten bis hierher schon 16 Tage gebraucht, während welcher wir bereits so viele Unbequemlichkeiten und Entbehrungen hatten kosten müssen, daß die Gewohnheiten des sonstigen Lebens uns ganz entschwunden waren. In unsern Verhältnissen war dieß die nothwendige Bedingung, um unsere Aufgabe zu erfüllen, und wir durften nicht darüber klagen. Gewiß werden wir, auch beim besten Fortgang unserer Reise, uns mehr als einmal nach dem Lager auf dem Verdeck des Vigilant und nach dem schlechten Schutze unseres Zeltes zurücksehnen müssen.

Wir schifften unsere Reisegefährtin in einem Gesundheitszustand aus, der wenigstens weit besser war, als der, wie sie an Bord kam: diese Frau wäre unfehlbar eine Beute des Todes geworden, wenn wir sie nicht bei uns aufgenommen hätten.

Schon heute haben wir den Beweis, wie ungesund das Klima von Bakel ist, und wie nur bei der größten Vorsicht ein Europäer seinem unheilvollen Einfluß sich entziehen kann: Herr Huard, der sich bis dahin an Bord sehr wohl befand, fühlte, kaum im Fort angelangt, die heftigsten Kopfschmerzen, begleitet von starkem Fieber, Deliriren und Erbrechen; Herr Ferry befindet

sich nicht besser. So haben wir bei unserer Ankunft in Bakel schon zwei Kranke unter uns, daneben fünf erkrankte Matrosen, was beinahe die Hälfte der Mannschaft ausmacht.

Die Nacht war sehr schön durch einen N.-W.-Wind erfrischt, so daß wir herrlich schliefen: eine Wohlthat, die uns schon zwei Nächte nicht mehr geworden war.

Bakel ist das Handelskomptoir für eine Gesellschaft, welche in der Zeit des niedern Wasserstandes das alleinige Vorrecht zum Handel besitzt: außer dieser Zeit, das heißt vom 1. August bis 31. Dezember ist der Handel frei, und wird gemeinschaftlich von jener Gesellschaft und den Kaufleuten von St. Louis betrieben.

Das Handelskomptoir von Bakel, im Jahr 1819, nach der Zurückgabe der Kolonie an die Franzosen, errichtet, wird durch ein Fort beschützt, das auf einem Hügel erbaut ist, der jenes Komptoir und das gleichnamige Dorf beherrscht. Dieser Hügel aber, wegen der Nähe des Flusses gewählt, wird wiederum auf Büchsenschußweite von einem anderen Hügel beherrscht.

Das Mißliche dieser Lage war übrigens den Offizieren, die damals den Bau leiteten, nicht entgangen, denn sie errichteten auf dem Gipfel jenes Hügels eine Batterie, die aber jetzt gänzlich zerfallen ist. Trotz dem bietet die Festung Bakel hinreichende Sicherheit gegen einen Ueberfall und ist weit kunstgerechter und fester angelegt, als die befestigten Posten von Richard-Toll und Dagana; die Mauern sind wenigstens hoch genug, um jede Erstürmung zu hindern, was bei Richard-Toll nicht der Fall ist, da hier ein Reiter, wenn er auf den Sattel steigt, leicht die Mauern überspringen kann.

Bakel hat zehn Kanonen von verschiedenem Kaliber (von 1 bis 16 Pfd.). Diese Geschütze sind zwar nicht alle in vortrefflichem Zustande; doch ist dieß beinahe überall der Fall, wo kein ernsthafter Angriff zu fürchten ist. Seit einigen Jahren hat

man die Zahl der Geschütze mit einer Gebirgskanone von 12 Pfd. Kaliber vermehrt.

Vom Jahr 1818 bis 1828 lag zu Bakel eine Kompagnie Infanterie, deren Hauptmann natürlich den Posten kommandirte; die sprüchwörtlich gewordene ungesunde Lage des Ortes bestimmte aber unser Ministerium, ferner keine europäische Besatzung mehr dorthin zu schicken. So sendet man nun seit 1828 nur schwarze Soldaten nach Bakel und überträgt das Kommando über sie und über die ganze Station einem Manne, den man gewöhnlich unter den Einwohnern von St. Louis auswählt, und der für die Dauer seines Amtes Offiziersrang und jährlich 4000 Frcs. erhält.

Die europäischen Soldaten, welche die Besatzung von Bakel gebildet hatten, erlitten einen Verlust, der in Wahrheit Schrecken erregen mußte. Während eines ganzen Jahres, mitten in diesem gräßlichen Klima auf sich selbst beschränkt, hatten die Soldaten mit jeder Jahreszeit gegen einen so raschen Wechsel der todtbringenden Ursachen zu kämpfen, daß es beinahe unmöglich schien, nicht der einen oder der andern zu unterliegen. So traf mehrmals die neu hingeschickte Mannschaft nur noch ein Dutzend gänzlich geschwächter und entmuthigter Leute an, welche den Rest der früheren Garnison, d. h. von 60 bis 80 Mann darstellten.

Bei unserer Ankunft bestand die Besatzung der Festung, deren Kommando einem Einwohner von St. Louis, Herrn Paul-Holl anvertraut ist, aus sechs und zwanzig schwarzen Soldaten, und dreißig Laptots (Matrosen). Herr Paul-Holl ist ein Mann von Einsicht und Energie, und weiß das Zutrauen des Gouverneurs vollkommen zu rechtfertigen. Das Kommando von Bakel hat hohe Bedeutung, da dieser Ort ohne Zweifel sowohl in kommerzieller als politischer Beziehung unsre wichtigste Niederlassung am Senegal ist.

Das Handelskomptoir liegt einige hundert Schritte nordöstlich von dem Fort, und ist von einer schwachen Mauer mit Schießscharten umgeben. Vorstand desselben ist Herr Zeler, ein Mann, welcher vielseitige Kenntnisse und großen Eifer mit einer seltenen kommerziellen Einsicht verbindet. Die Handelsgesellschaft unterhält hier 25 Laptots und einige kleine Kanonen, um den Platz vor einem Handstreich zu sichern. Die Mauren und Neger sind übrigens in dieser Beziehung nicht sehr zu fürchten: nicht daß es ihnen an körperlicher Gewandtheit fehlte, sondern wegen ihrer Langsamkeit und Scheu, einen entscheidenden, äußersten Schritt zu wagen; sie wissen keinen schnellen Entschluß zu fassen, und verlieren die beste Zeit mit endlosem, nichts sagendem Hin- und Herreden. Zeitgewinnen, Hinausschieben ist ihre ganze Taktik.

Das Dorf Bakel liegt am Fuße einiger Hügel, welche gegen Westen ein Hufeisen bilden, dessen Spitzen den Fluß berühren. Der Ort ist groß, und die Häuser sind zwar im Ganzen den bisher gesehenen ähnlich, verrathen aber doch eine sorgfältigere Bauart. Mehre darunter stehen mittelst kleiner Pfähle einige Fuß über dem Boden, um die eingeheimsten Felderzeugnisse vor der Ueberschwemmung zu schützen.

Diese Lage, am Fuß einer halbkreisförmigen Linie von Hügeln, ist eine der hauptsächlichsten Ursachen der großen Sterblichkeit. Die oft sehr steilen Abhänge jener Hügelreihe leiten das Regenwasser in ein enges Thal, welches die Festung und das Komptoir trennt, und in welchem noch viele Häuser des südlichen Dorfendes stehen. Da das Wasser nicht immer schnell genug in den Fluß ablaufen kann, so überschwemmt es häufig das umliegende Land und bleibt dort in den Gräben und Löchern stehen, die entweder eben durch solche Ueberschwemmungen entstanden sind, oder von den Einwohnern selbst gegraben wurden, um Erde zur Erbauung ihrer Häuser zu gewinnen.

Wenn nun der Regen aufhört und die trockene Jahrszeit kommt, so verdunstet das Wasser, und läßt thierische und vegetabilische Stoffe zurück, welche bei der glühenden Sonnenhitze schnell in Fäulniß übergehen und pestbringende Miasmen ausdünsten. Dieses Gift spottet jeder Vorsorge, und verschont beinahe keinen, Eingeborenen wie Fremden.

In dieser Lage hat noch eine andere, beinahe eben so große Gefahr ihren Grund: Dieß ist das Abprallen der Sonnenstrahlen von den felsigen Bergabhängen um Bakel; doch kann man diese Gefahr vermeiden, und nur Unvorsichtige, welche die Erfahrungsregeln nicht befolgen, leiden darunter.

Das Dorf besteht aus verschiedenen Häusergruppen, deren beträchtlichste, das eigentlich sogenannte Dorf, fast ganz dem Lauf des Flusses folgt. Die andern Dorftheile, welche den Bergabhängen entlang liegen, sind von Schwarzen, verabschiedeten Soldaten und ehemaligen Koloniedienern bewohnt. Der untere Theil des Dorfes, der sich vom Komptoir südwestlich gegen die innern Abhänge hinzieht, ist ungemein schmutzig, und dort trifft man hauptsächlich die vielen Moräste von stehendem Wasser, welche der Gesundheit des Ortes so schädlich sind.

Man begreift leicht, daß richtig geleitete Dammarbeiten und Entwässerungen, jene zufälligen Ursachen der Ungesundheit aufheben und die große Zahl der Todesfälle vermindern könnten; aber die Unthätigkeit der Neger ist so groß und so tief eingewurzelt, daß trotz der wiederholten Anforderungen des Stationskommandanten keiner der vielen Dorfschulzen, die bis jetzt auf einander folgten, mit Ernst daran dachte, jenem Uebel ein Ziel zu setzen. Sie haben nicht einmal den Befehl gegeben, daß die Bewohner ihr Baumaterial außerhalb des Dorfes holen sollen, so daß immer wieder neue Gruben entstehen. Auch hier, wie in vielen andern Fällen, tritt der blinde Aberglauben an die Wirk-

samkeit der Amulette hindernd in den Weg, und begünstigt die natürliche Abneigung vor nützlichen Arbeiten.

Das Dorf ist von einer Lehmmauer umgeben, welche eine Art roher Befestigung bildet, die man Tata nennt; oft haben kleine Häusergruppen und sogar einzeln stehende Gebäude ihre Tata. In dem westlichen Theil sind die Häuser öfters von Hirsefeldern umgeben.

Die Einwohner sind freundlich und gut; sie schienen erfreut, uns zu sehen, und beeiferten sich, dieß durch Wort und Thaten kund zu geben. Viele von ihnen konnten einzelne französische Wörter, mehrere sprachen sehr gut, und alle wußten unsere Begrüßungsformel, die sie uns im Vorbeigehen zuriefen.

Die Bevölkerung von Bakel bietet im Ganzen denselben belebten und fast malerisch zu nennenden Anblick dar, wie St. Louis; eben so wie dort ist zu Bakel der Einfluß der französischen Besatzung unverkennbar und man findet diesen namentlich in der Kleidung, einem sonderbaren Gemisch von europäischer und Nationaltracht. Hier wie in St. Louis und an so vielen andern Punkten der Erde herrscht die krapprothe Hose, deren auffallende Farbe nicht wenig dazu beiträgt, den Anzug buntscheckig und sonderbar erscheinen zu lassen. Der graue Mantel unserer Infanteristen, und der alte runde Seidenhut, durch langen Gebrauch roth geworden, nehmen ihren ausgezeichneten Rang in der Toilette eines eingebornen Stutzers ein.

Die Tracht der Frauen dagegen unterscheidet sich nicht merklich von der der andern Frauen am Senegal. Die von ihnen selbst gewobenen Schürzen färben sie ebenfalls mit ihrem selbstgezogenen Indigo, und sie haben einen solchen Namen darin, daß die Signars von St. Louis ihre Schürzen nach Bakel schicken, um sie dort färben zu lassen. *) Eine Auszeichnung in

*) Die blauen Schürzen dienen als Trauerkleider bei den

der dortigen weiblichen Tracht besteht in den Schnüren von Glasperlen, die sie verschwenderisch um Hals und Haar tragen; Bernstein ist für sie ein Gegenstand des höchsten Luxus; ein großes Stück ziert den Scheitel, andere sieht man an ihren Schläfen und Ohren; diese letzteren sind überdieß noch mit schweren Ringen von grobem Golddrahte geziert. Auch Ledersandalen sieht man zu Bakel häufiger als am unteren Senegal.

Fische und Wildpret gibt es in Galam im Ueberfluß; aber die Sarrakolets jagen so wenig wie die Fulahs und Joloffs, auch treiben sie weit weniger Fischfang, als die Einwohner von Wallo und Futa. Sie haben zwar, wie die Andern am untern Senegal, besondere Fischerdörfer, aber dieses Gewerbe ist nicht sehr geachtet.

In Futa dagegen macht der Fischfang einen Haupterwerbszweig der Nation aus, und die Fischer, in eine besondere Korporation mit eigenen Vorstehern und Gesetzen vereinigt, bilden eine ganze Bevölkerung mit zahlreichen Dörfern. Jedes dieser Dörfer hat als obersten Beamten einen Guieultabe, welcher außer seinem eigentlichen Amte, das nicht weniger einträgliche und einflußreiche eines Herenmeisters ausübt. Diese Person, von Jannequin „Gebieter des Flusses“ genannt, empfängt zum Voraus einen Antheil am Ertrag des Fischfangs; außerdem zieht er für seine vorgebliche Zauberkunst, mit welcher er die Fischer gegen die Angriffe der Kaimane vertheidigt, sehr bedeutende Einkünfte, welche noch durch den Verkauf der Amulette, jener untrüglichen Talismane, die vor jeder Gefahr schützen, vermehrt werden.

Man erzählt über diese Guieultabes sehr merkwürdige Geschichten, gegen deren Glaubwürdigkeit man vor Negern nicht den lei-

Signars und den andern eingeborenen Frauen von St. Louis.

festen Zweifel äußern darf. Ich habe diese Erzählungen oft sogar von Europäern bestätigen hören, und versuchte diese außerordentlichen Erscheinungen durch Annahme einer besondern magnetischen Kraft zu erklären; allein es ist gar nichts daran und diese Mährchen verdienen nicht den mindesten Glauben: sie dienen einzig dazu, die ohnehin sehr starke Neigung zum Aberglauben bei den Negern zu erhöhen, und zum Nutzen der Guieultabes auszubeuten; und diese armen Leute sind am Ende so bethört, daß sie ihren eigenen Sinnen nicht mehr glauben. Ja ich habe solche gefunden, die heilig und theuer auf den Koran geschworen haben würden, sie hätten Kaimane auf den Ruf des Guieultabes das Wasser verlassen, neben diesem hergehen, seinen Befehlen aufmerksam zuhorchen und diese pünktlich ausführen sehen. Man könnte glauben, die Neger am Senegal theilten auch den Aberglanben jener Fetischanbeter an der Küste von Guinea, welche den Kaimanen göttliche Ehre erweisen. *) Dem ist nicht so: denn die Senegalesen beschränken sich auf obige Mährchen von den sonderbaren Sitten, dem Verstande und der Folgsamkeit dieser Thiere, sie fürchten dieselben, beten sie aber nicht an. Zwar wagen die Fulah von Futa keinen Kaiman zu tödten; allein diese leichtgläubigen Menschen fürchten nur die Rachsucht der Freunde und Verwandten des getödteten Thieres rege zu machen; und auch dieß gilt nicht überall, denn die Neger tödten solche Thiere, sobald es der Guieultabe erlaubt und versprochen hat, sie gegen die Rache der Anverwandten zu schützen. Europäer können einen Kaiman tödten, ohne das geringste Mißfallen bei den Negern zu erregen.

Das Amt eines Guieultabe besteht auch in Galam und sogar

---

*) Die oben berührten Stämme von Guinea betrachten jene Thiere als böse Gottheiten, und opfern ihnen zu gewissen Zeiten eines oder mehrere junge Mädchen.

in Bondu, aber ihr Einfluß ist sehr gering, da überhaupt die Fischerei in diesen Ländern einen so unbedeutenden Rang einnimmt. Auch schon am untern Senegal ist das Ansehen dieser Männer sehr verschieden: es gibt solche, die als sehr mächtig gelten, und dagegen Andere, an deren Wunderthaten Niemand glaubt.

Das Dorf und die Gegend von Bakel stellen um diese Jahrszeit eine sehr liebliche Landschaft dar; die umliegenden Hügel sind mit Grün bedeckt, dessen Frische sonderbar gegen die Dürre und Unfruchtbarkeit der östlichen Abhänge absticht; die Hütten des Dorfes sind in großer Ausdehnung über eine durchschnittene, mit schönen Feldern bedeckte Ebene zerstreut; hoch gewachsene Bäume, besonders Palmen, wie auf geradewohl mitten in die Hirsefelder und zwischen die Häuser hineingestellt, vollenden den lieblichen Anblick.

Wir haben ganz hart am Ufer Anker geworfen, um eine bequeme Verbindung mit dem Lande zu haben; denn die Strömung ist sogar ganz am Ufer so reißend, daß ein Uebersetzen mittelst Kähnen äußerst mühsam wäre. Den Tag über arbeiten wir fleißig, den Kutter zur Fortsetzung unserer Reise in Stand zu setzen.

Wir trafen zu Bakel den Minister des Almamy von Bondu, welcher uns kund that, daß sein Herr uns mit der lebhaftesten Ungeduld erwarte, und daß er sich glücklich schätzen würde, wenn er etwas zum Gelingen unseres Reisezweckes beitragen könnte. Der Gouverneur hatte früher schon den Kommandanten und Handelsagenten von Bakel im Voraus von unserer Reise in Kenntniß gesetzt, und diese Beiden hatten sich beeifert, die Häuptlinge des Landes über ihre Gesinnungen in Betreff Unserer auszuforschen: die, welche uns obiger Minister zu erkennen gab, sind so wohlwollend, daß wir die Hoffnung schöpfen dürfen, den größten Theil unserer Reise mit Sicherheit unternehmen zu

können; denn der Almamy ist gerade in dem Lande, das wir durchreisen, allmächtig.

Unsern Kranken geht es etwas besser; wir schickten sie auf das Fort, wo sie wenigstens vor den Tornadas gesichert sind. Die Nacht war schlecht: wir hatten einen siebenstündigen Regen, vor welchem wir uns nicht völlig schützen konnten.

Am 3. September Mittags 1 Uhr gieng der Erebus wieder stromabwärts nach St. Louis, mit zwei kranken Offizieren an Bord; auch unter unsern Matrosen nimmt die Zahl der Kranken eher zu als ab. Diesen und die nächsten Tage benützten wir, um die Schiffsverkleidung und die übrigen kleinen Schäden, die unser Kutter bei dem Scheitern des Erebus erhalten hatte, wieder auszubessern. Die ersten Tage hüteten wir uns klüglich, vor Sonnenuntergang auszugehen, denn die Sonne ist, wie einer unserer Gefährten schon zu seinem Schaden erfahren hat, zu dieser Jahrzeit sehr gefährlich. Doch ist die Temperatur bis jetzt noch sehr gemäßigt und hat 30° im Schatten noch nicht überstiegen.

Am 6. September überwand die Neugier, endlich einmal das Dorf und die Umgegend zu besichtigen, unsre bisherige Vorsicht, und wir, das heißt die bis jetzt vom Fieber verschonten, machten den Tag über einen Spaziergang. Die Häuser bilden Gruppen, von einem mit Schießscharten versehenen Tata umgeben, das zwar Ausgänge, aber keine Thore hat. Diese, so nach Art kleiner Inseln eingeschlossenen Gruppen bilden zusammen die krummen Straßen, welche sehr eng und uneben sind. Hier und da trifft man leere Stellen, welche öffentliche freie Plätze vorstellen sollen, auch, wie schon oben gesagt, Sümpfe von grünlichem Wasser, voll von allerlei Reptilien und Amphibien, deren häßliches Gekrächze man die ganze Nacht über weit hin vernimmt. Die Ringmauer, welche das Dorf, jedoch nicht ohne einige Unterbrechungen, umgibt, zeigt eine rohe Nachahmung der Bollwerke und Wälle des Forts. Die Palmen

und Feigenbäume, ohne Ordnung zwischen die Häuser hingepflanzt, machen dennoch, besonders von fern gesehen, eine hübsche Wirkung; diese namentlich überraschen am meisten bei der Anfahrt in Bakel und geben der Gegend den malerischen Anschein, von welchem ich schon oben gesprochen habe.

An verschiedenen Theilen des Dorfes trifft man eine Art Terrassen oder Bühnen, d. h. in die Erde gesteckte Pfähle und horizontal darüber gelegte Bretter oder Bäume; diese Bühnen haben einen doppelten Gebrauch: während des Tags dienen sie den Einwohnern zu ihren öffentlichen Verhandlungen, oder zu Privatgesprächen, und die Nacht über zu einer Ruhestätte außer dem Bereich der Muskitos. Man zündet nämlich vor denselben Feuer an, durch welches die Insekten angezogen und abgehalten werden, dafür wird man aber tüchtig eingeräuchert und hat wenig Erfrischung: doch ziehen die Neger diese doppelte Unbequemlichkeit den Stichen der Muskitos vor, und auch am untern Senegal ist der Gebrauch dieser Gerüste häufig. Zu Bakel stehen diese beinahe immer unter dem Schatten einer großen Feigenbaumart, die man in der Joloff-Sprache „Gan" nennt.

Den 6. und 7. September stieg das Wasser des Flusses um ungefähr 2 Fuß. Die Strömung, deren Gewalt noch vermehrt war, führte unaufhörlich Rasenstücke und Baumstämme an unserm Schiffe vorüber, ein deutliches Zeichen von heftigen Gewittern am oberen Senegal.

Wir machten die Bemerkung, daß die Muskitos, obgleich immer noch unangenehme Gäste, doch zu Bakel weniger zahlreich sind, als in dem tieferen Lande; wahrscheinlich in Folge einer Wanderung dieser Insekten, welche, wie die Heuschrecken, in großen Massen von Land zu Land ziehen.

Eines Abends besuchten wir den Affenberg, einen kleinen Hügel südwestlich von Bakel, so benannt nach der großen Menge von Affen, welche hier ihren gewöhnlichen Aufenthalt

haben: diese Vierhänder, zur Familie der hundsköpfigen Affen gehörig, sind von mittlerer Größe, haben eine rothe Hautfarbe und einen verhältnißmäßig sehr großen Kopf; ihr Geschrei ähnelt dem Bellen der Hunde. Sie bewohnen jenen Hügel ganz im Frieden, und werden nicht beunruhigt, und man erzählt hier höchst wunderbare Geschichten über ihren merkwürdigen Instinkt und Selbsterhaltungstrieb, vermöge dessen sie jeden störenden Besuch zurückweisen; ja man behauptet, diese Thiere hätten sogar schon Menschen angegriffen und bis ins Dorf verfolgt.

Ohne Zweifel läuft in dieser Erzählung viele Uebertreibung mit unter, wie es bei den leichtgläubigen Negern nicht anders sein kann; das scheint aber sicher, daß diese Affen oft in großen Rotten vereint die Hirse- und Pistazienfelder plündern, ohne daß die Eingeborenen es wagen, ihnen die Beute streitig zu machen. Auf diese Art versorgen sich die Affen für die Jahrszeit, wo jede Vegetation fehlt, mit Lebensmittel.

Während der Plünderung stecken sie, nach den Aussagen der Neger, die Hirse- und Mais-Aehren, welche sie für ihren Gebrauch bestimmen, in den Gürtel, den sie, aus einem Grashalm gemacht, um den Leib tragen. Wird einer der Affen von den Eigenthümern der Felder getödtet, so tragen sie den Leichnam mit kläglichem Geschrei fort; dieß wurde mir von vielen Negern, die es gesehen zu haben behaupten, versichert.

Solche Beispiele von dem Muth und Verstande der Affen erzählt man nicht allein in Afrika, sondern ebenso in Brasilien, wo dieselben ähnliche Raubzüge mit großem Geschick ausführen sollen: wenn die Affen dort eine Razzia vorhaben, so stellen sie, wie man sagt, ringsherum Wachen aus, um das Herannahen eines Feindes anzuzeigen; wird das Zeichen nicht gegeben, so strafen sie und tödten sogar die schuldige Wache. Uebrigens trifft man ähnliche Erzählungen in jeder Naturgeschichte, besonders in der von Milne-Edwards, bei dem Artikel M a n d r i l.

Schlangen und Eidechsen trifft man zu Bakel sehr häufig. Die erstern schleichen sich oft in die Häuser, besonders in die der Festung und der Kompagnie, was nicht selten zu Unfällen Anlaß gibt, deren Folgen sehr traurig sind; denn ein Biß, der nicht augenblicklich mit starken Aezmitteln behandelt wird, verursacht meist den Tod. Auch hiebei spielen die Amulette ihre traurige Rolle, und die Neger sind beinahe immer das Opfer ihres Aberglaubens und Eigensinns, womit sie die von uns gebrauchten Mittel zurückweisen: diese Erfahrung erstreckt sich übrigens auf alle ihre Krankheiten; es hält äußerst schwer, einen Neger zu überreden, daß Heilmittel mehr helfen als die Beschwörungen seiner Priester, oder die Verse aus dem Koran, welche er als unfehlbare Präservativmittel auf seinem Leibe trägt, und Niemand ist im Stand, ihm seinen Aberglauben zu benehmen. Obgleich natürlicherweise diese Amulette ihn weder vor einem Uebel schützen, noch eines heilen, so ist dieß doch keine Lehre für ihn: mein Amulett hatte keine Kraft, sagte er, und schiebt die Schuld auf den Marabut, der es ihm verkaufte. Doch wird endlich das Zutrauen durch zu häufige Unfälle erschüttert, und dieß ist namentlich zu Bakel durch die Schlangen der Fall: Neger und Negerinnen haben eine außerordentliche Furcht davor, und es wird nur sehr wenige Fanatiker von so gestähltem Muthe geben, daß sie mit Kaltblütigkeit dem Anblick und der Nachbarschaft einer Schlange trotzen.

In Betreff der Amulette muß ich noch eines Gebrauches erwähnen, der sehr oft die ernsthaftesten Folgen nach sich zieht: bei ihren Plaudereien rühmen die Neger häufig die Kraft ihrer Amulette; es kommt zu Streitigkeiten über den Vorzug derselben, und endlich zu Proben. Diese haben natürlich traurige Folgen, und es ist nichts Seltenes, daß sich Neger schwere Wunden beibringen, oder gar tödten, um die Güte ihrer Amulette zu beweisen. Trotz allem dem wird der Glaube an ihre

Unverletzlichkeit nicht geschwächt. Jedes Amulett hat seine besondere Bestimmung: eines schützt vor dem Fieber, jenes vor Kugeln, ein anderes vor den Kaimanen, den Löwen, wieder eines vor Dolchstichen, kurz vor allen denkbaren Unfällen und Krankheiten, ja es gibt solche, die vor dem Tode schützen und somit Unsterblichkeit verleihen.

Wir hatten in unserem Zimmer in der Festung den Anblick eines Kampfes zwischen einer Schlange und Eidechse; wir nahmen Theil daran und beendigten die Sache mit dem Tode beider Gegner, die mit einem Pistolenschusse erlegt wurden. Der stärkere der beiden Kämpfer war für uns ein zu unangenehmer Zimmergefährte, als daß wir dem Streit hätten theilnahmlos zusehen können; die Eidechsen sind zwar gar nicht gefährlich, allein es war uns unmöglich, diese zu schonen, da sie von der Schlange ganz umstrickt und beinahe erstickt war.

Herr Jamin hat immer noch starkes Fieber; bei den übrigen Kranken geht es besser, so daß wir an die Fortsetzung der Reise gehen können. Wir errichteten auf unserm Kutter ein Strohdach; dies hindert uns zwar an dem vollständigen Gebrauch unseres großen Segels, aber wir bedachten uns nicht, die unsichere Hoffnung einer größeren Schnelligkeit für den gewissen und kostbaren Nutzen eines Schutzdaches gegen Regen und Sonne hinzugeben.

Viertes Kapitel.

Abreise von Bakel. — Kounguel, Hauptort von Nieder-Galam. — Besuch beim Tounka. — Beschreibung dieses Häuptlings. — Wohlwollende Gesinnungen für uns; ihre Befürchtungen in Betreff unserer Reise. — Mündung des Faleme; Flußufer; ihre Lage, ihr Reichthum an Vegetation. — Menge von sehr großen Bienen. — Nächtliches Gewitter. — Gastfreundlichkeit der Uferbewohner. — Gebräuche der Fulahs von Bondu. — Vorsichtsmaßregeln der Bauern gegen die Flußpferde und Vögel. — Ausflug zu Fuß nach einer alten französischen Niederlassung. — Vortreffliche Aufnahme im Hause einer Prinzessin von Kasson. — Bemerkungen über die physische Beschaffenheit der schwarzen Völkerstämme und über die Araber. — Sambala, König von Kasson, sein Besuch bei uns. — Ankunft zu Senou Debou; Beschreibung des dortigen Tata.

Da unser Schiff ausgebessert und die Schiffsmannschaft bis auf Herrn Jamin wieder so ziemlich hergestellt war, so fuhren wir am 10. September zwischen 1 und 2 Uhr von Bakel ab, begrüßt durch Musik und Tam-tam-Lärm von den Handelsschiffen und begleitet von einer Anzahl Matrosen. Unsere Fahrt ging so langsam, daß wir um 4 Uhr erst an der dritten Ankerwindung und kaum 3000 Fuß von Bakel entfernt waren. Der Fluß hat hier sehr viele Krümmungen; die Richtung ist zuerst nach Süd-Süd-West, wird aber bald Süd-Süd-Ost und bleibt ungefähr so bis Kounguel.

Das linke Ufer ist eben, mit Hirse und Mais bepflanzt und nur weiter innen von Hügeln umgeben, welche mit denen bei Bakel zusammenhängen. Das rechte Ufer dagegen ist von Quarz-

felsen begränzt, von welchen viele große Blöcke bis an den Fluß sich erstrecken. Etwas oberhalb Bakel trafen wir eine durch den gegenwärtig hohen Wasserstand gebildete Insel.

Ein Sturm, durch heftige Windstöße vorausverkündet, dauerte nur kurze Zeit, worauf wir bei einigermaßen günstigem West-Nord-Westwinde unser Focksegel aufzogen. Nach 6 Uhr kamen wir an dem Marigot Badiara vorüber; derselbe trägt auf vielen französischen Karten den Namen Neriko; durchläuft nach der Aussage der Neger einen großen Theil des Landes und steht mit dem Gambia in Verbindung. *) Dort ankerten wir die Nacht über.

Ohne Anwendung der Segel erreichten wir den andern Tag um 11 Uhr Vormittags Kounguel, die jetzige Residenz des Tounka von Galam, der früher, ehe das Land durch die letzten Kriege verheert worden war, wie schon oben bemerkt, zu Tuabo gewohnt hatte.

Nachdem wir dem Gebrauch gemäß mit drei Kanonenschüssen salutirt hatten, stiegen wir ans Land, um dem Häuptling unsern Besuch abzustatten. Kounguel zeichnet sich durch die äußerste Unreinlichkeit aus, und gerade der schmutzigste Ort ist die königliche Residenz, eine Anzahl Hütten von einer Strohwand umgeben. Kounguel hat drei abgesonderte Theile: der mittlere, beträchtlichste, liegt auf einem Quarzhügel, dessen Fuß den Fluß berührt; die beiden andern liegen rechts und links davon auf einer Ebene. Schöne Hirse-, Baumwolle- und Pistazienfelder umgeben den südöstlichen Theil. Der mittlere Theil allein ist von einer unregelmäßigen Lehmmauer umgeben, worin anstatt der Schießscharten Löcher angebracht sind, aber nicht in Manneshöhe, sondern nur 7 Zoll vom Boden. Diese sonderbare Anordnung ist eine nothwendige Folge davon, daß die Neger bei-

---

*) Annales maritimes, Sept. 1844.

nahe immer kniend oder liegend ihr Gewehr abschießen. Das fest gebaute Tata von Kounguel bildet eine vollständige Ringmauer, welche, wie das zu Bakel, einige Oeffnungen, aber keine Thore hat; im Fall eines Angriffs würden diese wahrscheinlich durch Lehmwände oder eingesetzte Balken versperrt.

Die beiden zur Seite liegenden Theile werden bei einem zu befürchtenden Angriff von ihren Einwohnern verlassen, die sich mit ihrer Habe in den mittleren Theil, welcher als Citadelle dient, flüchten.

Das Mobiliar eines Negers besteht gewöhnlich in einem hölzernen Mörser mit langem Stößel, um die Hirse zu zermalmen; aus einigen Kalebassen mit strohenem Deckel, aus irdenen Gefäßen, Kanaris genannt; aus groben Binsenmatten, hie und da aus einem niederen Kanape von geflochtenen Binsen; reichere Familien besitzen außerdem noch eine Art hölzerner Truhe, um ihre übrigen Habseligkeiten darin zu verwahren. Diese letzteren sind gewöhnlich ebenso armselig, wie das Mobiliar: einige Lumpen für die Männer, einige Boubous und Glaszierrathen für die Frauen bilden die ganze Garderobe. Die Frauen sind am besten gekleidet und die Koketterie spielt ihre Rolle so gut in Galam als bei den civilisirten Nationen.

Die Beschränkung der Ringmauer auf nur einen Theil des Dorfes ist eine Folge von der kleinen Anzahl der waffenfähigen Männer, wonach überall die Ausdehnung berechnet ist: eine seltene Ausnahme von der sonstigen Berechnungslosigkeit dieser Leute. Dieselbe Anordnung trifft man in ganz Senegambien überall, wo nicht die geringe Zahl der Hütten erlaubt, den ganzen Raum einzuschließen.

Der Tounka nennt sich Samba-Koumba-Diama; es ist ein Greis zwischen 70 und 80 Jahren, aber noch lebhaften Blickes und hurtigen Ganges. Sein Wuchs ist hoch, aber nicht schmächtig, seine Stirne breit und hervorragend; seine Miene

drückt Sanftmuth und Resignation aus. Wir fanden ihn schlecht gekleidet auf einem Kanape von Binsen sitzen, gelehnt an einen kleinen Baum, welcher den Hof seines Hauses leicht beschattet. Wir sprachen von der politischen Lage seines Landes und drangen lebhaft in ihn, daß er sobald wie möglich die Zwistigkeiten mit dem Häuptling von Kamera beendige. Der arme Greis hörte uns mit Aufmerksamkeit an und antwortete mit gerührter, beinahe schluchzender Stimme, daß er zur Erhaltung des Friedens jede mögliche Concession gemacht habe, daß aber seine Gegner, die Söhne von Samba-Jazin, seines früheren Todfeindes, sich nicht zu einem Vergleiche herbeilassen; „ich bin," sagte er, „sowie alle meine Landsleute über diese traurige Sache sehr betrübt, und wollte mit Freuden dem Frieden ein Opfer bringen."

Während dieser Zusammenkunft, welche gebräuchlichermaßen mit gegenseitigen Betheurungen der Freundschaft schloß, verschaffte uns eine Griotin des Tounka durch Schwingen eines Schurzes hinlängliche Frische, so daß wir unter der erstickenden Hitze des Tages nicht allzusehr litten. Diese Frau, höflich und alt, begleitete ihr Geschäft mit einem Ueberfluß von unmelodischen Tönen, obscönen Bewegungen und schrecklichen Grimassen, offenbar um uns einen hohen Begriff von ihrer Würde und ihrem Verdienst zu geben. Die Menge stampfte vor Vergnügen und krümmte sich vor Entzücken; wir aber, sehr mäßig enthusiasmirt, konnten es mit vieler Mühe dahin bringen, der armen Alten einige magere und kalte Beifallsbezeugungen zuzuwenden, wodurch sie auch nicht im mindesten zufriedengestellt schien; sie brach daher, augenscheinlich voll Aerger, ihre Bemühungen plötzlich ab.

Die Söhne von Samba-Koumba-Diama sprechen, lesen und schreiben sehr gut französisch; sie tragen zwischen ihren Amuleten eine silberne Medaille, welche sie beim Austritt aus der Missions-Schule in St. Louis erhalten haben. Diese jungen Leute haben zwar die christliche Religion angenommen, allein sie üben die-

selbe nicht aus. Sie wurden zu jener Zeit in St. Louis erzogen, da wir, als Bürgschaft für die geschlossenen Verträge, Geiseln aus den Häuptlingsfamilien des oberen Landes, soweit unsere Handelsverbindungen reichten, uns geben ließen. Der doppelte Nutzen dieser Maßregel ist leicht einzusehen: Sicherheit unseres Handels, garantirt durch die Söhne derer, welche Macht haben, ihn zu stören oder zu fördern; Unterricht und Erziehung jener Kinder und Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter diesen halbbarbarischen Stämmen. Leider wurde diese Maßregel aufgegeben.

Die Einwohner von Kounguel empfingen uns mit vielem Wohlwollen; sie schienen sehr erstaunt, Weiße in ihrem Lande zu sehen und ihre Verwunderung stieg noch, als sie den Zweck und die Ausdehnung unserer Reise vernahmen. Sie schienen ganz überrascht, als sie erfuhren, daß wir während 6 oder 7 Monaten ganz Ober-Senegambien durchstreifen und erkunden wollten. Die Sterblichkeit, von der ganz nahe bei ihrem Orte, als Bakel noch eine europäische Besatzung hatte, eine große Zahl unserer Landsleute das Opfer wurde, hatte ihnen die leider scheinbar gegründete Ueberzeugung verschafft, daß es für Europäer unmöglich sei, in ihrem Lande zu leben: sie betrachteten uns somit als Narren, die einem sichern Tode entgegen gehen, und wir flößten ihnen zugleich Mitleiden und Achtung ein; die Frauen jammerten laut und suchten uns auf jede Weise von unserem Plane, der ihnen gänzlich unausführbar schien, zurückzuhalten.

Wir verließen endlich die guten Bewohner von Kounguel, deren Wohlwollen und Bedauern uns bis ans Schiff begleitete. Wir machten dem Tounka und den bedeutendsten Einwohnern Geschenke, um ihren guten Empfang zu vergelten und ihre freundschaftlichen Gesinnungen auch für die Zukunft zu befestigen:

Geschenke verfehlen ihren Zweck bei Negern nie, und sind der beste Paß auf Reisen.

Seit Bakel sind die Hügelreihen immer mehr zurückgewichen und erscheinen nur noch am fernen Horizont: in ziemlicher Ausdehnung sind die Ufer eben und beholzt; bis an den Rand des Flusses stehen mit Hirse und anderen Getreidearten angebaute Felder von ausgezeichneter Schönheit. Wir sind gerade in der Jahreszeit, wo die Vegetation am stärksten ist. Der Regen hat dem Boden eine unglaubliche Fruchtbarkeit mitgetheilt, und man muß nur erstaunen, wenn man das Land, das vor zwei Monaten noch keinen Grashalm ernähren zu können schien, jetzt mit der reichsten und üppigsten Vegetation bedeckt sieht.

Herr Jamin, gegenwärtig der einzige Kranke an Bord, bekam einen neuen Fieberanfall von erschreckender Gewalt und Hartnäckigkeit.

Den 12. September brachte uns ein frischer Nord-Nord-Ostwind bis an die Mündung des Faleme. Wir kamen an mehreren Dörfern *) vorbei, die symmetrisch auf beiden Ufern einander gegenüber liegen; so findet man gegenüber von Kounguel, das von Bakiris bewohnt wird, auf dem rechten Ufer das Dorf Guiaguila, von Guihimahas bewohnt. Diese beiden Stämme gehören derselben Nation an und sprechen dieselbe Sprache, leben aber durchaus nicht im Frieden; die Ursache ist kurz folgende: Die Letzteren haben ihre Nationalität aufgegeben, sind den Mauren tributpflichtig geworden und ahmen diese in Raubzügen und Plünderung nach, wobei sie ihre Landsleute auf dem linken Ufer nicht verschonen. Die Ufer des Senegal bis an den Faleme und sogar darüber hinaus sind so eine

---

*) Die Namen der Dörfer, Inseln und Marigots trifft man im siebenten Kapitel genauer angegeben.

geraume Strecke von zwei gegenüberliegenden Dörfern eingenommen, welche in beständiger Furcht und Feindschaft leben.

Der Wind, welcher sich seit St. Louis zum erstenmal so günstig und beständig zeigte, ließ uns um 10 Uhr in den Faleme einlaufen, dessen Mündung auf dem linken Ufer des Senegal ungefähr 1400 Fuß über dem Dorfe Arundu sich befindet. Die Mündung selbst hat eine Breite von 700—750 Fuß; die Richtung geht nach S.-$\frac{1}{4}$-S.-W. Die Ufer sind zuerst platt und unangebaut, erheben sich aber flußaufwärts immer mehr und zeigen dann sehr schöne Felder.

Der Faleme ist bemerkenswerth durch die Unregelmäßigkeit seiner Richtung, und hat manchmal so sonderbare Wendungen, daß er rückwärts zu laufen scheint. Trotz dem begünstigte uns der bisherige Wind bis zum Abend, wo wir zum Leinziehen unsere Zuflucht nehmen mußten. Nach einer Stunde warfen wir Anker, ganz entzückt von unsrer heutigen Fahrt, welche uns wenigstens 9—10 Wegstunden weiter gefördert hatte.

Die Ufer des Faleme sind bald tief liegend, bald erhaben. Im letzteren Fall zeigen sie oft vertikale Böschungen in einem röthlichen Gestein; im ersteren breitet sich das Flußbette aus, wo nicht ein Schlupfhafen oder Marigot es einschränkt.

Das Sinken des Flusses ist schon sehr merklich und läßt sich leicht an den Böschungen nachmessen. Doch haben wir einige hundert Schritte von der Mündung 6 Klafter Tiefe.

Herr Jamin fühlte sich nach einer starken Dosis von schwefelsaurem Chinin bedeutend erleichtert, und man kann behaupten, daß ähnliche Uebel sehr häufig diesem Mittel weichen, und daß unter vier Kranken gewiß drei baldige Linderung spüren; leider war diese Besserung bei Herrn Janin nicht nachhaltig und auch Herr Ferry, dessen Leiden keinen entschiedenen Charakter trug und schwer zu behandeln war, fühlte sich noch nicht wieder hergestellt. Während des Tages umschwirrten uns mehrere Schwär-

me dickleibiger Bienen und wir machten die unangenehme Erfahrung, wie schmerzhaft ihre Stacheln treffen. Auch die Muskitos umschwärmten uns zahlreicher und hartnäckiger als je. Als wir Abends Anker warfen, unterlagen wir beinahe der erstickenden Hitze; zum Glück war die Nacht besser, als wir hatten hoffen dürfen, und ein leichter Westwind brachte uns einige Kühlung.

Am 13. September erhob sich Morgens ein leichter Nordwestwind, war aber zu schwach, um die heftige Strömung zu überwinden. Mit Schiffziehen und Ankerwinden machten wir, trotz der fürchterlichen Anstrengung unserer Matrosen, den ganzen Tag über nur ungefähr eine Meile.

Wir durchlebten eine abscheuliche Nacht; nicht genug, daß uns Muskitos und Bienen keine Ruhe ließen, übergoß uns außerdem ein Gewitter drei Stunden lang mit einer wahren Sündfluth, der nicht zu entrinnen war; unsere Zelte und Strohdächer verwandelten sich bald in eine Unzahl Dachrinnen, welche unaufhörlich Wasser auf uns herabschütteten. Wir ergriffen die beste Partie und ergaben uns geduldig in unser Schicksal, in der Aussicht, die morgende Sonne mit ihren 50—60° Hitze werde uns schon trocknen; trotz alle dem blieb unser Gesundheitszustand erwünscht und Herr Jamin befand sich beinahe ganz wohl, nur vier unserer Matrosen hatten Anfälle von Fieber und Durchfall.

Den andern Tag kamen wir wiederum wegen der starken Strömung nur um eine geringe Strecke weiter, da schon ein starker Wind dazu gehört, eine Geschwindigkeit des Flusses von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Knoten zu überwinden. Der Lauf des Faleme ist beständig gebogen, so daß man keine genaue Richtung angeben kann: es sind lauter Zickzack, die einander oft ganz entgegen laufen.

Das Land um uns her war sehr schön; es genießt reichlichen Anbau, hat dichte Gehölze, Hügel mit abwechselnden, an=

sprechenden Formen, hübsche Dörfer zwischen Baumwollen- und Indigo-Stauden, untermischt mit großen Bäumen. Leider sind aber die Produkte nicht im Verhältniß zur Schönheit des Bodens; außer einigen Melonen und Grasarten, die den Einwohnern zur Nahrung dienen, tragen die großen Bäume, die Aecker und die übrigen Pflanzen gar nichts; der Reisende findet keine Frucht zu pflücken, er trifft nicht einmal den Palmwein, der in andern Theilen Afrikas so häufig und für den Durst so köstlich ist. Dieser Baum ist hier sehr selten und trägt nur schlechte Früchte.

Die Flußanwohner waren wenigstens eben so sehr wie die Bewohner von Kounguel erstaunt, Weiße in ihrem Lande zu sehen, und liefen haufenweise an das Ufer; sie empfingen uns mit wohlwollender Freundlichkeit und übten gegen uns auf eine delikate Art die Pflichten der Gastfreundschaft, indem sie unsern Matrosen Mais, Milch und Pataten anboten, ohne vorher zu wissen, ob ihre Freigebigkeit auch belohnt werden würde.

Von der Mündung an schien uns das linke Ufer, das von Bondu, allein bewohnt zu seyn. Das andere Ufer hat zwar einigen Anbau, aber keine Häuser, oder wenigstens nur so viel, als unumgänglich nothwendig sind, um den Arbeitern und Wächtern dieser Felder zur zeitweisen Unterkunft zu dienen.

Diese fast gänzliche Verödung des rechten Ufers ist die traurige Folge der Feindschaft, in welcher seit lange die Bakiris von Goye und von Kamera mit einander leben. Die Letzteren haben mit Hülfe der Bambaras mehrere Jahre hindurch einen wahren Vertilgungskrieg geführt, der harte Repressalien hervorrief. Die Dörfer auf dem rechten Falemeufer, auf der Ostgränze von Galam Kamera, wurden in Folge dieser Streitigkeiten beinahe alle geplündert und zerstört, theils durch die Fulahs von Bondu, welche den Sarrakolets von Goye zu Hülfe kamen, theils durch diese selbst, theils durch die Mauren, welche

wie die Räuber in der Fabel sich des strittigen Gegenstandes bemächtigten, endlich auch durch die Bambaras selbst, welche sich für ihre Hülfsleistungen bezahlt machen wollten.

Die Einwohner von Bondu haben dieselbe Abstammung wie die von Futa; sie haben die gleiche Hautfarbe und Sprache. Um eine Vermengung und Verwechslung zu vermeiden, habe ich bis jetzt dieselben im Allgemeinen Fulahs genannt. Da diese aber aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt sind, und wir nun zur gehörigen Unterscheidung die besonderen Namen anwenden müssen, so will ich diese vorläufig anführen, zugleich aber auf eine spätere, speziellere Notiz verweisen.

Die Fulah-Bevölkerung besteht aus drei Racen oder bestimmt zu unterscheidenden Elementen: den Torodos, welche die Ureinwohner zu seyn scheinen; den Peuls, einem fremden Volke, dessen Abstammung und Herkunft noch ein Räthsel ist; den Toukouleurs, welche wahrscheinlich aus der Mischung der beiden genannten entsprungen sind. Uebrigens ist zwischen Futa und Bondu ein bedeutender Unterschied in Vertheilung dieser verschiedenen Elemente: so sind die nomadischen Peuls in Futa sehr zahlreich, während sie in dem Theil von Bondu, welchen wir sahen, nicht vorzukommen scheinen.

Die Fulahs von Bondu, welche wir freilich nur in einiger Entfernung sahen, kamen uns noch häßlicher vor als die Joloffs, die Sarrakolets und Fulahs von Futa: die Kleidung ist aber die gleiche, immer die Kussabe und die kurze, faltige Hose. Die letztere ist meist aus blauem Guineazeug *) gemacht, die Kussabe dagegen fast nie; diese wird häufig aus im Land bereitetem Baumwollenstoff gemacht, den man mit Indigo hellblau färbt; die elegantesten Kussaben aber sind die weißen. Die verbreitetste

*) Baumwollenzeug oder Musseline, meist in Pondichery verfertigt.

Kopfbedeckung sind Mützen oder Hauben von demselben Stoff, in der Form wie die Neger am Senegal es tragen; es ist eine Art Schlafmütze, deren Rand mit farbiger Seide gestickt ist.

Unsere kranken Matrosen erholen sich zwar schnell; aber kaum sind diese geheilt, so werden die bisher gesunden von dem gleichen Uebel befallen.

Am 15. September setzten wir unsere Fahrt mit vieler Mühe fort, da wir nicht den mindesten Wind hatten, dagegen die Strömung immer stärker zu werden schien. Das Sinken des Wassers mahnt uns, daß wir bald unsern Vigilant verlassen und uns so seines kostbaren Schutzes berauben müssen. Trotz seines geringen Tiefganges werden wir nicht zögern dürfen, da das Wasser von einem Tag zum andern um wenigstens 2 Fuß abnimmt. Gerade dieser Ablauf scheint die Strömung zu vermehren.

Wir bemerkten schon oft an Stellen, wo das Ufer niedrig war, Dornhecken, womit die Hirsefelder umgeben waren. Diese auf der Wasserseite dichter und stärker gemachten Hecken dienen dazu, die Felder vor den häufigen Einfällen der Flußpferde, welche sonst jede Ernte zerstören würden, zu schützen. Auch hatten wir seit Bakel Vorkehrungen bemerkt, um die Felder gegen die Raubgier der Vögel zu vertheidigen: an einem langen über Pfähle aufgespannten Seile hängen Binsenkörbe, die mit Steinen angefüllt sind; wenn man das Seil anzieht, kommen alle Körbe in Schwingung und die durch einander geschüttelten Steine machen ein Geräusch, das die Vögel erschreckt und verscheucht. Die wachhabenden Neger begleiten überdies diese Bewegung des Seiles mit einem durchdringenden Schrei und sitzen mitten im Felde auf einer Erhöhung; trotz dem aber lassen sich die Vögel nicht immer abtreiben und selten kommt die ganze Ernte von Hirse oder Mais ungeschmälert in die Scheune des Eigenthümers.

Um drei Uhr zeigte uns der Eingeborne, welcher als Führer diente, auf dem gerade bedeutend ansteigenden linken Ufer die Stelle, wo eine alte französische Niederlassung gestanden haben sollte; wir stiegen sogleich ans Land, begierig uns selbst zu überzeugen, ob noch Spuren von derselben zu finden seien. Unsere Nachforschungen waren aber nicht sehr befriedigend: der Führer zeigte uns zwar einige Steintrümmer, die uns mit einer grauen Materie, altem Mörtel ähnlich, getränkt schienen; aber dieß reicht zu einem überzeugenden Beweise lange nicht hin. So geneigt wir daher zu dem Glauben sind, so können wir doch nicht mit Gewißheit behaupten, daß eine französische Niederlassung, in diesem Fall das Fort St. Pierre, jemals gerade an jenem Orte gestanden habe.

Trotz unserer getäuschten Hoffnung, fanden wir die kleine Exkursion doch sehr angenehm: es war wahrlich kein kleines Vergnügen, einmal wieder auf weiter Ebene frei einherzuschreiten, und das enge Verdeck unseres Kutters, auf dem wir kaum drei Schritte machen konnten, zu verlassen. Wir benützten daher mit Vergnügen diese Gelegenheit, um zu Fuß dem schnurgerade abgeschnittenen Sandsteinufer zu folgen, und marschirten bald am Rande, bald zwischen dem innern Abhang und einer mit hohem Gras und Gesträuchen bedeckten Ebene. Der Himmel war schön und klar, die Hitze nicht mehr zu drückend, der Weg äußerst angenehm; somit beschloßen wir, unsern Spaziergang so lang als möglich fortzusetzen, ohne uns um den Vigilant zu kümmern, auf dem unsre Matrosen mit der immer reißender werdenden Strömung zu kämpfen hatten.

Nach einigen Stunden Wegs erreichten wir die ersten Häuser des Dorfes Kibira Tiubalu, die durch ihre sonderbare Stellung in einzelnen Gruppen unsre Aufmerksamkeit auf sich zogen. Kaum hatten wir aber die nördlichste Gruppe verlassen, als der Horizont sich mit schweren, grauen Wolken, dem deut-

lichen Vorzeichen einer heftigen Tornada, bedeckte; dabei ist zu bemerken, daß hier zu Lande die atmosphärischen Erscheinungen und Veränderungen mit so reißender Schnelligkeit eintreten, daß der Wechsel von einem blauen Himmel zu einem schwarzbedeckten nur wie ein Gedanke ist. Wir wollten umkehren, denn es ist sehr unklug, sich dem Regen auszusetzen, da dieser als eine der Hauptursachen des Fiebers gilt, dem so viele Europäer unterliegen; unser Führer aber behauptete, das Dorf Kidira-Tata sei eben so nahe, wie das vorhin verlassene, und wir beschleunigten unsre Schritte, um es zu erreichen.

Wir durchschritten zuerst weite Hirsefelder, dann kleine Gehölze und Haiden, die mit wildem, fünf Fuß hohem Gras bedeckt waren; da die häufigen Blitze uns anzeigten, daß in kürzester Zeit das Gewitter ausbrechen würde, so beschleunigten wir unsere Schritte immer mehr. Doch half uns dieß nichts, und der Regen, welcher bald darauf in Strömen herabgoß, durchnäßte uns in wenig Augenblicken von Kopf bis zu Fuß; überdieß hinderte uns der sogleich entstehende Schmutz am schnellen Gehen, so daß wir nur mit Mühe von der Stelle kamen. Endlich aber wurde unsere Lage, bisher nur ein komisches Ungemach, in Wahrheit bedenklich, da die Nacht uns überraschte; der Donner krachte in einem fort, und die dichte Finsterniß erlaubte uns nur, auf Gerathewohl in den steinigten Wegen, zwischen Dornhecken, die uns Gesicht und Kleider zerrissen, fortzutappen; oft auch fanden wir uns zwischen Hirsefeldern vergraben, deren Aehren eine Höhe von 15 bis 18 Fuß erreichten.

Dieses Herumtappen während des schrecklichsten Regens dauerte vier Stunden und hätte bis zum Anbruch des Tages fortdauern können, wenn nicht unser Führer endlich den Weg wieder gefunden hätte. Gegen 11 Uhr Nachts kamen wir, von Schmutz bedeckt und triefend von Regen, an eine kleine Häusergruppe vom Dorfe Kidira-Tata, fast der Schnur nach am Ufer des

Flusses hingebaut. Beinahe fünf Stunden hatten wir zu einer Strecke von höchstens 5000 Schritt gebraucht.

Die Häuser, welche wir trafen, gehörten Sega, dem Sohne Arrademba's, des ehemaligen Königs von Kasson und seiner Schwester Sadiaba, mit welcher Duranton *) verheirathet gewesen war, und mehrere Kinder erzeugt hatte. Diese Beiden hatten mit ihrem Bruder Sambala, dem König von Kasson, ihr Land verlassen, das eben von den schlimmsten Unruhen zerrissen, und von den Bambaras, den heftigsten Feinden der Kassonkes, besetzt war, und hatten mit vielen ihrer Landsleute bei dem Almamy von Bondu ein Asyl erbeten, und die Erlaubniß erhalten, sich am Ufer des Faleme anzusiedeln.

Sobald Sadiaba unsre Ankunft erfuhr, lief sie uns entgegen und bewillkommte uns mit der lebhaftesten Freude. Es dauerte kaum einen Augenblick, war ein großes Feuer angemacht, wo unsere Kleider, die wir gegen Schürzen und Kussaben vertauschten, getrocknet wurden; ebenso schnell wurde ein guter Kuskus mit Fleisch bereitet, und vortreffliche Milch in Kalebassen uns vorgesetzt. Die arme Frau betrachtete uns mit Rührung,

---

*) Duranton, ein Mann von großer Energie und ungemeiner Körperkraft, folgte seiner Lust zu Abenteuern und dem Wunsche, nützlich zu wirken, und verließ seine Anstellung am Gouvernement, um seiner Vorliebe für Reisen und Entdeckungen nachzuhängen. Nach einigen Querzügen in Senegambien, ließ er sich in dem Lande Kasson nieder, das er binnen weniger Jahre aus der Erniedrigung, in die es durch die Bambaras gebracht worden war, heraufhob. Der Häuptling von Kasson gab ihm zur Belohnung seiner bedeutenden, schon geleisteten Dienste, und in der Hoffnung, ihn dadurch ganz an das Land zu fesseln, seine eigene Tochter zur Frau. Duranton starb auf der Heimreise von St. Louis zu Bakel, und hinterließ ein gesegnetes Andenken in Kasson.

und suchte in unsern Zügen eine Aehnlichkeit mit ihrem Manne, den sie erst vor wenigen Jahren durch den Tod verloren hatte, zu finden; sie beklagte uns, und konnte kaum begreifen, daß wir freiwillig ein Land durchwanderten, welches, wie sie sagte, das Grab aller Weißen sey; sie fragte uns, ob wir denn keine Mutter, keine Frau zu Hause hätten, keine Heerden, keine Sclaven, keinen Herd; dann wurde sie traurig und weinte, denn unsere Gegenwart erinnerte sie lebhaft an ihren verstorbenen Gatten.

Matten wurden ausgebreitet in der Hütte, und bald ließ uns die Ermüdung einen köstlichen Schlaf auf dem improvisirten Bette finden, das uns nach einer monatlangen Entbehrung vortrefflich schien. Unsere Wirthin sorgte mit der aufmerksamsten Freundlichkeit für uns, und verließ uns nicht, bis wir fast eingeschlafen waren.

Es wäre nicht durchaus richtig, wenn man sagen wollte, Personen aus den höhern Ständen unterscheiden sich in ihrer körperlichen Organisation durch besondere Merkmale von Leuten niederen Standes; aber die Verschiedenheit der Manieren und der Sprache täuscht selten: und diese Beobachtung trifft nicht nur in Europa, sondern auch in Afrika zu. So bemerkten wir, daß die Häuptlinge ein ausgezeichneteres Wesen und gewisse Bewegungen an sich haben, die aus der Gewohnheit, zu befehlen, entspringen; außerdem haben sie, wenn nicht regelmäßigere Züge, so doch wenigstens proportionirtere Glieder, mit schönerer, feinerer Rundung, als die der übrigen Neger. Der Grund davon ist leicht einzusehen: die barbarischen Völker haben beinahe überall über die Familienverbindungen aristokratischere Ansichten, als unsre vornehmen Familien der civilisirten Welt. Die Vorzüge des Herzens und des Geistes, wenig geschätzt, und daher auch wenig ausgebildet, führen nie zum Besitz der Macht: der Muth ist es, den sie vor allem achten, und nach einem tief eingewurzelten Vorurtheil gebührt nur einer bestimmten Kaste das

Recht zu gebieten, wie dieß auch bei anderen, in der Civilisation weiter vorgerückten Völkern der Fall war.

In der Absicht, die kriegerischen Tugenden zu bewahren, wachen sie nun sorgsam über die Reinhaltung des regierenden Stammes, wobei nicht einmal die Polygamie Ausnahmen von dieser strengen Regel macht; denn da die Frau allein den Adel des Blutes überträgt, so würden die Häuptlinge zu keiner Verbindung eines Mädchens aus königlichem Geblüte mit einem Manne aus niederem Stande, (der einzigen Art, wie die Reinheit der Race verunreinigt würde), ihre Zustimmung geben. Die Verbindungen vornehmer Männer mit Frauen aus niederen Ständen sind zwar sehr häufig; aber die so erzeugten Kinder sind eben durch die niedere Abstammung ihrer Mutter von der Regierung ausgeschlossen.

Sadiaba ist ein sprechendes Beispiel dieser physischen und moralischen Ueberlegenheit der bevorrechteten Stände; ihre Gesichtszüge sind regelmäßig und sprechend, ihre Hände und Füße von besonderer Feinheit; sie ist schlank und gut gewachsen, äußerst graziös, ihre Physiognomie und ihr ganzes anziehendes Wesen drückt Wohlwollen und Sanftmuth aus. Sie gehört dem Fulah-Stamm von Kasson an, und hat daher einen kupferfarbenen Teint und etwas von dem kaukasischen Typus. Ihre Kleidung zwar ist wie die der übrigen Frauen sehr einfach, zeichnet sich aber durch eine ausgesuchte Reinlichkeit aus, welche sich sogar auf ihre Wohnung erstreckt, wo man den vollkommensten Comfort eines Negerhauses findet.

Obgleich hier eigentlich nicht der Ort ist, von den nomadischen Mauren am unteren Senegal zu reden, so geben doch obige Betrachtungen über die Reinerhaltung des Stammes Gelegenheit, auch über diese Völker einige Bemerkungen zu machen.

Die Araber sind ohne Zweifel eines der Völker, welche

ihren Original-Typus, wenn man so sagen darf, am reinsten erhalten haben. In Wirklichkeit sehen sich die Araber alle gleich, und unter ihnen zeigt sich keine Kreuzung der Race: gleich schlank und hoch gewachsen, haben sie Alle feine und gewandte Gliedmaßen; ihre Stirne, von einem dichten, schwarzwolligen, krausen Haar beschattet, zeigt überall die gleiche Form; bei allen springt der Augbrauenbogen sehr hervor, und bedeckt ein kleines, lebhaftes, schwarzgraues Auge. Alle diese Charaktere trifft man bei jedem Mauren, und er, wenn einer, stellt ein wahres Bild des wilden ungezähmten Menschen dar. Man ist unwiderstehlich versucht, folgende, zwar bizarre, aber nichts desto weniger treffende Vergleichung zu machen: Der Maure am Senegal verhält sich zum civilisirten Menschen, wie der Tiger zur Hauskatze.

Die wilde Schönheit des Mauren ist bei den Frauen derselben aufs Schönste gemildert, und man kann, ohne sich einer poetischen Uebertreibung schuldig zu machen, gestehen, daß beim Anblick maurischer Frauen nicht leicht jemand sich der lebhaftesten Bewunderung wird enthalten können. Ihr Blick, öfters etwas verdeckt durch die hervorspringenden Augbrauen, der einzigen Aehnlichkeit, die sie mit ihrem Manne hat, ist immer durch einen um so reizendern Ausdruck von Sanftmuth gemildert, da sie mit einem Anflug von verschämter Bescheidenheit erscheint. Die Araber zwingen ihre Frauen nicht, sich zu verschleiern, wie dieß bei den übrigen Orientalen der Fall ist; dessen ungeachtet ist ihre Eifersucht nicht weniger schrecklich. Die Stellung der mahomedanischen Frau ist unter dem Zelt von Kameelhaar in der Wüste des Arabers nicht würdiger und höher, als unter dem vergoldeten Dach des Harems. Sclavisch den Launen des Herrn unterworfen, muß sie am Senegal die härtesten und gröbsten Arbeiten versehen, und hier, wie in den orientalischen Städten, sind die Mütter die Dienerinnen und das Marterholz ihrer männ-

lichen Kinder. Die arabische Frau geht immer zu Fuß voraus, während der Mann sich gravitätisch auf seinem Kameel oder seinem Ochsen schaukelt. Trotz dieser niederen Stellung, welche die Frau in dem Hause und der Gesellschaft einnimmt, ist sie doch eine liebenswürdige Erscheinung, mit einer natürlichen Schönheit begabt, die nichts von der Kunst zu borgen braucht; einfach und decent in die lange Kussabe von blauem Guineazeug gekleidet, wissen die Maurinnen dieser Tracht eine eigenthümliche Eleganz zu verleihen. Ihre Haltung gleicht dem nachläßigen Gang der koketten Andalusierin; manchmal erinnern sie, den Kopf und das Gesicht halb in die Falten der Kussabe versteckt, an die Jungfrauen der biblischen Urzeit. Ihre Hände sind von vollkommener Schönheit; ihre Füße, nicht einmal durch die dünnsohlige Sandale, welche die Männer tragen, geschützt, sind trotz der mühsamen Märsche durch Dornen und Steine doch zierlich und fein. Und dieser zierliche Typus hat beinahe gar keine Ausnahmen, und man trifft unter den maurischen Frauen nicht die Verschiedenheit der Formen, die sonst unter den Negerfrauen zu bemerken sind.

Ehe wir aber dieses Gemälde endigen, müssen wir zur Steuer der Wahrheit den traurigen Abstand ihrer Sitten schildern: der sanfte Blick, das furchtsame und verschämte Wesen, die zierliche und kokette Haltung der Tochter der Wüste verschwinden plötzlich, sobald das Kriegsgeschrei sich in dem Lager des Stamms hören läßt, und dieses anziehende Geschöpf überbietet zur Stunde des Kampfes den wüthenden Mauren an Grausamkeit. Es ist bekannt, welche raffinirte Qualen und welche ausschweifende Grausamkeit sie gegen gefangene und sogar todte Feinde ausüben.

Wir brachten eine köstliche Nacht in der Hütte Sambala's zu, während der Regen immer noch fortdauerte.

Mit Anbruch des Tages verließen wir unser gastfreundliches

Obdach, um die Lage des Dorfes zu erkunden; der Boden war überall durch den Regen, der erst morgens aufgehört hatte, erweicht.

Das Dorf Kidira-Tata ist fast ganz von geflüchteten Kassonkes bewohnt und gleicht keineswegs einem andern in Wallo, Futa oder Galam. Die Häuser liegen meist getrennt von einander mitten in ihren Hirsefeldern; manchmal auch stehen sie im Kreis um einen großen Baum, meist einen Gan, der während des Tages den Bewohnern seinen Schatten bietet; zur äußeren Verzierung haben diese Häuser mächtige Kürbispflanzen, deren nicht gerade große Früchte äußerst nützlich zu Küchengeräthe verwendet werden: man härtet sie am Fuße und macht daraus gestielte Kalebassen, die als Suppenlöffel dienen.

Die Häuser des Dorfes sind ziemlich dauerhaft gebaut: einige ganz von Hirse- oder Maisstroh, andere haben den Cylinder von Lehmerde, die gewöhnliche Form der Häuser am Senegal; die von Kidira zeichnen sich durch ihre Reinlichkeit aus, eine Tugend, wegen welcher die Kassonkes unter den Negern berühmt sind.

Unser Führer und einige Einwohner des Dorfes veranlaßten uns wiederum, eine alte französische Niederlassung aufzusuchen. Wir waren nicht glücklicher als gestern, und alles, was wir von unserm Marsche hatten, bestand in einigen ohne Zweifel übertriebenen Erzählungen über den Wohlstand des Comptoirs, das man uns hier zeigen wollte, und über die großen Reichthümer der früheren Eigenthümer. Man zeigte uns als Beweis zwei sehr schöne Bäume, unter deren Schatten die Europäer mit den Eingebornen gehandelt hätten (so sagten uns alte Leute); sie erzählten uns auch, daß sie bei Bearbeitung dieser Felder häufig Glasperlen und Stücke von gläsernen Flaschen finden.

Am 16. September früh 7 Uhr kam unser Vigilant; wir baten Sadiaba, uns an Bord zu besuchen und ein Frühstück

anzunehmen: nach einigem Weigern gab sie unsern Bitten nach. Nur beharrte sie darauf, nicht neben uns am Tisch zu sitzen, sondern abgesondert in einem entfernten Winkel, wo ihr Bruder ihre Mahlzeit theilte. Es ist, wie ich glaube, ein den Mahomedanern eigener religiöser Gebrauch, sich beim Essen so fern als möglich von Ungläubigen zu halten, deren Berührung dabei eine kaum zu tilgende Befleckung wäre. Außerdem erlaubt die Sitte den Frauen nicht, in Gegenwart von Männern, sogar ihrer eigenen, zu essen, und sie haben es nicht gern, wenn man sie dabei trifft.

Bei unserm Abschied von Sadiaba machten wir ihr einige Stücke Guineazeug, Glaswaaren und Zucker zum Geschenk; letzterer namentlich wird von den Negern sehr geschätzt. Sie nahm unser Geschenk mit lebhaftem Vergnügen an und sagte uns mit gerührter Stimme ihren Dank und ihre Segenswünsche. Wir aber werden zeitlebens an die freundliche, fast brüderliche Aufnahme denken, die wir in ihrem Hause fanden.

Zum großen Mißvergnügen unserer Matrosen mußten wir die Reise mit Schiffziehen fortsetzen, da in Folge des nächtlichen Gewitters der gewöhnliche Morgenwind ausblieb.

Wir erreichten das auf dem linken Ufer gelegene Dorf Naye; die Einwohnerschaft besteht meist aus Sarrakolets, einem industriösen und reiselustigen Volke, das man mit den Hausirern unseres platten Landes vergleichen könnte; auch dient Naye, wie alle Dörfer des linken Ufers von Senu-Debu an, vetriebenen Kassonkes als Zufluchtsort.

Gegenüber von Naye trifft man die alte Straße, welche nach Dramane, dem alten Fort St. Joseph, führt; diese Straße verband durch eine leicht praktikable Furt oder Fähre jenen Punkt mit den Besitzungen, welche wir zu derselben Zeit an dem Faleme hatten.

Nicht weit oberhalb Naye bemerkten wir am rechten Ufer

den Marigot Senu=Kole, von den Portugiesen Rio=del=Ouro (Goldfluß) genannt. An diesem Marigot, welcher einen Theil von Bambuk bewässert, liegt ungefähr 40 Meilen von seiner Mündung das Dorf Farabana, wo sich früher ein Fort und ein Comptoir befanden.

Um 11 Uhr erlaubte uns eine frische Brise die Segel aufzuspannen und führte uns an dem Dorfe Senu=Kole vorüber, das erst seit kurzem wieder bewohnt ist; dieses erste, auf dem rechten Ufer gelegene Dorf von Bambuk war, wie alle andern dort, geplündert und verlassen worden. Gegenüber liegt Guiita=Neguenabe, ein kleines Fischerdorf, oder eigentlich ein abgesonderter Theil des Dorfes Guiita; die Bevölkerung, ganz vom Fischfang lebend, ist eine Mischung von Kassonkes und Fulahs aus Bondu.

Die Breite des Faleme wechselt gar nicht und beträgt seit der Mündung beständig 700 Fuß. Gegen Ende des Tages erreichten wir das Dorf Guiita, auf dem linken Ufer gelegen. Es hat ein prächtiges Tata, das dem vertriebenen König von Kasson, Sambala, zur Residenz und zur Schutzwehr dient. Der Almamy von Bondu hat auf seine Kosten diese senegambische Citadelle aufführen lassen, um seinem flüchtigen Glaubens= und Amtsbruder eine würdige Aufnahme zu bereiten.

Die beiden Ufer, an denen wir heute hinfuhren, waren gleichförmig angebaut; doch das rechte Ufer nur von Senu=Kole an. Die zum Schutz der Feldwächter bestimmten Erhöhungen haben hier eine äußerst zierliche Form: ein kleines Strohdach mit einer Spitze, welches von fern den Anblick eines chinesischen Pavillons darbietet. Man hört nach allen Richtungen hin das Klappern der Steine und die grellen Töne.

Die Vegetation dieser Ufer ist ungemein kräftig; die Farbe des Bodens verschwindet buchstäblich unter dem gedrängten und kompakten Grün. Das rechte Ufer ist oft mit dichten Gehölzen

besetzt, welche bis an den Rand des Flusses sich hinziehen. Die Dörfer ragen kaum mit den Dächern hervor und sind oft nur an den großen Bäumen zu erkennen, die zur Zierde und zur Beschattung dienen; die Palmbäume, welche weiter unten ausschließlich dazu benützt werden, sind nun völlig verschwunden; seit einigen Tagen bemerken wir nur Gan und Tamarinden.

Sambala erschien zu Pferd an dem Ufer, um uns zu sehen; er begrüßte und bewillkommnete uns mit der Hand.

Den 17. September lichteten wir bei einem so schwachen Winde die Anker, daß wir bald zum Ankerwinden die Zuflucht nehmen mußten, da das Ufer keinen tauglichen Leinpfad darbot. Wir wandten uns dem rechten Ufer zu, um eine breite Felsbank zu vermeiden. Gestern Abend hatten wir Hügel von ziemlicher Höhe bemerkt; es waren die von Senu-Debu, welche heute noch am Horizont eine halbkreisförmige Linie bilden, deren südlicher Abhang, den wir ganz deutlich unterscheiden können, mit herrlichem Grün bedeckt ist.

Wir empfingen einen Besuch von Sambala, dem vertriebenen Könige von Kasson. Es ist ein Mann von hübscher Figur, aber seine Hautfarbe ist etwas weniger licht als die der übrigen Kassonkes, auch trägt er leichte Pockennarben. Andere Narben von schweren Wunden sieht man an einer Hand und einem Fuß, wodurch diese beiden Glieder verstümmelt sind. Seine äußerst reinliche Kleidung besteht aus einer langen Kussabe und einer Mütze, beide von weißem Zeuge.

Wir fuhren an einer zweiten Felsbank hin, wo große Quarzblöcke von schiefriger Formation zu Tage lagen. Die beiden Ufer sind mit gelben, blauen und Stachelwinden besetzt, welche einen angenehmen Geruch verbreiten. Um 8 Uhr in der Früh kamen wir an dem Marigot Guiala vorüber, welcher auf dem linken Ufer mit einer Breite von etwa 100 Fuß mündet. Um 10 Uhr bemerkten wir eine neue Felsbank von der obigen Art,

die, vom rechten Ufer ausgehend, sich bis in die Mitte des Flußbettes hineinzog.

Auf dem linken Ufer liegt das Dorf Kainura-Djikul; dieses kleine Dorf ist vom Fluß aus gar nicht zu erblicken, sondern nur durch zwei große Bäume angezeigt, welche die Hirsefelder beherrschen. Beinahe gegenüber mündet der Marigot Tiali-Ganke, der sich sehr weit in Bambuk verbreitet.

Nach Kainura verlegt Rubault und sein Reisebeschreiber Durand das alte Fort St. Pierre. Dieß ist bestimmt ein Irrthum: dieses Fort, die Niederlassung, welche die französische Compagnie an dem Ufer des Faleme besessen hat, war nach der bestimmten Aussage der Einwohner gewiß bei Kidira-Tata; und diese Behauptung verdient, trotz dem, daß man keine materielle Spur mehr davon auffindet, allen Glauben, denn es ist nicht anzunehmen, daß die Einwohner von Bondu die Erinnerung an einen Ort und eine Niederlassung von solcher Wichtigkeit in ihrer Geschichte sollten vergessen haben: Ruinen verschwinden, aber das Andenken bleibt, besonders in einem Lande, wo mündliche Tradition die ganze Geschichte ausmacht. Alle stimmen darin überein, nicht Kainura, sondern Kidira sei der Ort jener Niederlassung.

Gegenüber von dem Dorfe ist das rechte Ufer mit einer Gruppe von sehr schönen Bäumen geziert, während das linke Ufer nur Kräuter und einige blühende Gesträuche darbietet: wir sind schon so nahe an Senu-Debu, daß wir dessen Felder und Bäume in der Richtung einer kleinen Schlucht wahrnehmen können.

Den ganzen Morgen seit Guiita waren wir von zahlreichen Einwohnern beiderlei Geschlechts, darunter auch viele Kassankes, begleitet. Ihre Kleidung, meist aus einer bräunlichen (schlecht mit Indigo gefärbten) Kussabe gefertigt, läßt die körperlichen Vorzüge derselben nicht erkennen; die Häuptlinge und andere vornehme Personen tragen meist weiße oder gelbe Zeuge; namentlich die letztere Farbe ist sehr in der Mode.

Die Nachen sind selten, aber breit, lang und gut gebaut.

Kurz vor Senu-Debu fuhren wir an einer Felsbank hin, welche sich durch besondere schiefrige Schichtung auszeichnet.

Wir wollten vor Senu-Debu Anker werfen, derselbe faßte aber nicht Grund und wir wurden von der Strömung bis zu obenberührtem Felsen fortgeschwemmt. Da hielten wir endlich, nachdem wir mit einer Geschwindigkeit von 4 Knoten einen Raum von wenigstens 500 Fuß zurückgelegt hatten. Wir mußten nun nothgedrungen am andern Ufer einen Ankerplatz suchen und kamen mittelst Ankerwinden um 2½ Uhr dem genannten Dorfe wieder gegenüber.

Senu-Debu gleicht den andern Dörfern, welche wir in Bondu gesehen haben. Die Häuser, mitten unter den Feldern zerstreut, stehen entweder im Kreise, wie zu Kidira-Tata, oder ohne alle Ordnung, wie zu Kidira-Tiubalu. Das Ufer ist sehr steil; den Fuß desselben bilden Felsen, die eine sehr ausgedehnte Bank bilden; den Gipfel von röthlicher Erde und Kies krönt ein prächtiges Tata, durch Mauerhöhe und Festigkeit der Ausführung bemerkenswerth. Dieser Bau, der schönste dieser Art, den wir gesehen haben, gibt dem Ort einen Anstrich von imponirender Wichtigkeit. Man ist versucht, an eine eigentliche Festung mit starken Mauern und Wällen zu schwerem Geschütz zu denken.

Ich glaube, daß diese Festung von Lehm und Sand (denn Steine gebrauchen die Neger höchst selten zu ihren Bauten) durch den Almamy von Bondu in Folge eines Gesprächs aufgeführt wurde, das er mit dem Kommandanten und Agenten von Bakel gehabt hatte; dieser Häuptling bestimmte, wenn wir der Nachricht trauen dürfen, dieses Tata zur Aufnahme der weißen und eingebornen Handelsleute, auf deren Ankunft unsere Agenten ihm früher Hoffnung machten. Auf jeden Fall schien

dieser Eifer des Almamy für die kommerzielle Verbindung, die wir mit ihm anknüpfen sollten, von der besten Vorbedeutung.

Eine Beschreibung dieses architektonischen Wunderwerks der Fulah-Künstler möchte nicht ganz uninteressant seyn: die äußere Mauer, welche eine Oberfläche von ungefähr 8 Morgen umschließt, stellt eine Fortsetzung von kurzen, gebrochenen Linien dar, mit viereckigen, oft terrassenförmigen, oft zylindrischen Basteien und oben gezackter Zinne. Die ganze Figur ist ungefähr elliptisch und durch mehre Thore mit starken Brettern und Balken verschlossen, während die bisher gesehenen Tatas keine Thore hatten. Auch haben diese Thore Schlösser (ein eben so seltener Luxus), welche an die bei den arabischen Häuser in Algier erinnern; sie sind auch von Holz und haben als Schlüssel ein eisernes, durchlöchertes Band.

Hat man die Thore dieser Ringmauern überschritten, so sieht man sich in einem wahren Labyrinth von Häusergruppen der sonderbarsten Bauart, selbst wieder von besondern Mauern mit Basteien und Thoren umgeben. Hohe, nach einer gewissen Symmetrie abgesteckte Hirsepflanzen bilden Alleen, die den Weg von einer zur andern Häusergruppe bezeichnen.

Augenscheinlich hatte der Almamy noch eine Nebenabsicht, als er dieses Stadtmodell anlegte: er wollte nämlich den Weißen zeigen, daß die schönen Künste seinem Volke nicht unbekannt seyen, und hat diese erreicht; denn man trifft hier den vollen Bogen, den Spitzbogen und selbst Figürchen, die nicht weniger originell als grotesk sind.

Man tritt in die Häuser durch eine niedrige und enge, über einem Erdwulst von 1 Fuß Höhe angebrachte Thür, so daß man eine ziemlich unbequeme Stellung annehmen muß, um hineingehen zu können. Doch hat dieser Wulst seinen besondern Zweck; man will die Häuser vor dem eindringenden Regen und vor den

vielen Reptilien schützen, welche im Innern der Ringmauer hausen und doch oft genug jene Schranke überschreiten.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung der Reise nach Bulebane.

Aufenthalt zu Senu=Debu. — Höflichkeit des Almamy von Bondu. — Sein Sohn empfängt uns mit Wohlwollen. — Ochsenhörner als besondere Embleme der königlichen Gewalt. — Krankheit unsrer Reisegefährten. — Bemerkungen über die Einwohner von Bondu. — Ausflug nach Bulebane auf einheimischen Pferden. — Anbau der Hirse und Baumwolle; die schöne Vegetation im Innern des Landes. — Ankunft zu Bulebane; Beschreibung des Orts; Straßen, Moschee, Tata des Almamy; Beschreibung dieses Häuptlings; seine Ungeduld, unsere Geschenke zu sehen. — Sozialer Zustand des Landes; die Sklaven des Almamy. — Sonderbare Moden; Tracht und Schmuck der Frauen. — Die Gesundheit des Almamy ist bedenklich. — Rückkehr nach Senu=Debu. — Der alte Krankenwärter des Hospitals von St. Louis.

Im Verlauf des 18. Septembers empfingen wir den Besuch von einem Abgesandten des Almamy, der uns begrüßen und ankündigen sollte, daß den andern Tag der Minister des Almamy in Person kommen würde, uns zu bewillkommnen und Geschenke zu bringen: wir unsererseits schickten, um diese Höflichkeit zu vergelten, einen Boten an den Almamy ab, um unsere Ankunft und unsere Grüße zu melden.

Den andern Tag bezogen wir einige Häuser des Tata, wo wir uns ohne Vergleichung besser befanden, als an Bord. Unser Bote kam mit einem Sohne des Almamy zurück, der uns

sagte, daß sein Vater krank darnieder liege und der Minister auf dem Wege zu uns von einem Fieber befallen worden sey.

Dieser Prinz ist ein junger Mann von hübschem Gesicht, der sich sehr bemühte, uns Verbindlichkeiten zu erweisen: er ließ uns sogleich bessere und geräumigere Häuser einräumen und bedauerte sehr, bei unserer Ankunft nicht in Senu-Debu gewesen zu seyn, um uns würdig empfangen zu können. Sein Vater habe ihm, sagte er, aufgetragen, selbst dafür zu sorgen, daß wir mit der größten Aufmerksamkeit behandelt würden; er sey untröstlich, wegen seiner Krankheit uns nicht besuchen zu können, hoffe aber, daß wir zu ihm kommen, und er werde, so bald wir uns hiezu bereit erklärten, für Reisepferde sorgen.

Die Befehle des Prinzen wurden mit einer Schnelligkeit befolgt und ausgeführt, welche mit der sonstigen indolenten Trägheit der Neger im stärksten Kontrast stand; in einem Nu waren die für uns bestimmten Häuser geräumt, gesäubert und mit Matten versehen. Der Prinz ließ sodann (eine Sache von höchster Wichtigkeit für Neger) in jedes Haus eine Anzahl Amulette legen und außerdem als Ehrenzeichen mitten in den Hof unserer Residenz vier lange, paarweise gestellte Stangen aufpflanzen, wovon zwei mit Amuletten, zwei mit Ochsenhörnern geziert waren; die letzteren sind bei allen Völkern Senegambiens ein besonderes Merkmal der königlichen Macht.

Nachdem Bubakar (dieß ist der Name des Prinzen) unsere Wohnungen bereitet und mit den äußeren Zeichen, die uns den Respekt der Einwohner sichern sollten, versehen, mit einem Wort alle Vorsorge getroffen hatte, welche die afrikanische Gastfreundlichkeit für nöthig hält, um Personen und Eigenthum gegen böse Geister und jeden möglichen Unfall zu schützen, so beschäftigte er sich ferner mit nicht weniger nothwendigen Vorkehrungen: Ochsen, Hämmel, Reis, Kuskus, Milch wurden uns mit königlicher Freigebigkeit gereicht. Er wiederholte, wie sehr er

wünsche, die Weißen möchten ihn in gutem Andenken behalten; er wolle uns so behandeln, daß wir ihn lieben müßten: zarte Aufmerksamkeiten, welche wir mit erkenntlichem Danke vergelten. Boubakar trieb sogar seine gastfreundliche Vorsorge so weit, daß er uns vor der zudränglichen Neugier seiner Landsleute zu schützen suchte und zu diesem Ende eine Wache vor unser Tata stellte; freilich wurde hierin sein Befehl nicht pünktlich befolgt, so daß wir uns trotz der Wache beinahe immer der einfältigen, langweiligen, alles bewundernden Gesellschaft von Besuchern beiderlei Geschlechts ausgesetzt sahen.

Wir mußten unsere Reise nach Bulebane nothwendig um einige Tage verschieben, da der Zustand unserer kranken Gefährten noch gar nicht befriedigend erschien; namentlich Herr Ferry war sehr leidend. Die Fieber von Bakel sind von solcher Hartnäckigkeit, daß sogar das überall sicher wirkende Chinin hier täuscht.

Endlich kam auch der Minister des Almamy mit neuen Grüßen von seinem Herrn; auch er wiederholte, wie sehr der Almamy unsere Ankunft wünsche; wir versprachen somit abzureisen, so bald es der Gesundheitszustand unserer Kranken erlaube.

Die Bevölkerung von Senu-Debu ist weniger verschiedenartig zusammengesetzt, als die der weiter unten liegenden Dörfer; man findet keine, oder fast keine Kassonkes und die Ureinwohner (Torodos) scheinen beinahe ausschließlich die Bevölkerung auszumachen. Die Hautfarbe ist durchaus schwarz und zeigt nur ganz ausnahmsweise einen kupferfarbenen Teint. Die Einwohner von Senu-Debu schienen uns häßlich, was vielleicht von ihrer unreinlichen Kleidung herrührt, welche einen merkwürdigen Kontrast gegen das Innere ihrer Häuser, deren Reinlichkeit wir gerühmt haben, darbietet. Was nun aber auch der Grund seyn mag, der Eindruck, den diese Häßlichkeit auf uns machte, ist ein-

mal vorhanden, und wir haben nie einen ähnlichen bei den Joloffs oder Sarrakolets empfunden, und die Ursache mag vielmehr im Ganzen liegen, als daß sie aus einzelnen Zügen analysirt werden könnte.

Der Vigilant fuhr nun herüber und legte oberhalb Senu-Debu an; unsere Verbindung mit dem Schiff war zu schwierig geworden, da die Strömung sich von Tag zu Tag, mit dem Abnehmen des Wasserstandes, verstärkte; die Abnahme betrug in dem letzten Tage 1 Fuß 7 Zoll.

Da es mit unsern Kranken besser ging, so beschlossen wir, am 22. September unsern Ritt nach Bulebane anzutreten; hiebei wollte uns Herr Zeler, Agent der Kompagnie bei dem Komptoir von Bakel, begleiten, indem seine Anwesenheit bei den uns aufgetragenen Unterhandlungen von bedeutendem Nutzen zu seyn versprach.

Das Dorf Senu-Debu hat eine Bevölkerung von 500 Seelen, doch muß ich bemerken, daß die Genauigkeit solcher Zählungen sehr zu bezweifeln ist, und daß unmöglich dafür eingestanden werden kann, außer wenn man alle Bewohner versammelt und sie selbst zählt, was natürlich nicht auszuführen ist. Es besteht nämlich durchaus keine geordnete Verwaltung bei den Negern; sie begnügen sich damit, die Produkte ihrer Felder zu berechnen, die Zahl ihrer Heerden und Sklaven zu wissen; was aber nicht unmittelbar einen augenscheinlichen Nutzen gewährt, darin bleiben sie in völliger Unwissenheit. So wissen sie nicht nur niemals die Zahl der Einwohner ihres Dorfes, sondern nicht einmal ihr eigenes Alter!! Was sollte das uns nützen? sagen sie.

Senu-Debu wäre für ein europäisches Komptoir sehr geschickt, da es unter allen Punkten an dem Flusse der Hauptstadt von Bondu am nächsten liegt; und es ist natürlich von hoher Wichtigkeit, wenn man ein Land in Besitz nehmen will,

sich zuerst so nah als möglich bei der Residenz des Fürsten einzunisten.

Den 22. September, Morgens 6½ Uhr, stiegen wir zu Pferd, um nach Bulebane zu reisen. Unser Sitz auf den arabischen Sätteln, deren kurze und in der Mitte festgebundene Steigbügel den Füßen eine gezwungene Haltung gaben, war nichts weniger als angenehm; diese Sättel, vorn und hinten mit hohen, hölzernen Stützen versehen, sind nicht sehr weich, denn das dünne Leder bedeckt oft ein noch ungehobeltes Brett. Die Pferde sind nicht gut, nicht schlecht. Wir nahmen, um unserer Erscheinung die nöthige Würde zu geben, mehrere von unsern Matrosen und klugerweise auch einige noch übrige Vorräthe mit.

Wir kamen nun in der Richtung von West-Süd-West durch ein liebliches Land, voll von trefflich angebauten Feldern und lieblichem Grün; später überschritten wir mehrere kleine, von dem Fluß gegrabene Schluchten, so wie eine Reihe von ziemlich hohen, hübsch gelegenen Hügeln. Bald erreichten wir das Dorf Belpuneguy, dessen Nachbarschaft sich schon in kleiner Entfernung von Senu-Debu durch die dorthin gehörenden Felder anzeigt, welche mit den dahin gehörenden beinahe zusammenstoßen. Wir sahen jedoch von Belpuneguy nur einige Häuser die gerade an unserer Straße liegen; die andern und das Tata des Dorfes blieben hinter den hoch stehenden Feldfrüchten verborgen. Wir ritten immer zwischen angebauten Feldern hin, da hier die Marken sehr oft unmittelbar zusammenstoßen. So kamen wir, ohne es zu bemerken, an vier Dörfern vorüber, deren gemeinsamer Name Dianvely nur durch einen Beisatz, von dem Häuptling oder dem Stamm hergenommen, sich unterscheidet. Zwischen dem dritten und vierten Dianvely überschritten wir einen Marigot mit hohem Ufer und so viel Wasser, daß

unsre Pferde bis an die Brust waten mußten; dieser Marigot hat den Namen Mamady.

Das Land ist beinahe durchaus eben, und zeigt nur wenig unangebaute Stellen. Die Felder sind schön, der Boden scheint sehr fruchtbar, und der ausgedehnte Anbau zeugt sowohl von der großen Fruchtbarkeit, als auch von dem friedlichen Sinn der Bewohner. Die Baumwollenstaude, die Pistazie (arachis hypogea), die Hirse, der Mais, der Indigo, bieten unter einander ihr frisches, zierliches Grün dar; verschiedenartige Bäume, worunter namentlich die Baobabs (Adansonien oder Affenbrodbäume), und die acacias-verechs (Gummi-Akazien), wechseln bald mit den Getreidefeldern ab, bald ragen sie mitten aus diesen hervor. Nur einigemal trafen wir Haiden, wo hohes, dichtes Gras wild wuchs.

Wir kamen an das, ebenso wie die andern Dörfer, zwischen Pflanzungen verborgene Dorf Juppe; einige von seinen Häusern sahen wir ganz in der Nähe durch die Hirsestauden; ihre Front und ihr Dach sind beinahe ganz von kolossalen Kürbispflanzen bedeckt, die mit ihren breiten Blättern und ziemlich großen Früchten daran hinaufranken. Das satte Grün derselben hebt sich äußerst angenehm gegen die gelblichen Hirsefelder ab.

Hinter Juppe betraten wir ein kleines Gehölze von jungen, nicht sehr dicht stehenden Bäumen; der Weg wird hier unebener, und man trifft häufig, oft sogar mit Wasser angefüllte, Spalten und Klüfte, welche den Marsch erschweren.

Eine Stunde hinter Juppe kamen wir endlich an die Felder von Bulebane, und sahen gleich nachher seine Erdmauern. Um 10½ Uhr langten wir an, nachdem unsere ganze Reise die anfängliche Richtung gegen Westen beibehalten hatte. Wir schätzten die Entfernung von Senu-Debu auf sechs gute Wegstunden, und ich glaube nicht zu hoch; denn wir machten zwar

keinen regelmäßigen Marsch, ritten aber vier Stunden lang starken Schritt, und manchmal auch Trab oder Galopp.

Boulebane *) ist die Hauptstadt von Bondu und die Residenz des Almamy; es liegt auf einer ausgedehnten Ebene, die im Westen auf ungefähr eine halbe Stunde durch niedrige Felsenhügel begränzt wird, während nach den übrigen Richtungen hin Wälder den Horizont beengen. Eine ausgedehnte Mauer, 11 bis 14 Fuß hoch, und ziemlich dick, umschließt beinahe die ganze Zahl der Häuser: wie zu Senu-Debu ist die Ringmauer von zahlreichen Thürmen und Basteien in cylindrischer und quadratischer Form unterbrochen, auch durch feste Thore mit Schlössern verwahrt. Die Häuser bilden wiederum, wie zu Bakel und Senu-Debu, kleine, von besondern Mauern umgebene Inseln, zwischen welchen sich enge und schmutzige Straßen durchwinden. Um die Häuser her sieht man häufig Pflanzungen von Hirse und Baumwolle. Oft ist auch die Richtung der Straße und die Absonderung von Häusergruppen ohne Tata dadurch angezeigt, daß man Hirse oder Bambus auf beiden Seiten pflanzt, und diese Stauden mit Bast verbindet.

Nachdem wir einige schmutzige und krumme Gassen durchschritten hatten, erreichten wir einen fast regelmäßigen, von einer neugierigen Menge angefüllten Platz: in der Mitte erhebt sich das besondere Tata des Almamy, eine Art Kasba von Lehm und mit Basteien ohne Kanonen, Doch -- dieß ist nicht ganz richtig! Eine dieser Basteien hat zwei schlechte eiserne Stücke, welche einpfündige Kugeln schießen können; sie sind ohne Laffetten, und ihre 1½ Zoll weiten Zündlöcher machen sie schon zum

---

*) Bedeutet Wasser und Brunnen in der Sprache der Eingebornen.

Theil unbrauchbar; um aber jede Furcht zu verbannen, hat man sie verkehrt, den Stoß nach außen zu, hingelegt.

Auf diesem Platze befindet sich auch die Moschee, ein Lehmgebäude, das trotz aller noch so prätentiös angebrachten Arabesken und Reliefs, dennoch höchst unmerkwürdig erscheint, und an Originalität weit unter dem Tata von Senu-Debu steht. Alle Anstrengungen der Baumeister konnten nur eine plumpe, verworrene Masse hinstellen, die nicht einmal durch ihre Bizarrerie ein Lächeln zn erregen im Stande ist. Glücklicherweise hat die Natur mehr für diesen Platz gethan, als die Kunst, denn es erhebt sich da ein prächtiger Gan, unter dessen Schatten die Müßigen den Tag über den Plaudereien oder dem Spiele nachhängen können. Das gebräuchlichste dieser Spiele ist eine Art Damen- oder Schachspiel, wobei als Schachbrett der Boden dient, und kleine hölzerne Zapfen als Figuren in den Sand gesteckt werden. Unter dem Schatten dieses Baumes verrichten zur Stunde des Gebetes auch die Marabuts, auf dem weißen Hammelfell sitzend, ihr übliches Gebet. Dieses Fell ist das unentbehrliche Möbel des Marabut, und er trägt es bei allen seinen Visiten unter dem Arm; es ist ein Gegenstand des Luxus, und wird hauptsächlich aus unsern Komptoiren bezogen, denn die senegambischen Hämmel haben nur eine glatte, beinahe pelzlose, mehr seidenartige, als wollige Haut.

Man ließ uns hier Halt machen, um dem Almamy unsere Ankunft zu verkündigen; unterdessen waren wir von einer Menge Neugieriger umringt; diese ergriffen uns bei der Hand und sagten ihr bon jour mit einer drolligen Betonung und sonderbaren Kopfbewegung, die andeuten sollte: „wir kennen euch und sprechen eure Sprache.“ Dann betrachteten sie uns, und namentlich unsre Waffen mit Aufmerksamkeit und unterhielten sich darüber mit einander. Der Almamy ließ uns zur Ankunft Glück wünschen, und nun verließen wir den Platz, um durch neue,

noch schmutzigere und noch gedrängtere Gassen in sein Tata geführt zu werden: dieses war kleiner als das vorige, aber reinlicher, und wiederum durch einen Gan geziert, dessen Fuß von einer 2 Zoll hohen und 10 Fuß breiten Erhöhung umgeben war, die man für uns mit Matten belegte.

Bis jetzt waren wir zu Pferd geblieben, und erst hier durften wir endlich, zu unserm größten Labsal, den Fuß wieder auf die Erde setzen. Dieß war hohe Zeit: denn kaum hielten wir es noch auf unsern Pferden aus. Vier und eine halbe Stunde auf einem solchen Sattel zu sitzen, die Füße gekrümmt, um die heillosen arabischen Steigbügel zu erreichen, dieß war eine solche Marter, daß mehreren von uns noch eine Stunde lang die gelähmten Glieder jeden Dienst versagten. Wir streckten uns nun behaglich auf unsere Matten, und ließen uns unter dem Schatten des gastfreundlichen Baumes von der neugierigen Menge begaffen, die sich um uns drängte, und sogar um die Ehre stritt, unsre Hände anzufassen. Der Minister des Almamy befreite uns endlich durch reichlich ausgetheilte Peitschenhiebe von diesem Schwarm, dessen Beweise von Zuneigung uns nach und nach überlästig wurden. Man brachte uns ein Frühstück, und wir machten ihm Ehre, trotz dem, daß es, sehr frugal, nur aus geröstetem Mais und süßer Milch bestand.

Die Physiognomie der Einwohner von Bondu ist frei und offen, und ihre Gutmüthigkeit und freundliche Besorgtheit um uns machte, trotz ihrer allgemeinen Häßlichkeit, dennoch einen günstigen Eindruck auf uns. Nachdem wir etwa eine Stunde unter dem Baume gewartet hatten, führte man uns in die für uns bestimmte Wohnung. Diese ist zwar kein Palast, aber mit allem Nothwendigen und Angenehmen versehen: sie ist in dem Hof des ministeriellen Hauses errichtet, und mit einem Strohdach bedeckt, das fest genug ist, um die Sonne abzuwehren, und hoch genug, um der Luft Spielraum zu lassen. Hier sind unsre aus

Binsenrohr verfertigten und mit Matten bedeckten Betten aufgeschlagen.

Der Minister, mit Namen Sapatto, kündigte uns an, daß der Almamy sehr krank sei, und uns unmöglich vor morgen empfangen könne. Er schickte uns Speisen: außer kleinen Zwiebeln und Milchspeisen nichts als Reis und Hammelfleisch. Unsre Matrosen wurden viel luxuriöser bedient, und mehrere Minuten lang sahen wir eine Reihe Sklaven volle Kalebassen mit Massen von Kuskus, Fleisch und Reis in saurer Milch tragen. Der Appetit der Neger ist übrigens so ungeheuer, daß man sich über diese verschwenderische Sendung nicht wundern darf; aber für Personen, welche die Fassungskraft der Negermagen nicht kennen, wäre es wahrhaft unbegreiflich gewesen.

Den andern Tag sagte uns der Minister, unser Wirth, der Almamy, habe eine sehr schlechte Nacht gehabt, und sei erst gegen Morgen eingeschlafen; er sei sehr schwach und leidend, wünsche aber so lebhaft, uns zu sehen, so daß er nach seinem Erwachen uns gewiß empfangen werde.

Um Mittag bereiteten wir uns zum Besuch, dem wir einen so viel möglich feierlichen Anstrich geben zu müssen glaubten, denn der Neger will vor Allem Ceremonien und imponirende Aufzüge sehen; wir warfen uns daher in Uniform, und kostümirten unsre Matrosen so gesucht als möglich.

Wir traten in den Palast des Almamy durch eine enge und niedere Pforte, den einzigen Eingang, ein; darnach sahen wir uns in einer Art von offenem Wachhause, das nicht von bewaffneten und reich uniformirten Garden, sondern von zerlumpten Sclaven besetzt ist, welchen man, trotz ihrer völligen Nacktheit und ihres wenig martialischen Aussehens, die Besatzung dieser Citadelle anvertraut. Wir durchschritten dann einen labyrinthischen Gang, darauf ein bedecktes, mit Nischen versehenes Gewölbe, das sich in eine fest gezimmerte und mit Eisen beschla-

gene Thüre von hartem Holze endigt, und zuletzt in mehrere Höfe, wo verschiedenartige Hütten, quadratisch und cylindrisch, mit Terrassen und Strohdächern sich befanden, und mitten unter diesen die des Almamy, welche sich durch nichts von den übrigen auszeichnete.

Dort fanden wir den Häuptling innen beim Eingang sitzen, oder eigentlich liegen, so daß wir kaum seine Züge unterscheiden konnten: seine Umgebung ist sehr einfach, und wir durften zum Labsal unserer Ohren nicht die harmonische, liebliche Musik mit anhören, welche den Reisenden Rubault, der vor acht und fünfzig Jahren einen Vorfahren des gegenwärtigen Almamy besuchte, so sehr ergötzte.

Bei unserer Ankunft bestand die Umgebung von Sadda-Amady (so heißt der König von Bondu) aus seinem Minister Sapatto, der sein ganzes Vertrauen besitzt, seinem Groß-Marabut (Tamsir), einer höchst einflußreichen Person, aus mehreren untergeordneten Marabuts und einigen Sklaven, nebst anderen Eingeborenen, die sich aber auf ein Zeichen von ihm schnell entfernten. Der Almamy blieb nun mit seinem Minister und dem Groß-Marabut allein, während wir auf die Einladung eines von diesen Beiden uns stillschweigend auf die Matten niederließen, welche unter einem, von groben Strohgeflechten und Pfählen improvisirten Schoppen ausgestreckt lagen. Im Vorbeigehen hatten wir ihm, immer ernsthaft nnd stillschweigend, die Hand zum Freundschaftszeichen gedrückt.

Nachdem wir uns einige Minuten gesammelt hatten, eröffnete Herr Huard, an solche Begegnungen gewöhnt, die Unterredung mit einigen monotonen Höflichkeitsformeln in orientalischem Geschmack, welche bei den Negern wie bei den Mauren unter solchen Verhältnissen im Gebrauche sind. Man bezeichnet solche offizielle Zusammenkünfte am Senegal mit dem treffenden Wort palabre (vom spanischen palabra, Wort). Nach diesem Ein-

gang erklärte Herr Huard kurz den Zweck unseres Besuches, und schloß nach üblichem Gebrauch seine Rede mit: „ich habe gesprochen.“ Neues Stillschweigen, noch feierlicher als zuvor, folgte dieser Rede, und dauerte gewiß fünf Minuten. Der Minister brach es endlich, nachdem er sich kurz mit dem Almamy verständigt hatte, und erwiederte jene Formeln in einem pomphaften Styl, gegen welchen freilich die unsrige als eine höchst unvollkommene Nachahmung erschien, und beantwortete das Uebrige im Namen seines Herrn mit einem Schwall von weitläufigen, nichtssagenden Worten, aus welchen wir aber doch endlich herausklauben konnten, daß sein Herr nichts sehnlicher wünsche, als in Unterhandlung mit den Weißen zu treten, daß er aber, vor weiteren genaueren Verhandlungen, sich freue, uns einige Geschenke als Zeichen seiner freundschaftlichen Gesinnungen überreichen zu können. Dieß ist übrigens der allgemeine Gebrauch in allen Negerstaaten und es ist oft, um solche Verhandlungen mit günstiger Aussicht zu unternehmen, nöthig, daß man sich zuvor gegenseitig Geschenke gebe, nach deren Werth man verhältnißmäßig die Wichtigkeit abmißt, welche man der Sache beilegt. In unserm Fall aber hielten wir es für zweckmäßiger, unsre Geschenke nicht vor Abschluß der Unterhandlungen zu zeigen; wir hofften durch diese Abweichung vom gewöhnlichen Gebrauch die Begierde des Almamy zu reizen und ihn vielleicht durch die Lockspeise eines größeren Geschenkes zu günstigeren Bedingungen zu veranlassen.

Wir verabschiedeten uns von Sadda, nachdem ausgemacht worden war, daß wir über die Fortsetzung der Verhandlungen mit seinem Minister übereinkommen würden. Wir reichten ihm noch einmal die Hand und konnten ihn nun besser als das erstemal betrachten. Sadda-Amady scheint 50—55 Jahre alt; seine Züge sind fein, seine Hautschwärze hat einen leichten Anflug von Kupferfarbe, und gleicht jener der Tukuleurs[1], einer

Mischung des Peul- und Torodo-Stammes; sein kleines, ovales Gesicht ist sichtbar durch Leiden entstellt und abgemagert. Sein Wuchs ist nicht sehr hoch; wenigstens schien es uns so, da seine Krankheit, Lungenschwindsucht und Fieber, ihm nicht erlaubte, aufzustehen. Seine Kleidung ist reinlich und sehr einfach: sie besteht aus hellblauen Schürzen, in die er eingehüllt ist, und einer rothen Mütze von französischer Fabrikation, einem griechischen Fes ähnlich. Diese Kopfbedeckung macht einen wesentlichen Theil der besondern Marabut-Tracht aus; wozu diejenigen von höherem Alter einen weißen, oben in eine Gabel endigenden Stock fügen, auf den sie sich stützen, wenn sie gezwungen sind, zu stehen. Der Almamy ist, wie alle Fulah-Häuptlinge, auch Marabut; diese Benennung kommt bekanntlich von dem Wort: el emir moumenyn, Priester der Gläubigen. Doch ist der Häuptling von Bondu nicht auch zugleich der erste Marabut, es ist keine Theokratie; der König ist nicht der gelehrteste und heiligste Auserlesene unter den Gläubigen, sondern empfängt seine Macht durch das Erbrecht, und verbindet mit dem Kriegerstand, dem alle Häuptlingsfamilien angehören, auch die untergeordnete Würde eines Priesters, oder vielmehr eines Kenners der Gesetze des Koran.

Wir gingen den Tag über aus, um das Dorf und die Umgegend zu besichtigen: die Ebene, in welcher Bulebane liegt, ist äußerst sorgsam angebaut, und die Hirsepflanzen sind noch viel schöner und höher, als an andern Orten, wo wir auch schon die vegetative Kraft des Bodens zu bewundern hatten. Diese Pflanzen erreichen eine Höhe von 21 Fuß; zwischen den Feldern stehen sehr viele Baobabs: diese Riesenbäume, welche Adanson beschrieben, und mit seinem Namen (adansonia digitata) in die botanischen Verzeichnisse eingeführt hat. Um aber der Wahrheit im strengsten Maße zu genügen, müssen wir bemerken, daß die Dimensionen derjenigen Baobabs, welche wir sahen, weit unter

dem blieben, was jener Naturforscher erzählte, und dem Vorurtheil, daß alle Reisenden übertreiben, zum Trotz, müssen wir bekennen, daß die 120 Fuß Umfang, von welchen er spricht, sich bei uns auf bescheidene 35 Fuß reduzirten.

Ein beinahe trocken liegender, mit dem Faleme in Verbindung stehender Marigot, der aber zur Regenzeit ein reißender Bach sein muß, umgibt besonders westlich einen großen Theil des Dorfes, und trägt wahrscheinlich durch die natürlichen Bewässerungskanäle, die von ihm ausgehen, viel zu der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens bei, welche noch lange nach dem Ende der Regenzeit durch die Absorption des Marigotwassers erhalten wird.

Das Brunnenwasser von Bulebane ist vortrefflich, und eben dieser Güte und Fülle des vorhandenen Wassers verdankt das Dorf seinen Namen, dessen etymologische Bedeutung ich oben schon angegeben habe.

Unsere Sendung an den Almamy hatte den Zweck, denselben zur Unterzeichnung folgenden Vertrags zu bestimmen:

1) Sollte uns erlaubt sein, eine Handelsniederlassung in Bondu zu gründen;
2) Sollten die Karavanen seiner Unterthanen, welche nach Bambuk, Segu und anderen Theilen Afrika's gehen, um dort einzukaufen, ausschließlich unsre Komptoires besuchen;
3) Sollte der Almamy auch die fremden Karavanen, besonders die der Sarrakolets und Mondingos, welche Bondu durchziehen, um ihre Waaren an die Europäer zu verkaufen, zuerst an unsre Komptoire weisen.

Man begreift die Wichtigkeit dieser Punkte, deren Annahme und Beobachtung für unsern Handel von großem Nutzen wäre. Alle drei, besonders die beiden letzten, hatten den Zweck, die Produkte des afrikanischen Bodens und der Industrie in unsern

Niederlassungen zu koncentriren, und die Kaufleute von Gambia auszuschließen. Waren übrigens die beiden ersten Punkte leicht auszuführen, so doch nicht der dritte. Man sah auf den ersten Blick, welch eine unerschöpfliche Menge von Schwierigkeiten und Streitigkeiten selbst ein mächtiger Häuptling sich bereiten würde, wenn er die Verpflichtung übernähme, nach seinem Willen den fremden Handelsleuten ihren Weg vorzuschreiben, den sie bisher selbst, nach mehr oder weniger richtigen Berechnungen ihres Vortheils ausgesucht, und auch auszusuchen das natürliche Recht hatten.

Gewalt anzuwenden, hieß sich, ohne Aussicht auf Erfolg, nur ewigen Streitigkeiten und Repressalien aussetzen; wer aber Ueberredung und Ueberzeugung unter solchen Verhältnissen für möglich hielt, müßte den unbesiegbaren Eigensinn des Negers in Verfolgung seiner Plane, einen Eigensinn, der jeder Logik und jeder Beredtsamkeit widersteht, nicht kennen.

Diese vorläufigen Bemerkungen trafen auch genau mit der Antwort des Almamy überein, eines Mannes von besonderer geistiger Ueberlegenheit.

Wie dem nun aber sei, unser Wunsch, die Sache sogleich ins Reine zu bringen, stimmte nicht mit den Ansichten derjenigen überein, von denen die Erledigung abhing, und wir hatten gegen Hindernisse, welche die Kommission nicht vorhergesehen, oder wenigstens nicht genugsam gewürdigt hatte, zu kämpfen.

Wirklich hatte die Unterredung, welche wir am 24. Septbr. mit dem Minister pflogen, so wenig Erfolg als die vorhergehende mit dem Almamy. Sapatto hörte uns anfangs mit ernster und würdiger Aufmerksamkeit an, indem er hie und da zum Zeichen der Beistimmung den Kopf aufwarf, oder auch den unnachahmlichen nnd unbeschreibbaren Gaumenlaut von sich stieß, mit dem die Mauren ausdrücken, daß sie etwas gehört und verstanden haben; dann ließ er uns mehrmals fragen, ob wir fer-

tig seien, sammelte sich einige Minuten, und fieng dann mit so geschraubten Phrasen an, daß sie dem gewiegtesten, in der Chikane ergrauten Advokaten Ehre gemacht hätten. Nachdem dieser Eingang eine geraume Zeit angedauert hatte, kam er endlich an den vollkommen verständlichen, aber ziemlich unverschämten Satz: „Vor allem Weiteren wollen wir die Geschenke; die Geschenke! Ohne Geschenke keine Uebereinkunft, nicht einmal eine fernere Antwort!"

Dieß war klar und unumwunden; wir hatten die Beschämung, uns durch einen Wilden mit unserer Taktik überwunden und in unserer eigenen Schlinge gefangen zu sehen. Die Begier triumphirte über die List: wir hatten dem Almamy die Lockspeise nur von fern zeigen wollen, und sahen nun vielleicht zu spät ein, daß wir wohl oder übel heute thun müßten, was wir gestern nicht hatten thun wollen. Diese Geschenke bestanden meist aus Gegenständen, die wir von St. Louis mitgenommen hatten, und beliefen sich, wie gleich anfangs bemerkt wurde, im Ganzen auf einen Werth von 700 fl. Es waren hauptsächlich ein- und zweiläufige Gewehre mit Flintenschlössern, da diese den Negern lieber sind; Infanteriesäbel, Pistolen, Guineazeug, Musselin, Glaswaaren, Pulver und sogar Papier für die Gelehrten des Landes, und noch eine Menge verschiedener kleiner Gegenstände.

Unsre Waaren kamen um 4 Uhr an, und sogleich ließ der Almamy, dem seine Leute es gemeldet hatten, fragen, warum wir die Geschenke nicht schicken. Der ehrsame Sadda wollte, wie man sieht, keine Zeit verlieren; wir aber hatten beschlossen, seiner Ungeduld stetes Zögern entgegenzusetzen: die Kommission war übereingekommen, bis den andern Tag zu warten, und dann erst, zur Vermehrung der Wirkung, die Geschenke in einem feierlichen Aufzug zu überbringen. Unter solchen Umständen mußten wir der Ungeduld des Almamy eine kleine Unwahrheit entgegenhalten,

indem wir seinem Abgesandten antworteten, wir erwarten noch einige Sachen für seinen Herrn und werden das Ganze den andern Tag selbst überreichen.

Dieses so wenig anständige Drängen des Almamy erinnerte uns an den armen Rubault, der von einem andern Almamy angehalten und nur gegen ein Geschenk losgelassen wurde. Rubault war in unangenehmerer Lage als wir, da er jene Geschenke erst von St. Louis kommen lassen mußte. Auch gegen Major Gray hatte der Vater von Sadda ganz unvernünftige Anforderungen an Geschenken gemacht, und so scheint es, daß dieser Gebrauch sich in Bondu vom Vater auf den Sohn vererbt. Uebrigens hat diese Art der Verhandlung, so sonderbar sie auch erscheinen mag, doch auch wieder ihre gute Seite: man kann wenigstens, so bald in diesem Punkte Genüge geleistet ist, offen auf sein Ziel lossteuern. Gewiß ist diese Formalität mit den gegenseitigen Geschenken nicht schlimmer, als die Auswechslung der Beglaubigungsschreiben und Protokolle und die übrigen langsamen Formen bei den diplomatischen Kongressen in Europa.

Das Dorf Bulebane, welches ungefähr 2000 bis 2300 Einwohner zählt, ist beinahe ausschließlich von Sklaven des Almamy, seinen Grioten und einigen Marabuts bewohnt. Wir bemerkten mit Erstaunen, daß der Häuptling einer so friedliebenden Nation, wie die Fulahs von Bondu sind, allein eine so bedeutende Anzahl von Sklaven besitzt; aber wir kamen von unserm Erstaunen zurück, da wir erfuhren, auf welche Weise derselbe dazu gelange. Diese Sklaven sind nämlich nicht nur Kriegsgefangene, sondern sie und ihre Kinder und Kindskinder gehören erblich dem Herrn, und ihre Zahl muß somit in bedeutender Progression anwachsen. Daher ist der Sklavenhandel so lebhaft bei den Negern und jeder kann sein Vermögen in Sklaven umsetzen. Diese sind nämlich ein vortrefflich rentirendes Kapital, denn die Nahrung des armen Negersklaven kostet sehr

wenig und die Kleidung beinahe gar nichts, so daß der Ertrag ihrer Arbeit beinahe rein dem Herrn bleibt.

Sadda-Amady ist somit sehr reich an Sklaven und beinahe der einzige Besitzer des Dorfes Bulebane und der dazu gehörenden Felder. (Ich wage kaum, auch einer größern Anzahl von solchen Negerhütten den Namen Stadt zu geben, obgleich Major Gray und andere Reisende dieses Wort für Bulebane und andere Orte gebrauchen.) Außerdem hat der Almamy auch Staatseinkünfte: er bezieht den Zehenten von den Ernten, läßt sich von den fremden Karavanen Durchgangs-Zölle entrichten und empfängt von den französischen und englischen Gouverneuren in Senegambien bestimmte Ehrengeschenke. Alle diese Einkünfte bilden eine ansehnliche Civilliste, welche er nach dem Landesgebrauch dazu anwendet, die Zahl seiner Sklaven und somit zugleich seine Macht und seinen Reichthum zu vermehren. Auch an der Kriegsbeute (Sklaven und Vieh) hat der Almamy seinen nicht unbedeutenden Antheil, nämlich die Hälfte; doch beträgt diese im Ganzen nicht sehr viel, da, wie bekannt, die Neigung zu kriegerischen und räuberischen Unternehmungen in Bondu jeden Tag mehr abnimmt.

In Afrika trifft man die Verhältnisse des alten feudalen Europas wieder; die Bevölkerung und politische Gesellschaft zerfällt, wie einst dort, in zwei ungleiche Theile: der eine, schwach an Zahl, befiehlt allein, regiert und unterdrückt auf eine tyrannische Weise den andern, der zwar viel zahlreicher ist, aber all seine körperlichen Kräfte nur zum Vortheil jenes Häufleins gieriger und unmenschlicher Zwingherren anwendet.

Dieses Zahlenmißverhältniß zwischen der herrschenden Aristokratie und der geknechteten Sklavenkaste ist in solchen Staaten um so fühlbarer, wo die freie Bevölkerung kaum den zwanzigsten Theil des Ganzen ausmacht.

Es ist nicht anzunehmen, daß die milde Behandlung eine so

unnatürliche Unterwürfigkeit erkläre. Man trifft zwar in einigen Negerfamilien die patriarchalischen Sitten der guten alten Zeit: der Sklave ist gekleidet wie sein Herr, sitzt neben demselben an das Essen und gehört mit einem Worte zur Familie; daneben aber wie viel verjährte, eingefleischte Tyrannei, wie viel harte Entbehrungen! Wie viel bizarre Launen treiben abwechslungsweise ihr Spiel mit dem unglückseligen afrikanischen Proletarier! Hier genießt er das volle Zutrauen seines Herrn, ist mächtig, gebietet sogar über freie Leute; dort aber schleppt er, von Ruthen gehauen, mit Wunden bedeckt, sich nackt und verstümmelt dahin; weiter hin seufzt er vergebens unter der allzu schweren Last, die ihn zu Boden drückt; dort dient er als Scheidemünze, als Tauschmittel für Nahrungsmittel, Zeuge, Pferde .... ein gräßliches Schauspiel, diese afrikanische Sklaverei!

Dieß sind freilich längst bekannte Gemeinplätze; aber die Wahrheit derselben ist so alt wie die Welt! Und wie könnte man die Stimme des Mitleidens, des Aergers und selbst der Entrüstung zurückhalten, wenn man diesen Jammer mit seinen eigenen Augen sieht, mit eigenen Händen greift!

In Bondu sind die Frauen hübscher als die Männer; sie sind meist wohlgebaut, haben einen kleinen Mund und sehr schöne Zähne, die nur durch das blaue Zahnfleisch verunstaltet werden; dieß gilt für eine große Schönheit, welche man sich dadurch verschafft, daß man diesen Theil des Mundes durch kleine Dornen bluten macht.

Ueberall hat die Mode ihre Launen; aber da, wo die Zivilisation noch nicht eingedrungen ist, werden diese sonderbaren Phantasien oft zur Grausamkeit und üben sich, da die einfache Kleidung den unvernünftigen Anforderungen nicht entsprechen kann, am Körper selbst, den sie Gott weiß welchen Verstümmelungen unterwerfen. So entziehen die Fulah-Frauen in Senegambien ihrem Zahnfleisch das Blut und dadurch die frische

Röthe, die uns so sehr gefällt; bei den Mandingos feilen sie die Schneidezähne auf beiden Seiten zu, so daß sie scharfe Spitzen bilden; bei den Bambaras zerfleischen sie ihre Wangen mit drei Dolchstichen. Zu Madagaskar färben sie mit Pflanzensaft ihre Zähne schwarz und es gilt als seltene Schönheit, wenn die natürliche Weiße ganz verschwindet; auch tragen diese als Zierde ein Stück wohlriechenden Holzes in der eigends durchlöcherten Scheidewand der Nase. In Ozeanien werden die Ohren in die Länge gezogen, bis sie die Schultern berühren; Lippen und Nase sind durchbohrt und durch Ringe geziert, der ganze Körper tätowirt und mit Narben bedeckt.

Im Putz unterscheiden sich die Frauen von Bondu wenig von denen in Galam. Vielleicht sind hier die Glasperlen noch verschwenderischer angebracht und immer in der Form von Halsschnüren der verschiedensten Dimension, mit großen rohen Bernsteinstücken untermischt, welche oft die Größe eines Taubeneies erreichen; solche Ketten tragen sie an den Ohren, am Halse, oft acht oder zehn übereinander bis auf die Brust herab. Das Haar tragen sie in dünnen Flechten, die vom Scheitel und von den Schläfen bis auf die Wangen und den Hals herabreichen. Die obere Stirn bedeckt ein kugelförmiger Haarbündel im Durchmesser von 1½ Zoll, welcher häufig in ein Stück Baumwollenzeug eingewickelt ist. Die hinteren und Seiten-Haare sind rasirt oder sehr kurz geschnitten. Die Stirne schmückt außerdem noch eine dünne, mit kleinen, roh ziselirten, silbernen Knöpfen besetzte Platte von demselben Metall, welche von dem Haarrande bis an die Stirnwurzel herabreicht; zuletzt vollendet eine zwei bis drei Finger breite, nicht immer gar zu weiße Kattunbinde diesen Kopfputz, der dem Kopf eine verlängerte, kegelförmige Gestalt verleiht. Das Ganze ist übrigens mit einem durchsichtig und leicht gewobenen Schleier von blau und weißem Kattun bedeckt, der bis auf die Schultern herabreicht und so zum Glück

den sonderbaren Kopfputz meist verdeckt. Die Ohren sind außer den obengenannten Glasperlen-Ketten noch mit sehr großen, oft neun bis zehn Loth schweren goldenen Ringen geziert, welche mit Fäden um das Ohr herum befestigt sind, da dieses sonst von dem schweren Schmuck zerrissen werden könnte. Noch habe ich vergessen zu bemerken, daß an Stirn und Schläfen ein großes Stück Bernstein angebracht ist. Namentlich die Griotinnen zeichnen sich durch eine merkwürdige Anhäufung solcher Zierrathen aus.

Die jungen Mädchen sind in ihrem Putz bescheidener, und überdecken sich nicht so sehr mit Glasperlen, Bernsteinstücken und Ringen, wie ihre Mütter: ihre einfacher und geschmackvoller geordneten Haare sind von einem schmalen, gezackten Strohbande zusammen gehalten, das sie als Ferronière tragen; die Glasperlen, wenn sie solche gebrauchen, sind klein und meist von matter, weißer Farbe. Man ist versucht, in der Verschiedenheit des Putzes bei Frauen und Jungfrauen eine Aehnlichkeit mit unsern französischen Sitten zu finden; aber man darf diese Vergleichung ja nicht zu weit ausdehnen, denn mit dieser Bescheidenheit im Kopfputz, durch welche die Mädchen sich vortheilhaft vor ihren Müttern auszeichnen, steht das übrige Kostüm in schreiendem Widerspruch: denn während die Frauen meist ihre Brust mit einer Schürze bedecken, gehen die jungen Mädchen gewöhnlich völlig nackt bis an den Bauch. Uebrigens ist der Begriff von Schamhaftigkeit sehr relativ, und es liegt vielleicht in dieser keuschen Nacktheit mehr Einfachheit und Schamhaftigkeit, als man sich nach unsern Begriffen vorstellt.

Die Männer haben im Allgemeinen eine unreinliche und unsaubere Kleidung; doch muß berücksichtigt werden, daß die meisten derselben Leibeigene oder Sklaven sind, für deren Kleidung ihre Herren nicht allzu freigebig sorgen. So aber ist es nicht bei den leibeigenen Frauen (und beinahe alle, die wir

sahen, gehörten diesem Stande an): sie haben eine Sorgfalt und einen Luxus in ihrer Kleidung, so daß sie kaum von den Herrinnen zu unterscheiden sind; es sind aber Frauen, und diese wissen auch in Bondu, besonders wenn sie hübsch sind, ihre Reize geltend zu machen und zu benützen.

Den 26. September befand sich der Almamy sehr übel, so daß man an seinem Wiederaufkommen zweifelte. Dieß war für uns sehr mißlich: denn unser Besuch, so wie die Uebergabe der Geschenke schien dadurch hinaus geschoben. Doch raubte ihm seine Krankheit das Gedächtniß nicht und sobald er sich nur ein wenig aus der tiefen Unmacht erholt hatte, erkundigte er sich mit lebhafter Ungeduld nach den Geschenken.

Um ein ferneres, für ihn so schmerzliches Warten zu vermeiden, entschlossen wir uns, obgleich ungern, die Geschenke ohne Zeremoniell an ihn zu schicken. Wir wollten dann seine Besserung abwarten, um unsern Abschiedsbesuch zu machen und ihm nochmals unsere, nach Empfang der Geschenke vielleicht besser aufzunehmenden Anträge vorzubringen. Diese Verzögerung, deren Dauer nicht zu berechnen war, mußte um so unangenehmer erscheinen, da wir Eile hatten, den Vigilant nach Bakel zurückgehen zu lassen; denn das Abnehmen des Wasserstandes war seit unserer Abreise von Senu-Debu so rasch vorgeschritten, daß wir fürchten mußten, unsere Rückfahrt bei längerem Aufschub völlig vereitelt zu sehen.

Der Minister Sapatto beschrieb uns den Krankheitszustand seines Herrn und suchte uns zu überreden, daß dieß nicht der geeignete Augenblick sei, über ernsthafte, wichtige Angelegenheiten zu verhandeln; auch meinte er, dieß liege in unserm eigenen Interesse, da ein Todesfall alles aufhebe; „ferner hat, sagte er, ein so kranker Mann nicht den freien Gebrauch seiner Vernunft und Ihr würdet Euch schlecht mit einander verstehen.“ Die Beharrlichkeit, womit uns dieser Mann unser Vorhaben, auf

dem wir aber bestehen zu müssen glaubten, auszureden suchte, ließ uns einen Augenblick den Gedanken fassen, als ob die ganze Krankheitsgeschichte nur eine Erfindung wäre, uns die Geschenke abzulocken und jeder Uebereinkunft zu entwischen, und der Argwohn, uns so hintergangen zu sehen, der freilich in der Folge ungegründet erschien, erfüllte uns mit Scham und Aerger.

Aber unsere Geschenke hatten eine magische Wirkung gehabt und um 3 Uhr wurden wir zum Almamy gerufen. Die Gabe, welche ihm am meisten gefiel und am günstigsten wirkte, war ein besonderes Geschenk des Gouverneurs Bouët, ein arabischer Sattel von rothem Marokin, mit Gold gestickt und allem nöthigen Beiwerk versehen. Beim Anblick eines Gegenstandes von solcher Schönheit und solchem Werthe war seine Freude so groß, daß er nicht umhin konnte, aufzustehen, um seinen neuen Reichthum besser zu bewundern und in seinem Entzücken ausrief, den Weißen, die so freigebig seien und so schöne Sachen hätten, könne er nichts verweigern.

Als wir vor ihn traten, hatte dieses Uebermaß der Freude aufgehört und wir trafen ihn in derselben Stellung, wie das erstemal, nur viel angegriffener und matter; seine Stimme, die wir hier das erstemal hörten, war bedeckt und zitternd, und oft durch einen hohlen, trockenen Husten unterbrochen. Unser Besuch dauerte nur kurz, denn seine Krankheit war wirklich nicht erkünstelt und der arme Mann litt schrecklich. Es war leicht zu begreifen, daß er in einem solchen Zustande schwer zu einem entscheidenden Entschlusse kam und wir bestanden daher auch nicht darauf, sondern begnügten uns mit dem Versprechen, daß er die Verhandlungen wieder aufnehmen werde, sobald es seine Gesundheit erlaube; wir verabschiedeten uns mit einem Händedruck und empfingen durch den Mund des Ministers die Versicherung seines Wohlwollens und Dankes.

Bei der Rückkehr in unsere Wohnung erhielten wir vom

Almany ein Geschenk, bestehend in drei kleinen goldenen Ringen im Gewicht von ungefähr 11 bis 12 Loth. Es ist in Senegambien allgemeiner Gebrauch, den ankommenden Fremden irgend ein Geschenk zu überreichen, welches man das Abendbrod (le souper) nennt.

Der Grund fur diese Gewohnheit und diesen Namen ist folgender: in den ersten Zeiten der Handelsverbindung zwischen Europäern und Eingebornen waren die Handelsmärkte oft in solchen Orten, wo man sich nur schwer Lebensmittel verschaffen konnte, und es war Bedingung, daß der ansäßige Theil den Gästen Lebensmittel mittheilen mußte. Später, als die Herbeischaffung der Lebensmittel weniger schwer hielt, verwandelte sich der alte Gebrauch, ohne jedoch aufzuhören, und anstatt des Abendbrodes reicht man dem Gaste nun irgend etwas Anderes.

Dieser Willkomm ist ganz in die Gewohnheit der Eingebornen, sowohl Mauren als Neger, übergegangen und es wäre die größte Unanständigkeit, wenn ein Häuptling seinen Gästen nicht das Abendbrod schicken würde.

Wir trafen zu Bulebane viele Artikel, die aus englischen Comptoiren kamen, namentlich Waffen und Zeuge.

Wir baten den Minister, dem Almamy für die gute Aufnahme unsern Dank zu sagen und wir hatten Ursache dazu: denn man muß gestehen, daß alles, was uns den Aufenthalt hatte bequem und angenehm machen können, mit der ausgesuchtesten Höflichkeit geschah, und daß nur das heftige Verlangen, die Geschenke zu sehen, eine Ausnahme davon gemacht hatte. Wir nahmen ebenfalls Abschied von unserm Wirthe Sapatto, und suchten seine Gastfreundlichkeit durch Geschenke zu vergüten, die er mit Freude und Erkenntlichkeit annahm.

Den 27. September morgens 6 Uhr stiegen wir zu Pferd, um nach Senu-Debu zurückzukehren. Bis um 9 Uhr hatten wir bedeckten Himmel, so daß die Temperatur leidlich war und unsere

Hinreise besser von statten ging, als die Herreise; auch hatten wir unsere Sättel und namentlich die Steigbügel besser richten lassen, so daß unsere Beine doch eine erträglichere Stellung einnehmen konnten.

In der Nähe von Dianvely=Amaduce trafen wir den Bruder des Almamy, beschäftigt, nach seinen Gütern zu sehen und die Feldhüter zu überwachen. Das Dorf gehört ihm und trägt daher seinen Namen als Beisatz zu Dianvely, einer Benennung, die, wie schon oben bemerkt, noch drei andern Dörfern zukommt. Etwas weiter entfernt begegneten wir einigen Abgesandten des Königs der Bambaras, der dem Almamy von Bondu Friedensanträge machte. Die andern Völker und namentlich die Fulahs vertragen sich sehr schlecht mit den Bambaras, und dieses Zerwürfniß, aus einem religiösen Grund entspringend, bekommt durch die gegenseitige Eifersucht der beiden Parteien täglich neue Nahrung. In diesem Streit spielen die Bambaras nicht immer die untergeordnete Rolle, sondern lassen, ihrem natürlichen Hang zu kriegerischen Unternehmungen gemäß, ihre Nachbarn die Zurücksetzung und Verachtung theuer genug bezahlen. (Weiter unten mehr über diesen Gegenstand.)

Der Zwist, der gegenwärtig Bondu und Kaarta trennt, rührt nicht aus einer solchen Ursache her, denn Garan (der König der Bambaras) hat immer das Gebiet von Sadda geschont, da dieser eine seiner Nichten zur Frau genommen hatte. Der Krieg, der zwischen Beiden besteht, hat nur eine Kinderei zum Grund und wird allein durch den religiösen Fanatismus des Almamy verlängert.

Unsere Reisebegleitung war äußerst glanzvoll, denn mit uns waren der Sohn des Almamy, der Tamsir, der Minister, die ausgezeichnetsten Grioten und sehr viele sonstige Eingeborne,

Herr Huard, welcher sich immer noch sehr unwohl befand, hatte vorgezogen, zu Fuß zu gehen und war vor uns von Bule=

bane abgereist. Wir trafen ihn zu Belpunegny in Begleitung eines alten Bekannten von St. Louis her, eines Neffen von Sadda, der fünfzehn Jahre in unserer dortigen Colonie zugebracht hatte. Die Geschichte dieses Mannes ist folgende:

Samba-Peul war bei einer Razzia der Mauren als Kind gefangen worden, und wurde an Händler von St. Louis verkauft, die ihn wiederum an den Gouverneur verhandelten. Trotz des Ranges, den er in seiner Heimath hatte, wurde er während seiner Gefangenschaft zu den bescheidenen Diensten eines Krankenwärters im Hospital verwendet, wobei er die Bekanntschaft des Herrn Huard gemacht hatte.

Die Dienstzeit der Neger des Gouvernements ist am Senegal auf 14 Jahre festgesetzt, nach welchen die Sklaven frei in ihr Vaterland zurückkehren dürfen. So hatte es auch der arme Samba-Peul gemacht; aber in der Heimath angelangt (so sagte er uns selbst), bereute er diesen Schritt aufs lebhafteste und er wäre in seine alten Verhältnisse zurückgekehrt, wenn ihn nicht der Gehorsam gegen seine Eltern gefesselt hätte. Dies war gewiß keine Verstellung und keine Lüge, und die Anhänglichkeit, die er uns bewies, war ächt und ungeschminkt. Samba-Peul war ein rechtschaffenes und reines Gemüth, das sich der guten Behandlung unter uns mit lebhaftem Dank erinnerte; und die Bezeugung dieser seiner Dankbarkeit war für ihn nicht ohne bedeutende Unbequemlichkeit, die er aber ruhig, ohne zu klagen und ohne sich stören zu lassen, über sich ergehen ließ: er wurde nämlich auf Befehl des Almamy, der sein Entweichen fürchtete, aufs genaueste bewacht, so lange wir in der Nähe waren.

Wir aber, erfreut, mitten in diesen Einöden Jemand zu finden, der lange unter unsern Landsleuten gelebt hatte und unsere Sprache redete, überließen uns frei und offen dem Vergnügen dieser unerwarteten Begegnung. Man muß sich an unsere Stelle denken, allein in einem fremden, abscheulichen Lande, um-

geben von barbarischen Sitten, Gebräuchen und Sprachen, um die überschwengliche Freude zu begreifen, mit der wir ein Wesen begrüßten, das lange Zeit unser Leben gelebt hatte, durch Erinnerung und Heimweh an uns gekettet war, das wir verstanden und von dem wir verstanden wurden. Und einem armen Neger, einem ehemaligen Sklaven und Krankenpfleger verdankten wir diese Freude! Die Einsamkeit hebt jede Schranke, jede Standesentfernung auf; sie schlägt Stolz und Hochmuth nieder, sie macht, wie der Tod, alle gleich vor Gott!

Es sei mir erlaubt, eine Betrachtung hier anzuknüpfen, welche das Andenken jenes Mannes in mir entstehen macht. Die Geschichte von Samba-Peul ist zugleich die einer großen Menge seiner Landsgenossen: viele Neger dienen wie er eine Zeit lang in unsern Niederlassungen als Sklaven, kehren dann in ihr Land zurück und bringen die Erfahrungen, Eindrücke und den dort empfangenen Unterricht mit nach Hause. Es wäre nicht schwer, die Zahl derselben zu vermehren und sich derselben zu benützen, um einen Samen der Civilisation im Lande zu verbreiten. Freilich beweist das Beispiel von Samba-Peul noch nichts, besonders da er nur ungern und gezwungen in seinem Vaterlande bleibt; aber er hatte bei uns nicht die Aussicht und Bestimmung zu einer solchen Mission, und ist, was noch mehr ausmacht, allein und ohne die Kraft, zu wirken. Aber setzen wir, man erziehe eine gewisse Anzahl von gut gearteten und klug gewählten Individuen systematisch zu diesem Zwecke, entflamme ihre Begeisterung für den Gedanken, einmal die Missionäre der Civilisation in ihrem Lande zu werden und man wird sehen, welche Riesenschritte die afrikanische Civilisation in kurzem macht. Außerdem wird man für die Reisenden, welche jetzt immer mehr jene fast unzugänglichen, aber merkwürdigen Gegenden durchforschen, eine große Erleichterung vorbereiten, die für die Resultate derselben nur ersprießlich sein muß.

Endlich nahmen wir von unserm Samba-Peul Abschied, gaben ihm unsere Freundeshand und zogen weiter nach Senu-Debu, wo wir Vormittags um 10 Uhr anlangten.

Sogleich wurde für die weitere Rückreise, die den andern Tag angetreten werden sollte, gesorgt; der Wasserstand hatte so abgenommen, daß wir trotz aller Vorkehrungen doch befürchten mußten, der Vigilant werde an einigen Stellen nicht weiter fahren können. In einem Zeitraum von kaum zehn Tagen schätzten wir die Abnahme der Wasserhöhe auf 12—14 Fuß.

Es wurde beschlossen, Herr Jamin und ich sollten in dem Nachen so weit als möglich den Fluß aufwärts befahren und untersuchen, während die übrigen Mitglieder der Commission auf dem Vigilant nach Bakel zurückkehrten.

Sechstes Kapitel.

Abfahrt des Vigilant nach Bakel. — Die Herren Jamin und Raffenel sollen mit der Yolle den obern Lauf des Faleme untersuchen. — Schwierigkeit der Fahrt flußaufwärts wegen der allzustarken Strömung. — Eine Stromschnelle mit weithin hörbarer Brandung verhindert die weitere Fahrt. — Beschreibung des Gegend. — Die Unternehmung des Major Gray. — Herr Jamin erkrankt; Rückkehr nach Bakel. — Unruhen in Futa. — Die Löwen in Senegambien; ihre Jagd. — Die Herren Jamin und Ferry bereiten sich zur Rückreise nach St. Louis.

Den 28. September morgens 7 Uhr ging der Vigilant mit den Herren Huard, Ferry und Pottin nach Bakel ab, wo diese auf uns warten. Wir hofften, die Reise werde glücklich und schnell

von Statten gehen, da sie bei der schnellen Strömung schon in einem Tag die Mündung des Faleme erreichen konnten.

Die Yolle, welche Herrn Jamin und mir zur Weiterreise dienen sollte, war mit sechs Laptots besetzt, denen wir noch einen Eingeborenen, welcher die Joloffsprache konnte, als Führer und Dolmetscher zutheilten. Auf diese Weise allein konnten wir über die Orte, welche wir erkunden sollten, Nachforschungen einziehen, und sie mußten freilich oft, durch den Mund von drei Personen gehend, ziemlich verstümmelt zu uns gelangen; dieß ist aber im Allgemeinen das Schicksal des Reisenden in Afrika, da man unmöglich alle die hier üblichen Sprachen und Dialekte kennen kann, und man muß diese unvollkommenen Nachrichten und Erkundigungen gegenseitig ergänzen, und aus eigener Anschauung und durch richtige Schlüsse so gut als möglich vervollständigen.

Wir wandten den ganzen Tag an, um unsre Instrumente in Stand zu setzen und die geographische Lage von Senu-Debu, dessen Breite uns bekannt war, näher zu bestimmen. Da der Himmel sich einigermaßen aufhellte, konnten wir die Stellung des Mondes zur Sonne beobachten.

Den 29. September. Wir nahmen von unserm Freunde Bubakar herzlichen Abschied, und legten uns in unsere Yolle: Die Unbequemlichkeit, in unsrer Kajüte nicht stehen zu können, rührte daher, daß man den Boden in der Höhe der Ruderbank hatte überdielen müssen, um unsre Instrumente und Lebensmittel sicher unterzubringen. Wären wir nicht durch eine vierzigtägige Reise schon an Unbequemlichkeit gewöhnt gewesen, so möchte uns unsere neue Wohnung nicht sehr komfortabel vorgekommen sein.

Bei den ersten Ruderschlägen schon gewannen wir die Ueberzeugung, daß wir große Schwierigkeiten zu überwinden haben würden, um unsre Reise fortzusetzen, und daß die Eingebornen nicht so gar Unrecht gehabt hatten, da sie mit dem Kopf

schüttelten und meinten, wir würden die gewaltige Strömung des Flusses mit unsrer Yolle nicht überwinden können, wobei sie außerdem noch von einer nicht weit entfernten Felsbank redeten, die uns im Wege stehe. In Folge einer natürlichen Eigenliebe wollten wir uns nicht sogleich für überwunden erkennen, und setzten unsre Fahrt, freilich mit der größten Mühe und Anstrengung, fort. So gelangten wir in unsre zweite Station, nachdem wir etwas oberhalb Senu-Debu an einem schlammigen, halbtrockenen Marigot vorbeigekommen waren.

Vor Senu-Debu hat der Fluß eine Richtung nach N.N.O.; weiter oben aber dreht er sich rasch gerade nach N.

Als wir unsre zweite Station verließen, bemerkten wir eine ungeheure Menge von Wasserpflanzen, welche weiter oben kleine Inseln parallel mit dem linken Ufer bildeten. Noch weiter oben sahen wir in einiger Entfernung eine Felsenmasse, welche gerade die Mitte des Flusses einnahm: diese Felsen, welche sich etwa 5 Fuß über dem Spiegel des Wassers erheben, bilden den Gipfel einer Felsbank, über die das Wasser mit großem Geräusch hinströmt. Je näher wir kamen, ein um so dumpferes und heftigeres Rauschen hörten wir, wie in der Nähe von hohen Wasserfällen und wir schrieben es den Felsenmassen vor uns zu; aber unser Führer belehrte uns, daß noch andere, weiter oben gelegene Felsen die Ursache seien. Wir waren sehr begierig, diese zu sehen, da wir nach der Stärke des Geräusches glaubten, sie müßten von bedeutender Höhe sein und prächtige Kaskaden bilden; man wähnte, in einer Sturmnacht das Rauschen des Meeres zu hören, wie es gegen die Felsabhänge der Küste von Bretagne anprallt.

Wir hatten mit unerhörten Schwierigkeiten zu kämpfen, um flußaufwärts zu kommen und an der Seite jener oben erwähnten Inseln von Wasserpflanzen hinzufahren; gerade bei den Felsbänken, um welche und auf welchen jene wachsen, ist die Strö-

mung am heftigsten. Wir setzten unsre Ruderstangen auf den Grund und kamen so zwischen der Felsenlinie und dem linken Ufer hinauf. In der Nähe des letzteren waren die Schwierigkeiten geringer, aber bald gelangten wir an eine Biegung, wo alle unsre Anstrengungen vergeblich waren. Wir setzten den Kampf mit heldenmüthiger Hartnäckigkeit fort, mußten aber endlich beschämt gestehen, daß wir Unrecht gehabt hatten, den Aussagen der Eingebornen zu mißtrauen; wir verzichteten auf einen ferneren Versuch, da unsre Leute nach der ermüdendsten, vierstündigen Arbeit uns nur über 3000 Fuß aufwärts gefördert hatten.

Von dem Punkte aus, wo wir hielten, bemerkten wir eine lange, schmale Insel, die mit lieblichem Grün bedeckt war. Diese Insel läuft sehr nahe und fast parallel mit dem rechten Ufer hin; zwischen ihr und dem linken Ufer aber liegen viele Felsen oft 6 bis 10 Fuß zu Tage, an welchen das Wasser sich mit großer Gewalt bricht. Zu unsrer nicht geringen Enttäuschung war dieß die Ursache jenes donnerähnlichen Rauschens, und obgleich wir lange die Hoffnung nicht aufgeben wollten, noch einen wirklichen Wasserfall aufzufinden, so mußten wir doch endlich unserm Führer glauben.

Wir legten unsre Yolle an eine Felswand an, und beschloßen, den folgenden Tag zu Fuß die Gegend genauer zu besichtigen, da wir mit Schmerz jede Hoffnung auf eine fernere Untersuchung zu Wasser aufgeben mußten.

Am 30. September sprangen wir mit Anbruch des Tages, freilich nicht sehr guten Muthes, ans Land. Die Landspitze, hinter der wir die Nacht zugebracht hatten, und die wir gestern nicht umschiffen konnten, verbarg uns eine andere Felseninsel, welche gerade von zahlreichen Strandläufern bewohnt war, unter denen wir Flamingo, graue und weiße Reiher, so wie Ibis bemerkten. Diese Insel, von gleicher Breite wie Länge, hängt

mit den andern Felseninseln und Felsenmassen zusammen, welche obige Brandung bilden.

Ferner bemerkten wir, daß zwischen der grünen Insel und dem rechten Ufer nur eine schmale Durchfahrt war, wo eine reißende Strömung jeden Versuch, durchzukommen unmöglich machen mußte; sonst überall waren die Zwischenräume mit hervorragenden oder gerade bis auf den Wasserspiegel reichenden Felsen verstellt.

Unser Führer sagte, daß bei hohem Wasserstand die Fahrt über diese Felsen hin leicht und ungefährlich sei, was wir gerne glauben, da seit unserer Einfahrt in den Faleme das Wasser um 10 Fuß gefallen war, und dieses also bei hohem Stand auch die höchsten Spitzen der grünen Insel überdecken müßte. Die Durchfahrt zwischen dieser und dem rechten Ufer aber ist jetzt nur durch die heftige Strömung unfahrbar, da dort nirgends Felsen zu sehen sind.

Wir hatten zwar noch Lust, unsre Anstrengungen zu erneuern und noch einmal die Durchfahrt zu versuchen, aber wir mußten zu der unerhörten Anstrengung hin fürchten, in dem obern Theil des Faleme uns eingeschlossen zu sehen, da das Wasser immer noch fiel und dann, nach der Aussage unsers Führers, an eine Rückfahrt nicht mehr zu denken gewesen wäre: somit gaben wir nach.

Gestützt auf diese Nachforschungen können wir mit ziemlicher Sicherheit folgende Ansicht über die Beschiffung des oberen Faleme von Senu-Debu an aufstellen: Während des hohen Wasserstandes, das heißt vom Monat Juli bis zum Anfang September, kann man ungescheut mit Segelschiffen bis zu 4—5 Fuß Tiefgang die Brandung überschreiten; vom 15. Juni bis zum 1. Juli und vom 1. bis 20. September könnte man zwischen der grünen Insel und dem rechten Ufer durchkommen, dieß aber nur mit Barken.

Die Fahrt wäre für Segelschiffe langsam und unbequem, da die Strömung stark und die Winde unregelmäßig und selten stark genug sind, ein beladenes Schiff zu fördern. Ein Dampfschiff, welches Beweglichkeit und geringen Tiefgang hätte, um bei hohem Wasser die Brandung, bei niederem aber die schmale Durchfahrt zu benützen, wäre natürlich weit vorzuziehen. Nach der Aussage unsers Führers bietet der obere Lauf des Flusses bis Bambuko, dreißig Wegstunden oberhalb Senu-Debu, nirgens mehr eine Schwierigkeit dar.

Es wäre unnöthig, lange die Vortheile auseinanderzusetzen, welche die Einrichtung einer Dampfschifffahrt auf dem Faleme zu Folge hätte. Uebrigens hat der Gouverneur, Herr Bouët, diese schon gewürdigt, da er zwei kleine Fahrzeuge dieser Art von Frankreich kommen ließ. Man kann nicht zweifeln, daß durch das Mittel der Dampfschifffahrt unser Einfluß auf diese Völker ungeheuer zunehmen, und bald von Ort zu Ort Civilisation verbreiten würde. Ein Schiff, Feuer und Rauch auswerfend, und sich ohne die gewöhnlichen, bekannten Mitel bewegend, würde sicher großen Eindruck auf die leichtgläubigen, allem Wunderbaren so zugänglichen Afrikaner machen; aber die rein materiellen Vortheile wären bestimmt noch gewisser und bedeutender: denn der Handel würde mittelst dieser Erleichterung neue Produkte auf neue Märkte bringen, und sich in unglaublicher Weise steigern.

Doch fahren wir in unserer Beschreibung jener Gegend fort.

Das linke Ufer stellt, steil abfallend, Abhänge von bedeutender Höhe in einem röthlichen Gestein dar, worin viel Eisenoxyd enthalten ist: wir trafen zum Beweis dieser Behauptung kleine Körner von Rogenstein im Ueberfluß an. Ueber diesem senkrechten Durchschnitte war die Vegetation arm und kümmerlich; man sieht nur einzelne Grashalme und kleine Hirsepflanzen. Der Boden ist steinigt und mit Quarzkieseln bedeckt. Außer-

dem zeigt dieses Ufer sehr häufig senkrechte Spalten und Löcher, eine Art Höhlen, die durch Schling- und Stechpflanzen unzugänglich gemacht sind. In einiger Entfernung von dem Ufer neigt sich der Boden in einem regelmäßigen Abhang landeinwärts und erstreckt sich in eine ausgedehnte Ebene, in welcher die Vegetation ihre sonstige Schönheit und Fülle wieder erlangt.

Das rechte Ufer dagegen ist beständig eben und zeigt überall den prächtigen Pflanzenwuchs, den wir schon mehrmals bewundert haben. Bäume, besonders Baobabs, sind in großer Zahl vorhanden. Bei einer Biegung des Flusses, oberhalb der Bank, bemerkten wir das Dorf Debu, das sich auf dem linken Ufer auf einem Felsabhang erhebt, der von dieser Seite unsern Gesichtskreis begränzt. Debu hat das Ansehen eines beträchtlichen Dorfes und besitzt ein Tata, das den höchsten Punkt der Küste beherrscht; die Einwohner treiben Fischfang, und durch sie bekamen wir wieder einmal Fische, die ersten seit dem Eintritt in den Faleme. Diese Fischer versehen die Eingänge der zahlreichen, in das Ufer einschneidenden Buchten mit Schilfgeflechten, welche eng genug sind, die Fische am Herauskommen zu hindern; sobald das Wasser zu fallen beginnt, schließt man jene Buchten, fängt einen Theil der Fische und bringt sie in bewegliche Kästen, wie man sie aller Orten beim Fischfang trifft. Auch an niederen Uferplätzen des Faleme ist diese einfache und erfinderische Art des Fischfangs gebräuchlich.

Unser Führer nannte uns bei dem Dorfe Debu auch den Namen des Major Gray. Es lag für uns etwas Trauriges in der Erinnerung an jene Expedition, die der genannte englische Offizier befehligte: sie zeigte uns an Ort und Stelle die Mühseligkeiten und Gefahren, welche europäische Reisende in diesem Lande zu erdulden haben. Aber es liegt auch eine nützliche Lehre darin, denn das Unglück und Mißlingen dieser kostspieligen

Expedition, welche eine so reiche Ernte an interessanten Erfahrungen und Untersuchungen zu geben versprach, hatte seinen Grund hauptsächlich in der imponirenden Wichtigkeit, die man ihr beizulegen für nöthig erachtet hat. Die Engländer besitzen ohne Widerspruch einen anerkennungswerthen Muth für solche Entdeckungsreisen, aber sie folgen bei der äußeren Ausstattung derselben zuviel ihrer Vorliebe für das Grandiose und äußerlich Imponirende. Auch Mongo-Park machte denselben Fehler wie Gray; auch er hatte eine zu zahlreiche Begleitung, welche das Mißtrauen der Eingebornen erregte und ihm so verderblich wurde. Außerdem macht eine so starke Karavane unvermeidlich auch ein beträchtliches Gepäck nöthig, das unter den räuberischen Stämmen, deren Land man durchzieht, eine höchst gefährliche Gier erweckt. Die Sicherheit und der Erfolg einer solchen Expedition stehen daher in umgekehrtem Verhältniß mit der numerischen Anzahl der Personen und der Menge des Gepäckes.

Die Expedition von Gray mußte die Eingebornen auf obige doppelte Weise reizen; denn sie bestand aus einer Zahl von hundert Soldaten und weißen Bedienten und führte natürlich ungeheures Gepäck mit sich. Unser Führer erzählte uns, man habe in manchen Gegenden von Bondu die Brunnen vor ihnen verschlossen, und die Einwohner hätten, von der halbwilden Völkern so natürlichen Lüsternheit angetrieben, das Wasser um ungeheure Preise an jene Reisenden verkauft. Man mußte der herben Nothwendigkeit weichen und jene steigerten ihre Anforderungen immer mehr, sobald sie sahen, daß die armen Europäer sich Alles gefallen ließen. „Ich sah," erzählte unser Führer, „wie ein Toubabe (Europäer, Weißer) eine kleine Kalebasse Wasser mit einem goldenen Trinkbecher erkaufte."

Die hochstehende Sonne hieß uns mit unserer Fußwanderung ein Ende machen und wir kehrten mit der Absicht in unsere Yolle zurück, auf unserer Rückreise die Ufer des Faleme bis zur Mün-

dung genau zu erkunden; kaum aber waren wir in unserm Schiff angelangt, als Herr Jamin, der schon bei der Ueberfahrt über ungeheure Hitze geklagt hatte, plötzlich von einem äußerst heftigen Fieber befallen wurde. Unsere Lage war sehr unangenehm, denn wir hatten gar keine Vorkehrungen und Mittel an Bord, um einen Kranken zu pflegen und zu versorgen, ja wir konnten ihn nicht einmal vor der unerträglichen Tageshitze genugsam schützen. Sogleich, mit dem Beginn des Fiebers, trat Deliriren ein, was meine Unruhe und Sorge vermehrte; sollte es einer jener Fieberanfälle sein, die in wenigen Stunden den Tod bringen? Diese traurigen und ängstlichen Gedanken ließen mich nicht säumen. Ich entschloß mich, unmittelbar nach Bakel zurückzukehren, wo ein Obdach, sorgsame Pflege und die gehörigen Heilmittel uns zu Gebot standen; aber es war sehr die Frage, ob wir noch zu rechter Zeit dort anlangen würden.

Um $2\frac{1}{2}$ Uhr machen wir uns so rasch als möglich auf den Weg und ich suche die natürliche Trägheit unseres Laptots durch das Versprechen eines angemessenen Geschenkes zu beleben und anzufeuern. Außerdem, und dies ist die Hauptsache, bemerke ich mit Freude, daß die Strömung noch ebenso stark wie bisher ist, und uns jetzt großen Vortheil gewährt. Wirklich fliegen wir eigentlich an den Stellen vorüber, die wir vor einigen Tagen so mühsam und langsam erreicht hatten.

Herr Jamins Zustand war fortdauernd sehr beunruhigend und ich erwartete mit ungeduldiger Sehnsucht die Nacht, welche ihn wenigstens von der erstickenden Hitze befreite.

Das schnelle Fallen des Wassers hatte die Umrisse des Flußbettes wesentlich geändert; die Ernte war nahe und die hohen Aehren der Hirse hatten ihr frisches Grün verloren. Die scharfen Töne der Wächter und das Klappern der Steine mischte sich in den Gesang der Vögel und verursachte einen gräßlich monotonen Lärm.

Wir fuhren die Nacht hindurch, immer mit derselben Geschwindigkeit; die Laptots hielten sich besser, als ich je geglaubt hätte: sie wollten die versprochene Belohnung verdienen und dieselbe durch Ergebenheit und Aufopferung vielleicht noch erhöhen. Trotz der vielen Untugenden dieser Leute muß man doch auch bei ihnen gewisse gute Eigenschaften anerkennen, die in manchen Fällen hervortreten: sind sie z. B. eigensinnig, träge und unfolgsam gegen solche Gebieter, die ihre Zuneigung nicht zu gewinnen wissen, so gehorchen sie im Gegentheil mit großer Ergebenheit und Bereitwilligkeit einem Herrn, den sie lieben, und Herr Jamin war sehr beliebt bei ihnen. Die Nacht erleichterte den Zustand des Kranken einigermaßen, so daß meine Unruhe und Angst sich etwas minderte: sein Athem wurde, während er seit sechs Stunden nur geröchelt hatte, ruhiger und regelmäßiger und auch das Deliriren ließ etwas nach.

Ich benützte diese Besserung, um meine Leute nach 12stündiger harter Arbeit ein wenig ruhen zu lassen und ankerte morgens um 2 Uhr.

Um 4 Uhr setzten wir die Fahrt fort. Die Strömung im Senegal war nicht so stark als in dem Faleme, dazu kam noch ein ungünstiger Wind, so daß unsere Laptots nun weit mehr zu arbeiten hatten als früher; doch erreichten wir zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags Bakel, und legten somit eine Entfernung von 30 Wegstunden, zu der wir mit unserm Kutter stromaufwärts beinahe 8 Tage gebraucht hatten, in 20 Stunden zurück.

Meine erste Sorge war, Herr Jamin in das Fort bringen zu lassen; übrigens war sein Zustand nach dem heftigen Anfall des Galamfiebers, das sehr häufig in wenig Stunden den Tod herbeiführt, ziemlich befriedigend.

Während unserer Abwesenheit war der Erebus wieder nach Bakel gekommen, um einen Artillerieoffizier und einige Arbeiter, die zur Ausführung von Arbeiten dothin gesandt worden waren,

abzuholen. Wir trafen im Fort einen Brief von dem Gouverneur, welcher Herrn Jamin befahl, mit dem Kutter nach St. Louis zurückzukehren, um die Rückfahrt der Handelsschiffe, welche gerade vor Bakel ankerten, zu decken. Diese unerwartete Nachricht war uns sehr unangenehm: man trennt sich sobald am Anfang einer Unternehmung nicht ohne gegenseitige Betrübniß; zudem besaß Herr Jamin außer seinen schönen Kentnissen, die für unsere Expedition sehr vortheilhaft gewesen wären, auch einen so liebenswürdigen Charakter, daß wir ihn sehr ungern vermißten.

Derselbe Brief bestimmte die Abfahrt des Vigilant nach der Abnahme des Wasserstandes und gab als Ursache der ganzen Maßregel die erneuerte Mißhelligkeit mit den Einwohnern von Futa an, welche nicht, wie man früher geglaubt hatte, zur Ruhe zurückgekehrt waren. Im Gegentheil war die Aufregung der Fulahstämme, so langsam sie auch erfolgte, gerade als das Dampfboot zuletzt vorbeifuhr, auf den höchsten Grad gestiegen. Die Zerstörung von Kasga, welche anfangs eine Art von stumpfer Bestürzung erzeugt hatte, war der Grund einer immer wachsenden Erbitterung geworden. Der Ruf: Rache für Kasga und Tod den Weißen, ließ sich aller Orten in Futa hören und der Almamy, welcher nicht gerade ungern seine gegen ihn selbst oft widerspenstigen Unterthanen gezüchtigt gesehen hätte, fand sich, trotz seiner Friedensliebe, in die allgemeine Aufregung hineingezogen.

Die Umstände waren dringend und der Gouverneur hatte, da er Herrn Jamin zurückrief, augenscheinlich nur die gebieterische Nothwendigkeit im Auge gehabt, unsere Handelsschiffe gegen die drohenden Repressalien von Seiten jener Stämme, die auch im Frieden sich nie uns günstig zeigten, zu schützen. Die Gegenwart eines Offiziers und die Hülfe der beiden Steinböller des Vigilant schienen hinzureichen, um die kleine Flotte zu decken;

der Leser wird aber später sehen, wie sehr man sich getäuscht hatte.

Am Schluß des Tages war Herr Jamin völlig außer Gefahr.

Der Wasserstand nimmt im Senegal fast so schnell ab, wie in dem Faleme. Wir berechnen nach den Aussagen der Neger, welche mit der Flußfahrt auf dem Senegal vertraut sind, die Abreise des Vigilant spätestens auf den 10. Oktober.

Die Nachrichten aus Futa, welche wir den 2. Oktober von Eingebornen erhielten, waren durchaus nicht beruhigend. Man erzählte, daß so eben ein Aufstand in dem Lande ausbreche, und daß zwei Parteien, jede von einem Verwandten des Almamy angeführt, handgemein zu werden im Begriffe seien. Die stärkere Partei, durch alle Unzufriedenen und die zahlreichen Banden der nomadischen Peuls vermehrt, wolle Krieg gegen uns, und so die dem Laosstamme zugefügte Niederlage rächen. Die andere, bedeutend schwächere Partei wolle diesem Plane entgegentreten. Der Almamy spreche sich noch nicht aus: scheinbar unentschieden, suche er jedoch die Aufregung seiner unruhigen Unterthanen zu dämpfen und Ordnung herzustellen; es handle sich darum, ihn abzusetzen.

Bei diesem Stand der Sachen ließ sich für unsere kleine Flotte eine schwierige und gefährliche Rückreise nach St. Louis erwarten; sie mußte in einer Länge von beinahe 60 Wegstunden ein lebhaftes Gewehrfeuer, welches die nahe Uferabdachung um so gefährlicher und mörderischer machte, aushalten.

Unsere drei Reisegefährten wurden zugleich rückfällig, und das heftige Fieber ließ erst gegen Abend etwas nach; Herr Ferry, der überhaupt unter allen zuerst erkrankte, hatte eine sehr schlimme Nacht.

Am 3. und 4. Oktober wurden die Nachrichten aus Futa immer beunruhigender. Die Kriegspartei, hieß es, werde täglich

stärker nnd ziehe die herumschwärmenden Räuber des Landes an sich. Der Almamy habe zwar bis jetzt noch seine unentschiedene Haltung bewahrt, aber man dränge, bedrohe und zwinge ihn, unverzüglich zu wählen, ob er den kriegerischen Absichten beistimmen, und so sich auf dem Throne erhalten, oder denselben räumen wolle, da dle kriegslustige Partei in seiner Neutralität nur eine schlecht verhüllte Friedensliebe sah.

Es ging das Gerücht, einige Banden der Peuls hätten einen Einfall in Galam gemacht und geplündert: nur wenige Stunden von Bakel seien zwei Sclaven und einiges Vieh geraubt worden. Ueberall ist Kriegslärm und die Bakiris-Krieger rüsten sich, um ihr Gebiet zu schützen, da eine Horde der Peuls in der Nähe gelagert haben sollte.

Mitten in der Nacht erhob sich ein Geschrei und Gewehrfeuer auf dem rechten Ufer. Es war in dem Lager der Dowisch-Mauren (diese verkaufen hier Gummi an die Händler von St. Louis), und entstand, weil zwei Ochsen durch Löwen weggeschleppt worden waren.

Die Mauren, verwegen und keck in ihren häufigen Kämpfen mit einem so gefährlichen Gegner, machten sich alsbald auf, die Räuber zu verfolgen; aber ihr Eifer und ihre Mühe war umsonst; sie kehrten nach einigen Stunden ohne die geraubten Ochsen zurück. Es ist übrigens immer sehr schwer, den Löwen ihre geraubte Beute wieder abzujagen, denn ihre außerordentliche Kraft und die Schnelligkeit ihres Laufes entziehen sie bald jeder Verfolgung.

Man liest in den Reisebeschreibungen viel von den senegambischen Löwen. Die Mauren und Neger treffen häufig mit solchen zusammen und empfinden kaum mehr jenen Schrecken, dessen sich nicht leicht ein Europäer beim Anblick eines so furchtbaren Feindes wird erwehren können. Der edle, stolze und zuweilen großmüthige Charakter des Löwen ist genugsam bekannt;

die Neger glauben auch daran, und die geringe Furcht derselben vor dem Löwen scheint jedenfalls zu beweisen, daß sehr selten ein Mensch von einem solchen angefallen wird. Wenn der Löwe einem Menschen begegnet, hält er und betrachtet denselben fest, während man weder Zorn noch Erstaunen über ein solches Zusammentreffen an ihm wahrnimmt; meist zieht er sich sodann langsam zurück, indem er oft anhält und zurücksieht, bis der Mensch sich entfernt hat.

Die Neger, welche bei jeder Gelegenheit ihre thörichte Furcht und ihren Aberglauben beweisen, meinen, der Löwe sei nur großmüthig gegen einen unbewaffneten Menschen, während er gegen einen bewaffneten, namentlich mit Gewehr versehenen, kein Erbarmen zeige; auch glauben sie, der Stock allein besitze die Kraft, ihn hie und da einzuschüchtern. Die Begründung dieser Ansicht ist zu naiv, als daß ich sie verschweigen möchte: ein Stock, lassen sie den Löwen räsonniren, trifft in der Nähe, während ein Gewehr von ferne tödtet; von dem mit einem Stock bewaffneten Menschen hat somit der Löwe, wenn er sich zurückzieht, nichts zu fürchten, dagegen alles von einem mit Schießgewehr versehenen Manne. Diese Logik, für welche sich der Löwe bestimmt gehorsamst bedanken würde, genießt in dem Lande allgemeines Ansehen, und in Folge derselben rathen die Neger den Europäern nicht auf einen Löwen zu schießen, sondern lieber ihr Gewehr bei seinem Anblick zu verbergen. Die Neger selbst befolgen dieses genau, und greifen beinahe nie einen Löwen an; auch bilden sie sich ein, diese Thiere seien für Höflichkeit sehr empfindlich, und eine grüßende Verbeugung nehme diese für einen Menschen ein, der hierdurch seine Ehrerbietung beweise.

Die Mauren, weniger von abergläubischen Ideen beherrscht, und außerdem auch viel herzhafter als die Neger, lassen sich hierdurch nicht abhalten, dem Löwen seine Beute streitig zu machen, und ihn mit Flintenschüssen zu verfolgen. Doch hat uns

ein Dowisch=Maure von einer so eigenen Löwenjagd erzählt, daß man auch bei diesen noch ähnliche abergläubische Meinungen voraussetzen muß. In Tagant und Gangara, erzählte der Maure, müßen wir oft, um uns der gefährlichen Nachbarschaft von Löwen zu entledigen, diese in ihrem Lager aufsuchen. Wir bewaffnen uns dann mit einem dicken Stock, und umwickeln unsre Linke mit der Kussabe; wir umringen während der Nacht das Lager der Löwen, und greifen sie mit Tagesanbruch an, indem wir ein Geschrei erheben und den linken Arm vorhalten, welcher durch den Wulst gegen ihren Biß geschützt ist; wir suchen den Arm in den Rachen des Thieres zu stoßen, um es sodann zu tödten, während es seine Wuth an dem Wulst ausläßt. Diese Jagden sind freilich oft für die Mauren sehr mörderisch, aber sie verfehlen fast gar nie ihren Zweck: „in der letzten, welcher ich beiwohnte," sagte uns obiger Maure, „tödteten wir sechs Löwen."

Die Neger theilen die schon im Alterthum geglaubte, und jetzt allgemein verbreitete Meinung von der Galanterie der Löwen: nie, behaupten diese, greift er Frauen an, sondern geht ihnen, wenn er sie trifft, jedesmal aus dem Wege. So nicht die Löwinnen, welche immer, am meisten aber, wenn sie säugen, sehr gefährlich sind.

Die Antilopen und Perlhühner, welche im westlichen Afrika im Ueberflusse vorhanden sind, dienen dem Löwen zur Nahrung, und die Leichtigkeit, mit der er sich eine hinreichende Sättigung verschaffen kann, ist ohne Zweifel die beste Garantie, daß die Menschen vor seinem Angriffe geschützt sind. Aber trotz des Ueberflusses an Wildpret, ist er doch dem Vieh und namentlich den Ochsen, welche er vorzuziehen scheint, sehr gefährlich; nach der Aussage von Mauren und Negern verschmäht er bei seinen gewöhnlichen Räubereien Schafe und Ziegen.

Die Mauren rauben mit großer Kühnheit junge Löwen,

die sie an Europäer verkaufen; doch haben sie diese Räubereien oft schwer zu büßen. In diesem Fall zeigen die Löwinnen einen merkwürdigen Instinkt der Rache, und richten in den benachbarten Lagern große Verheerungen nicht an Vieh, sondern an Menschen an.

Herr Ferry, welcher vom 3. Oktober an sehr gefährlich erkrankt war, so daß wir jeden Augenblick seinen Tod erwarteten, gab unsern vereinten Bitten endlich nach, und entschloß sich zur Heimreise, die er aus Pflichtgefühl lange verweigert hatte; doch war sein Tod unvermeidlich, wenn er länger dem todtbringenden Klima von Bakel ausgesetzt blieb. Auch Herr Jamin war sehr geschwächt. Die Fieber von Galam sind eine schreckliche Krankheit, und wenn man einmal so stark davon befallen wird, wie diese beiden Offiziere, so ist keine andere Rettung, als in der schnellen Abreise. Mit Herrn Huard gieng es besser.

Die Neger haben auch ihre für unglücklich geltenden Wochentage, und unter diesen nimmt, wie bei uns, der Freitag den ersten Rang ein; nach ihm kommt der Dienstag und Sonntag. Um nicht gegen die abergläubischen Ideen der Schiffsmannschaft anzustoßen, und hauptsächlich um sie nicht schon im Voraus zu entmuthigen, wählte Herr Jamin den nächsten Montag, den 12. Oktober zur Abreise. Dieser Tag wird von den Negern als derjenige betrachtet, welcher die meiste Aussicht auf das Gelingen eines Unternehmens darbietet.

Wir erfuhren, daß die geraubten Sclaven und Ochsen auf die lebhaftesten Vorstellungen des Almamy ihren Eigenthümern wieder zurückgegeben worden seien. Im Allgemeinen aber waren die Angelegenheiten von Futa noch in derselben kläglichen Verwirrung: die Parteien standen einander feindlich gegenüber und der Almamy fuhr fort seine Neutralität, die er zum Grundsatz seines Handelns erkoren zu haben schien, zu behaupten.

Alle Theilnehmer unserer Expedition, außer mir, hatten bis

jetzt ihren Tribut dem verderblichen Klima entrichtet, und Neger wie Europäer hatten mehr oder weniger die jedem Fremden hier drohenden Krankheiten durchzumachen gehabt; die Ausnahme, welche das Fieber mit mir zu machen schien, legte mir die Verpflichtung auf, meine glückliche Konstitution dazu zu benützen, um die Beschreibung des Faleme, welche durch die Erkrankung des Herrn Jamin unterbrochen worden war, fortzusetzen. Da keine Zeit zu verlieren war, weil das Sinken des Wasserstandes von Tag zu Tag fortdauerte, so beschloß ich, den andern Tag abzureisen.

Siebentes Kapitel.

Hydrographische Untersuchung des Laufes und der Ufer des Falemeflusses.

Abfahrt der Herren Raffenel und Pottin in der Yolle, um den Faleme seinem Flußbette und seinen Ufern nach zu untersuchen und dessen Richtung zu bestimmen. — Das Tamaka und Tankoro. — Die Palmbäume und deren Ersteigung. — Felsen von Balou. — Legende über die unglückliche Pinda-Balou. — Der Paß von Paubi; Schwierigkeiten der Weiterfahrt. — Die Diavandous und die Grioten. — Die Vögel und Kaimane des Faleme. — Krankheitsanfall des Herrn Raffenel; Rückreise nach Bakel.

Am 8. Oktober Morgens 6½ Uhr nahmen wir, Herr Pottin und ich, von den drei übrigen Mitgliedern der Expedition, den Herren Huard, Jamin und Ferry, Abschied, und schifften uns auf derselben Yolle, von der ich oben schon öfters gesprochen habe, ein: ihre Einrichtung war um nichts bequemer geworden,

und doch wünschte ich sehnlich, recht lange darin bleiben zu können; — denn nur so konnten wir die Aufgabe erfüllen, den Fluß nach allen seinen Beziehungen, wie es bei niederem Wasserstand gerade am besten möglich ist, zu erforschen und zu beschreiben. Ich hatte einen Magnetnadel-Abweichungsmesser und ein Mikrometer bei mir. Bei dem Abschied von meinen Kameraden konnte ich mich einer wehmüthigen Ahnung nicht enthalten; dieses abscheuliche Land hat schon so viele Opfer gekostet! Herr Ferry war schrecklich abgezehrt und geschwächt durch ein unaufhörliches Fieber, das keinem Mittel wich; Herr Jamin war weniger geschwächt, doch ebenfalls noch sehr krank.

Die ungemeine Hitze belästigte uns schon sehr frühe, hielt uns aber nicht ab, unsre Untersuchungen und Beobachtungen sogleich anzufangen. Um 6 Uhr Abends machten wir Halt; die Nacht über fiel reichlicher Regen, der uns trotz des Zeltes und der getheerten Segeltücher, doch tüchtig durchnäßte.

Den 9. Oktober kamen wir ziemlich früh nach Kounguel, von dem ich früher schon eine Beschreibung gemacht habe; gegenüber, auf dem rechten Ufer, findet man das Dorf Guiaguila, besser gelegen als Kounguel, und wie dieses, wenigstens seinem Haupttheile nach, von einer ziemlich gut erhaltenen Lehmmauer umgeben. Guiaguila erhebt sich auf einem Grund von Quarzfelsen, deren Fuß vom Fluß bespült wird. Diese steilabfallenden Felsen liegen in einer Kreisbogenlinie und bilden eine kleine Bucht. Die Erhebung dieser Felsenmasse beträgt ungefähr 140 Fuß; die höchsten Punkte sind von den bedeutendsten Häusern und dem Tata besetzt; die andern Häuser stehen auf den verschiedenen sanften Abhängen des Felsgrundes, mit Bäumen und sehr hübschen Hirsepflanzungen untermischt. Beide Dörfer bieten einen sehr malerischen Anblick dar.

Zu Kounguel verloren wir viele Zeit um Fleisch für unsere Laptots zu kaufen. Solche Einkäufe bei den Negern gehen nie

rasch vor sich: aber trotz unserer Geduld und unserer festen Absicht mußten wir nach stundenlangem Feilschen, ohne etwas zu kaufen, abziehen, da jene ganz unvernünftige Preise machten.

Die Flußhöhe hatte sehr abgenommen und seine entstellten Ufer boten oft nicht leicht einen höhern Punkt zum Aufnehmen dar; ich mußte daher häufig Bäume, die in einiger Entfernung vom Ufer standen, dazu auswählen.

Ich vergaß oben, eine Felsbank anzumerken, die sich von Kounguel aus in einer Breite von etwa 175 Fuß in den Fluß hineinzieht; sie hatte zu jener Zeit mehrere trocken liegende Spitzen; früher aber, bei unserer ersten Fahrt, war sie nicht sichtbar gewesen.

Die Ufer des Senegal beleben sich jetzt mit Wintervögeln, die wir noch nicht gesehen hatten: sie kommen von den Marigots, wo sie während des hohen Wasserstandes sich gleich den Krokodilen und Flußpferden lieber aufhalten.

Nachdem wir um 6 Uhr unsere Arbeit eingestellt hatten, befanden wir uns völlig ohne Lebensmittel, da unsere Einkaufsversuche in Kounguel vergeblich gewesen waren. Um dem abzuhelfen, schickten wir einen unserer Leute nach Mulecimo, einem etwa eine Wegstunde entfernten Dorfe, und hofften, daß er glücklicher sein werde, als wir diesen Morgen.

Da er zu kommen zögerte und der Hunger nagte, so begnügten wir uns mit trockenem Brode, das wir glücklicherweise von Bakel mitgenommen hatten; endlich, um 11 Uhr, brachte er eine Henne und einen Hammel. Die Laptots bereiteten sogleich ihr Mahl und nahmen Morgens um 3 Uhr ihre erste Mahlzeit ein. Diese Neger sind nicht so leicht zu ernähren, als man glauben sollte: sie müssen durchaus Fleisch haben, und wenn es ihnen daran fehlt, so fällt es schwer, auch eine nur geringfügige Arbeit von ihnen zu erhalten.

Die schnelle Abnahme des Wasserstandes läßt sich leicht an

den staffelförmigen Absätzen des sandigen Ufers abmerken, die von Tag zu Tag jenes Zurücktreten vor Augen darstellen und oft von bedeutender Breite sind.

Gegen Mittag kamen wir an das Dorf Yaffre, das auf dem Abhang eines mit lieblichem Grün bedeckten Hügels erbaut ist, wobei der ricinus communis vorherrscht. Außerdem geben ihm mehrere Palm- und Gan-Bäume ein besonders freundliches Ansehen; das Tata aber, welches auf der westlichen Seite liegt, ist beinahe halb zerstört.

Man baut gerade zu dieser Jahrszeit den einheimischen Tabak; es gibt davon zwei Arten: das Tamaka, das zum Rauchen dient, und das Tankoro, welches geschnupft wird. Beide aromatische Pflanzen setzt man wie Kraut oder Salat in den Boden, und wählt dazu sandiges, kurz vorher vom Wasser verlassenes Land: alle Flußufer sind jetzt damit geziert. Sonderbar erscheint, daß hier zu Lande die Frauen viel rauchen, die Männer aber beinahe gar nicht: diese begnügen sich mit dem Schnupftabak. Ihre Dosen sind ebenholzene Büchsen in der Dicke eines Daumens und der Länge von 3 bis 10 Zoll, welche mit einem ledernen Pfropfen verschlossen werden: die Pfeifen, deren sich die Frauen bedienen, sind von röthlicher Erde; die Röhre wird aus einer Art Hollunder gemacht, die am Flußufer in großer Menge wächst und Diarkett genannt wird.

Die beiden Dörfer Arundu und Dioguntru liegen einander gegenüber, jenes auf dem linken, dieses auf dem rechten Ufer. Ich habe schon früher, bei Gelegenheit von Kounguel und Guiaguila, die Bemerkung gemacht, wie neben dieser symmetrischen Lage die Sitten und Gebräuche der beiden Uferdörfer einander entgegengesetzt sind.

Während wir am rechten Ufer, oberhalb Dioguntru, hinauffuhren, hatten wir Mühe, einen Streit zu vermeiden, der für uns hätte gefährlich werden können, da wir nur zu sechs gegen-

ein ganzes Dorf von Guihimahas waren, einen Stamm, den ich oben schon als ungastfreundlich und gewaltthätig geschildert habe. Dieser Streit, bei dem wir noch glücklich mit einem Aufenthalt von ein paar Stunden wegkamen, entstand über eine Tamakapflanze, die einer unsrer Schiffzieher ungeschickterweise zertreten hatte.

Dioguntru ist ein sehr großes Dorf, dessen Häuser den Fluß entlang mit Hirsefeldern vermischt liegen, deren Aehren bald den Schnitter fordern. Es gibt auch hier viele Palm- und Gan-Bäume und einen Tamarindenbaum von ungeheurer Größe, der unter seinem Laubdach die Alten und Marabuts, welche da plaudern oder beten wollen, vor der Hitze des Tages schützt.

Arundu liegt ungefähr 700 Fuß vom Fluß entfernt, und ähnlich wie Dioguntru, nur daß es kleiner ist. Palmbäume sind in großer Menge vorhanden; viele derselben sind mit holzenen Sprossen versehen, so daß sie von ferne kolossalen Papageistöcken gleichen. Schon zu Yaffre hatte ich eine ähnliche Einrichtung bemerkt. Diese Sprossen dienen zu leichterer Ersteigung der Bäume, wenn man die Früchte pflücken will. Den Palmwein, welcher an dem Gambiaflusse und am ganzen Golf von Guinea so allgemein ist, kennen die Eingeborenen am oberen Senegal gar nicht. Uebrigens trifft man Palmbäume nur in den Dörfern, sonst gar nicht.

Die Querhölzer und Sprossen an den Palmbäumen beweisen, wenn man so will, eine kluge Vorsicht, aber eben so auch einen Mangel an körperlicher Behendigkeit und an Muth. Wie sinnreich und keck zugleich ist dagegen jene Vorrichtung, deren sich die Eingeborenen am Gambia und in Gorea und viele wilde Stämme in Ozeanien bedienen, um die höchsten Spitzen ihrer kolossalen Palmbäume zu erklettern! Diese Vorrichtung besteht einzig und allein in einem platten Seile von Rinde oder gewobener Baumwolle. Die Neger machen nun einen festen Knoten,

so daß das Seil zugleich den Baum und die Lenden des Mannes umschließt, wobei ein mehrere Zoll breiter Raum zwischen beiden bleibt. Wenn der Neger nun klettert, faßt er den Gürtel vorn mit seinen beiden Händen, stemmt die Füße gegen die rauhe Rinde des Baumes und schwingt den Gürtel durch eine Bewegung der Hände und Lenden höher am Baum hinauf. Das Seil, je nachdem der Neger sich dem Stamme nähert oder davon entfernt, fester oder lockerer angespannt, dient abwechslungsweise zum Sitze oder zur Stütze. Auf diese Art erklettern die Neger am Gambia mit unglaublicher Schnelligkeit den höchsten Palmbaum.

Den 11. October, Abends 4½ Uhr, erreichten wir die Mündung des Faleme. Der Senegal hat hier eine Breite von 1400 Fuß, der Faleme von 710. Auf dem linken Ufer des Senegal, etwa eine Viertelstunde oberhalb der Mündung des Faleme, sieht man das Dorf Gutube, welches sich auf einer Böschung des Ufers durch seine Lage sehr bemerklich macht. Es ist größer als Arundu, und wie dieses von Sarrakolets-Bakiris bewohnt.

Der Faleme hat sein Aussehen seit einem Monat gänzlich geändert: die Wasserhöhe hat um mehr als 14 Fuß abgenommen und die Mündung, wo wir damals nur einige Wasserpflanzen bemerkten, ist gegenwärtig durch mehrere Inseln versperrt, von welchen die bedeutendste wenigstens 100 Fuß lang und 10 bis 14 Fuß hoch ist. Diese Inseln liegen in der Nähe des linken Ufers, sind jedoch durch einen kleinen Kanal davon getrennt, der ein halbes Klafter tief ist; gegen das rechte Ufer hat das Fahrwasser eine Tiefe von drei Klaftern. Die Umrisse des Faleme sind noch mehr verändert als die des Senegal: an der Stelle des reichen und frischen Grüns, das wir bei unsrer ersten Reise bewunderten, sieht man jetzt nur verwelkte und verdorrte Blätter; mit den meist schon eingeheimsten Ernten ist der lieb-

liche Schmuck der Ufer verschwunden und diese überraschen uns jetzt durch einen Anschein von Unfruchtbarkeit und Oede.

Das Dorf Balu, auf dem linken Ufer gelegen, zählt nur hundert Hütten ohne Tata und wird von Sarrakolets bewohnt. Von dem gegenüber liegenden Ufer aus legt sich eine Sandbank und eine Anzahl von Sandinseln quer über den Fluß und schließt sich beinahe an eine große und ausgedehnte Felsbank an, die den Fuß des Dorfes berührt. Auch weiter oben liegen noch mehrere Fels- und Sand-Bänke, die zur Zeit des tiefsten Wasserstandes die Durchfahrt unmöglich machen. Wir fanden jetzt in dem engen Kanal zwischen den Sandinseln und der Felsbank eine Tiefe von 7 Fuß; die Strömung ist da sehr reißend. Vor einem Monat aber war alles dieses nicht sichtbar und unser Kutter fuhr ungehindert über Untiefen und Felsbänke weg.

Unser Führer erzählte uns eine Legende über die Felsen von Balu, welche von der Heldin der traurigen Sage den Namen Pinda-Balu überkommen haben.

Pinda-Balu war einst eine Prinzessin von seltener Schönheit, die mit tadelloser gläubiger Treue an dem Gesetz des Propheten hing: sie war gütig, freigebig und gefühlvoll. Oft brachte sie selbst Trost und Hülfe in die Hütten der Unglücklichen und Leidenden; oft labte sie arme, ausgehungerte Sklaven mit einem herrlichen Kuskus, der nach Fleisch und Palmöl duftete, oder mit frischer Milch, weiß wie die Blume der Baumwollenstaude und süß wie der Honig der Waldbienen.

Bescheiden und züchtig, that Pinda-Balu ihre Wohlthaten in der Stille; sie wählte meist die Stunde, wo die Bambara-Flöte und das Tamtam die Einwohner zu Tanz und Gesang unter den großen Tamarindenbaum des Dorfes zusammenrief. Ihre Mutter liebte sie zärtlich. Wenn sie, was selten geschah, den Abendtanz mitmachte, war sie immer die schönste; ihre Stimme war die angenehmste, ihr Tanz der zierlichste; die tapfersten

Krieger des Landes betrachteten sie mit Lust und verlangender Begierde. Aber Pinda-Balu war gefühllos gegen alle Huldigungen: sanft und lächelnd dankte sie ihren zahlreichen Anbetern mit Geberde und Blick, ohne jedoch einem eine Hoffnung oder Aufmunterung zu gönnen. Oft aber floh sie, nachdenklich und zerstreut, die Vergnügungen und Spiele ihrer Gespielinnen; dann setzte sie sich gern beim Untergang der Sonne auf einen schwarzen Felsen, dessen Fuß der Fluß bespült, und blieb da, in eine süße Extase versunken und geheimnißvolle Worte an den Abendwind oder irgend einen unsichtbaren Geist flüsternd, bis zum Anbruch des Tages.

Diese melancholische Neigung und die Zurückhaltung, mit welcher Pinda-Balu alle Werbungen der bedeutendsten Häuptlinge des Landes und sogar fern hergekommener Prinzen (denn der Ruf ihrer Schönheit und Sanftmuth hatte sich weithin verbreitet) ablehnte, — Eigenschaften, die bei jungen Afrikanerinnen so selten sind; — ihre nächtlichen Besuche auf dem Felsen und ihre geheimnißvollen Gespräche hatten unter den beleidigten Bewerbern das Gerücht verbreitet, Pinda-Balu stehe im Einverständniß mit einem bösen Geist und sei die Braut eines Engels der Finsterniß.

Ach! das arme Kind war wirklich das Opfer einer schrecklichen Leidenschaft. Ihre seltene Schönheit hatte die Begierde eines Dämons erregt, und mit diesem hatte sie auf dem Felsen von Balu Zusammenkünfte. Ihr allein sichtbar, hatte der Schändliche in der Gestalt eines schönen Jünglings mit süßen Reden ihr leichtgläubiges, zärtliches Herz berückt. Dieses geheimnißvolle Verhältniß wurde von Tag zu Tag anziehender und reizender für das junge Mädchen; ihr Geliebter wurde immer leidenschaftlicher, drängender. Endlich beschloß sie der Mutter sich zu entdecken und diese um ihre Beistimmung zu bitten, daß sie dem geliebten Geist in seinen Zauberpalast, von dessen

Schönheit er so viel zu erzählen wußte, als Gattin folgen dürfe.

Die Mutter stieß bei dem unerwarteten Geständniß einen Schrei des Entsetzens aus, umfaßte verzweiflungsvoll die Tochter und schwur, nie in eine ewige Trennung willigen zu können: denn dies war die Bedingung, welche der Bräutigam der Braut auferlegte. Arme Pinda=Balu! Welche Wahl zwischen dem Schmerz ihrer Mutter und der verzehrenden Leidenschaft ihres Herzens! Sollte sie die sanfte, zärtliche Mutter, die sie unter dem Herzen getragen und an ihrer Brust genährt hatte, auf ewig verlassen? Aber ihr Geliebter ist so schön, liebt sie so sehr, sagt so süße Sachen! Ihn verlassen, wäre hart, grausam! Und Pinda=Balu hat so ein gutes, weiches Gemüth! Sie folgt dem Dämon, das arme, leichtgläubige Mädchen . . . .

Aber kaum war sie in seiner Gewalt, als jene schöne Jünglingsgestalt verschwand und er, die nun unnöthige Verkleidung aufgebend, seine schreckliche Natur und Gestalt annahm, welche ihm der Fürst der Hölle verliehen hatte. Er erschien jetzt als gräßliches Krokodil mit grünem Bauche; anstatt des Zauberpalastes, den das arme Mädchen schon in ihrer Einbildung gesehen und den jener so herrlich beschrieben hatte, erblickte sie schwarze, schmutzige, unterirdische Höhlen; anstatt der fröhlichen Gesänge von Dienerinnen und Sklaven, anstatt der harmonischen Töne wunderbarer Instrumente hörte man nur das Krächzen der Flußungeheuer und das dumpfe Tosen des Sturmes.

Welche Lage für die schöne, sanfte, liebevolle Pinda=Balu! Und keine Gewalt kann sie ihrem schrecklichen Geschick entreißen, denn ihr Gemahl ist einer der mächtigsten unter den verdammten Vasallen des Satans! Umsonst ruft sie nach ihrer Mutter, umsonst wirft sie ihre Stirne auf den feuchten Boden der unterirdischen Wohnung und fleht zu dem barmherzigen Gott mit Bitten und Thränen; ihre Stimme verhallt in den düstern Höh=

len der Unterwelt und ihr Seufzen erregt nur das höhnische Gelächter der häßlichen, schadenfrohen Mitbewohner.

Doch sollte ihre Verzweiflung, ihre Reue und Klage auch hier noch ein Echo finden; ein Ohr hörte ihre Seufzer und ein Herz fühlte ihre Leiden. „Die Macht Deines Gemahls," sagte eine wunderbare, leise Stimme, „ist nicht so unumschränkt, als Du glaubst; sie scheitert an der Festigkeit und Charakterstärke derjenigen, die als Opfer in seine Schlinge fielen; aber ach, Unglückliche! das Geheimniß, das ich Dir hier mittheile, kann Dich nur halb retten; denn ich vermag nichts gegen die Rache von Golokfala (so hieß der Dämon), und sie ist schrecklich. Wenn Du ihm fest widerstehst, wirst Du Dich zwar von seiner verhaßten Gegenwart und Zudringlichkeit befreien, aber Du verlierst Deine liebliche Gestalt und wirst in Stein verwandelt. Dies ist der Wille des Schicksals: wähle und eile Dich!"

Im Angesicht einer so gräßlichen Zukunft, als die Pinda-Balu hier unten vor sich sah, schien ihr jede Aenderung wünschenswerth; so vernahm sie die Mittheilung jener wunderbaren Stimme mit Dank und Entzücken. Sie pries Gott und den Propheten, daß sie ihre Bitte nicht verworfen hätten und entschloß sich zu der Verwandlung, welche der unsichtbare Beschützer ihr angekündigt hatte.

Ihr Gemahl versuchte umsonst, sie zur Nachgiebigkeit zu bringen; sie widerstand mit heroischer Festigkeit, und alle Verführungskünste, die er anwendete, scheiterten jetzt an dem starren Willen seines Opfers. Da erfüllte sich die unglückliche Bestimmung von Pinda-Balu . . . .

Den andern Tag bemerkten die Einwohner des Dorfes mit Erstaunen gerade an der Stelle, wo die junge Prinzessin so oft und erst noch den vorigen Abend ihren Träumereien nachgehängt hatte, einen Quarzblock auf den schwarzen Felsen, deren Fuß der Fluß umspielt; und jede Nacht drangen Klagetöne aus die-

sen kalten Steinen, dem traurigen Denkmal einer verruchten Macht, das hier unter seiner düstern Hülle ein zärtliches Herz und eine schöne Gestalt verbirgt, hervor.

Aber noch war das Leiden für Pinda nicht geendigt: noch erschien sie Golokfala in ihrer früheren Gestalt und Dieser fühlte für sie alle Qualen einer glühenden Liebe. Dann sträubt sie sich, stößt das Ungeheuer von sich; bei diesem verzweiflungsvollen Kampfe verdüstert sich der Himmel, der Sturm wüthet, die Löwen brüllen im Walde, die Wogen schlagen an die Felsen und die Krokodile lassen ihr trauriges Krächzen hören. Die Bewohner von Balu erstarren vor Schrecken und erwarten im Gebet das Ende dieses schrecklichen Sturmes, der nur zu gewiß ein drohendes Unheil verkündigt, denn der Zorn des Dämons verlangt sein Opfer.

Es geschah immer, sagen die Alten des Dorfes, die es von ihren Vätern hörten, daß nach einem solchen Besuch von Golokfala bei Pinda-Balu ein Jüngling und ein Mädchen aus dem Dorfe verschwanden.

Dies schien für immer die traurige Bestimmung der unglücklichen Dorfbewohnerschaft durch die blinde Wuth von Golokfala; aber ein frommer Pilger, der vom Grabe des Propheten zurück durch das Dorf kam, erbarmte sich des Unglücks, befahl ihnen, zu beten und zu fasten, und schrieb kostbare und untrügliche Amulette, die man in schön gearbeiteten Ledersäckchen um die Felsen hängte und wobei man den bösen Geistern Sühnopfer darbrachte.

Die Vorschriften dieses heiligen Mannes, mit Strenge befolgt, brachten eine glückliche Wirkung hervor und jetzt kommt das geheimnißvolle Verschwinden von Jünglingen und Mädchen, wenn es auch nicht ganz aufgehört hat, doch nur selten und allein dann vor, wenn die Dorfbewohner durch irgend einen Fehler oder eine Pflichtversäumniß für einen Augenblick den

mächtigen Schutz verscherzt haben, welchen ihnen der ehrwürdige Pilger zu verschaffen wußte.

Oberhalb Balu und seinen wunderbaren Felsen sind die Ufer des Faleme mit einem dichten Gürtel von Wasserpflanzen, die man Kelele und Diarkett nennt, eingefaßt. Das erste liefert den Negern und besonders den Mauren die kleinen Holzstückchen, womit sie unaufhörlich ihre Zähne reiben. Es ist ein fettes Holz, das gerieben einen seifenartigen Schaum hervorbringt: auch zu St. Louis gebrauchen es die Signars sehr häufig. Es ist bekannt, daß die Afrikaner und Afrikanerinnen Zähne von blendender Weiße haben; dieses beinahe unausgesetzte Reiben mit dem Sautiu (so nennt man jenes Kelelestäbchen), muß natürlich viel dazu beitragen.

Auf dem rechten Ufer bemerkten wir den kleinen Marigot von Diali und das Dorf Sangalu, von dem übrigens nur noch Ruinen vorhanden sind. Ich habe schon oben die Ursachen angegeben, warum beinahe alle Dörfer des rechten Ufers von Senu-Debu bis an die Mündung des Flusses entweder zerstört oder verlassen sind. Gegenüber von Sangalu, auf dem rechten Ufer, findet sich der Marigot gleiches Namens.

Seit unserer Abreise von Bakel fangen wir mit Tagesanbruch unsere Geschäfte an und machen bis ungefähr Mittag fort; unsere Leute bereiten dann ihre Mahlzeit und sobald sie diese verzehrt, setzen wir die Fahrt bis zur Nacht fort. Während des Tages sind wir, um unsere Aufnahmen zu machen, einer Sonnenhitze ausgesetzt, die das Thermometer oft bis 60° steigen macht. Die Temperatur sinkt des Nachts bis auf 20°, so daß wir einen Wechsel von 40 Graden ertragen müssen; außerdem fällt in der Nacht ein so überreichlicher Thau, daß er unsere Kleider durchdringt und uns mit Eiseskälte erfüllt.

Die uns begleitenden Neger ertragen die Wirkung einer so unmäßigen Hitze und eindringlichen Kälte auch nicht ungestraft

und mehrere derselben sind krank. Ich aber widerstehe all' diesen athmosphärischen Einflüssen und versetze meine afrikanischen Gefährten in ein mit Achtung und Furcht gemischtes Erstaunen; denn, ihrer abergläubischen Art nach, alles, was sie nicht begreifen, für Wunder zu halten, betrachten sie mich hie und da als ein übernatürliches Wesen, dem ein schwarzer Geist der Unterwelt das Geheimniß der Unsterblichkeit mitgetheilt hat.

Die Schifffahrt auf dem Faleme ist noch schwieriger und langsamer geworden: die vermehrte Strömung, die Sandbänke, die Felsen, die Inseln, welche an manchen Orten den Weg versperren, alles dies bildet ein fortlaufendes Hinderniß. Oft müssen wir, um weiter zu kommen, mit unsern Ruderstangen uns fortstoßen, da Schlagruder in den engen und gewundenen Kanälen nichts nützen.

Die Ufer bieten nur noch verdorrte Gräser dar, die jedoch dicht genug stehen, um die Aussicht zu hemmen und die Aufstellung unserer Instrumente zu erschweren. Die ebenen Stellen sind überdies meist mit einem dichten Gesträuch von Sumpfpflanzen umgeben, welche jedes Hinzutreten hindern. Alles dies erschwert unsere Beobachtungen und Operationen bedeutend, so daß wir nicht sehr wählerisch in unsern Ansprüchen an Beobachtungspunkte sein dürfen.

Das Wasser ist um wenigstens 18 Fuß an den Stellen gesunken, die wir jetzt bereisten.

Wir kamen an der Insel Gangala, die vor einem Monat uns durch die schönen Hirsefelder erfreute, und an den beiden Marigots von Diegui und Diabel, welche auf dem linken Ufer liegen, vorüber und erreichten Abends, den 13. Oktober, auf demselben Ufer das erste Dorf von Bondu, Sebu; seine gegenwärtig geringe Bevölkerung besteht aus Fulahs und Sarrakolets.

Die Krokodile waren äußerst zahlreich und ich bewunderte oft die Kühnheit unserer Schiffer, die sich in das Wasser warfen,

um die Yolle an einer schwierigen Stelle weiter zu fördern; freilich bestand diese Kühnheit der Hauptsache nach in dem blinden Vertrauen auf ihre Amulette.

Ich fürchtete den Aberglauben der Neger und erwartete, sie würden unsere Beobachtungen und die Operationen mit den ihnen völlig unbekannten Instrumenten wenigstens ungern sehen; allein im Gegentheil schienen sie über unser Unternehmen, dessen Zweck die Schiffer ihnen mittheilten, erstaunt und betrachteten unsere Kompasse und das Richten derselben mit neugierigem Interesse.

Am 14. Oktober hatten wir den ganzen Tag über und einen Theil der Nacht hindurch heftigen Regen. Dies war seit unserer Abfahrt von St. Louis das erstemal, daß an einem und demselben Tage mehrmals wiederholter Regen fiel. Gewöhnlich sind die Gewitter täglich und zu bestimmten Zeiten. Die nahen Blitze ließen uns mehrmals bedauern, daß wir keinen Blitzableiter hatten, da in der weiten Ebene der Mast unserer Yolle den höchsten Punkt bildete.

Wir sahen auf dem linken Ufer (Gebiet von Bondu) den Marigot von Doldolde und den von Armaual; auf dem rechten Ufer (Gebiet von Galam-Kamera) trafen wir gegen Abend das Dorf Gundiam, das einzige außer Senu-Kole, das unterhalb Senu-Debu auf dem rechten Ufer liegt. Gundiam gewährt einen sehr malerischen Anblick, theils durch seine Lage, noch mehr aber durch seine Gan-, Palm- und Tamarindenbäume, die sich zwischen den Häusern erheben. Dieses von Sarrakolets bewohnte Dorf ist aber nur bis zur Erndte bewohnt, denn nach dieser geschehen meistens die räuberischen Ueberfälle der Bambaras und Mauren.

Den 15. Oktober. Wurden wir gestern durch den Regen aufgehalten, so verloren wir heute unsern ganzen Morgen dadurch, daß wir auf Untiefen festsaßen und lange vergebens einen Ausweg suchten. Dieser schwierige Punkt liegt zwischen Gundiam und Tata-Guiemby, einem Dorfe des linken Ufers. Eine Sandbank

verbindet sich hier mit einem Archipel von Felseninseln, die in der Fulahsprache Paubi (Wolf) genannt werden. Diese Inseln schließen sich beinahe ganz an das rechte Ufer an und lassen hier nur eine enge, gewundene Durchfahrt, wo eine äußerst heftige Strömung herrscht.

Nach langem Umhertappen entdeckten wir endlich diesen Kanal; allein der Zugang ist nicht leicht, und nur mit ungeheurer Mühe erreichten wir seine Mündung, nachdem wir es mehrmals umsonst versucht hatten und auf dem Punkt waren, unser Fahrzeug durch die Strömung an den Felsen zerschellt zu sehen. Aber auch dann noch mußten wir fürchten, daß unsere Kräfte nicht hinreichen würden, den starken Strom in dem Kanal zu überwinden: endlich aber gelang es einer unermüdeten Beharrlichkeit und der angestrengtesten Arbeit unserer Laptots, zuerst den Eingang und dann auch, freilich langsam, das Ende dieser Charybdis zu gewinnen. Ich muß gestehen, daß ich lange Zeit an dem Gelingen unseres Unternehmens gezweifelt und gefürchtet hatte, umkehren zu müssen.

Unsre Laptots zeigten bei dieser Gelegenheit eine merkwürdige Unerschrockenheit; besonders einer derselben, der Neger Bakari, rettete uns, indem er sich ins Wasser stürzte und unsere Yolle, die mit einer Geschwindigkeit von 5—6 Knoten gegen einen spitzen Felsen getrieben wurde, ablenkte, wobei er freilich sein Leben im höchsten Grade aufs Spiel setzte. Diese Passage, eine der schwierigsten auf dem Flusse. war vor einem Monat ganz mit Wasser bedeckt, wie ich oben bei Belu schon bemerkt habe. Freilich muß ein um 14—18 Fuß veränderter Wasserstand den Lauf eines Flusses und die Verhältnisse der Schifffahrt gänzlich ändern.

Gegen Abend erreichten wir das Dorf Tata-Guiemby. Es ist groß; da seine Hauptrichtung jedoch vom Fluß abwärts geht, so sieht man vom Schiff aus nur einen sehr kleinen Theil.

Bei unserer ersten Vorüberfahrt bemerkten wir, daß die vom Fluß aus sichtbaren Häuser ganz hinter Dombos (Kürbisse von sehr starkem Wachsthum, die sehr häufig hier zu Lande sind) versteckt waren. Wie schon der Name zeigt, besitzt das Dorf ein Tata; die Einwohnerschaft besteht aus Diavandus, einer besonderen Kaste der Fulah-Nation.

Es ist schwer, genau zu sagen, was eigentlich diese Diavandus sind; nach der mit Verachtung gemischten Furcht, womit die übrigen Neger sie ansehen, möchte man vermuthen, daß diese ihnen geheime Beziehungen zu den bösen Geistern zuschreiben. Was allein mit Sicherheit behauptet werden kann, ist ihre große Aehnlichkeit mit den Grioten, freilich ohne die Späße, die Improvisationen und musikalischen Talente der letzteren.

In Bondu sind die Diavandus weniger geachtet als die Grioten, aber gefürchteter, und genießen gleich diesen das Vorrecht, auf öffentliche Unkosten zu leben. Wie die Grioten, verbinden sie sich nur mit Frauen ihrer Kaste und selbst eine Griotin würde sich durch einen Heirathsantrag von Seiten eines Diavandu beleidigt finden.

Mollien spricht in seiner „Reise an den Senegal“ auch von diesem Stamme und nennt sie die Grioten des Landes, was offenbar ungenau und unrichtig ist, da unter den Fulahs zugleich Grioten und Diavandus existiren. Dieser Reisende macht aber jenen verzeihlichen Irrthum durch eine ausnehmend richtige und bezeichnende Bemerkung wieder gut: sie betrifft die einträgliche Handthierung, welche die Diavandus mit ihren Lobsprüchen und Schmähungen treiben und die gerade dazu dient, jene beiden Klassen wesentlich zu unterscheiden. Bei den Grioten nimmt man jene nie für ernst; ihre Späße, sogar die beleidigendsten, machen keinen Eindruck, und wenn man ihre Lobgesänge bezahlt, so gilt dieß mehr ihrem dichterischen und musikalischen Talent, als daß man eine Ehrenerweisung belohnen wollte. Dagegen

üben die Lobsprüche, die Spöttereien und Schmähungen der Diavandus, meist in einer ernsthafteren Form vorgebracht, immer einen tiefen Einfluß auf die öffentliche Meinung aus.

Zu Tata-Guiemby beschäftigen sich die Diavandus mit Ackerbau und Fischerei.

Zwischen Gundiam und Tata-Guiemby trafen wir mehrere Marigots, unter andern die von Manga, Guenen und Pate.

Kaum würde man glauben, daß es in einem so bevölkerten und fruchtbaren Lande schwer halten sollte, sich die nöthigen Lebensmittel zu verschaffen, und doch ist nichts wahrer: oft mußten wir mitten im Ueberflusse hungern. So waren wir heute auf den Kuskus unsrer Laptots, auf Wasserreis und geröstete Maiskörner beschränkt.

Noch habe ich zu bemerken, daß wir an vielen Stellen Ruderstangen statt der Schlagruder anwenden konnten; bei dem Engpasse von Paubi fanden wir eine Tiefe von nur 5 Fuß, bis jetzt aber nirgends eine geringere, obgleich wir an allen seichten Stellen des Fahrwassers unser Senkblei auswarfen.

Den 16. October wollten wir unsere gewöhnliche Arbeit wieder beginnen, fanden aber, daß der Kompaß verdorben war, und brauchten mehrere Stunden, um ihn wieder in Ordnung zu bringen; außerdem ließ uns eine Hitze von 44° unter dem Schatten des Zeltes nicht gerade wünschen, den Sonnenstrahlen frei ausgesetzt zu sein. Den ganzen Tag über hörten wir fernen Donner und die Luft war drückend.

Die Ufer des Faleme bevölkern sich zu dieser Jahrszeit mit Vögeln, welche während des hohen Wasserstandes an den Marigots leben. Diese Vögel, meist Strandläufer und Plattfüße, sind dieselben Arten, welche am untern Senegal wohnen, und haben auch dieselben periodischen Wanderungen. Doch herrscht in der verhältnißmäßigen Vertheilung einiger Unterschied: so trifft man in dem Faleme häufig Ibis und Flamingo, die am

unteren Senegal nur äußerst selten erscheinen, während im ersteren Fluß weniger Plattfüße getroffen werden, als im Senegal. So habe ich ferner am Ufer des Faleme nie die zahlreichen Schwärme von Enten mit gespornten Flügeln und Kriechenten mit dem glänzenden Gefieder bemerkt, welche oft ganze Morgen Landes auf den Ufern zwischen Podor und St. Louis bedecken. Die grauen Reiher, meist paarweise ziehend, und die weißen Reiher, von kleinerem Körper und große Flüge bildend, welche sich vorzugsweise auf Feldern niederlassen, wo Vieh weidet, sind am Faleme eben so zahlreich wie am Senegal, und geben in der jetzigen Jahrszeit dem öden, sandigen Ufer einiges Leben. Die schneeweiße Farbe dieser dichten Reiherschwärme machen einen hübschen Kontrast gegen die schmutzige Farbe des Bodens und der verwelkten Gräser.

In den angränzenden Ebenen des Faleme findet man auch einen in Senegambien sehr allgemeinen Vogel, welchen Adanson in seiner Reise von Podor erwähnt. Dieser Vogel, von den Negern Griot genannt, ist ein Strandläufer, ungefähr in der Größe einer europäischen Krähe; er hat kleine Sporen an den Flügeln und ähnelt unserm Kiebitz im Gefieder und besonders in dem trockenen, kurzen Ruf, den er unausgesetzt hören läßt und den man mit den Sylben wit wit am besten bezeichnet. Diese Strandläufer finden sich paarweise, nie in Schaaren, auf Feldern an Bächen, wo sie vorzugsweise von Körnern, aber auch von Würmern und Insekten leben. Den Namen Griot verdanken diese Vögel wahrscheinlich ihrem Geschrei; doch sollen auch diesen von den abergläubischen Negern besondere magische Eigenschaften zugeschrieben werden.

Dieser Vogel soll unter anderem mit den Kaimanen in inniger Freundschaft leben und denselben wichtige Dienste leisten. Während des Schlafs nämlich öffnen diese Ungethüme ihre ungeheuren Rachen und lassen die Zunge heraushängen; jene Vögel

aber schützen dieselbe vor den Insekten und namentlich vor dem Stich der Muskitos, welcher Schmerzen verursachen und den Schlaf des Ungeheuers stören könnte. Außerdem auch bewachen diese Griot-Vögel ihre Freunde und verkünden ihnen eine etwa drohende Gefahr. Auch ich habe die Beobachtung gemacht, daß diese Vögel sich häufig in der Nähe der Kaimane aufhalten; aber von jener zärtlichen Sorgfalt, welche die Neger rühmen, habe ich nichts bemerken können. Doch wäre an einer solchen Verbindung noch nichts Wunderbares, da man diese auch bei andern Thieren, z. B. dem Haifisch und seinem Piloten, gefunden hat, und sie sich durch gegenseitige Dienste erklärt.

Niemals tödtet man die Griot-Vögel und in gewissen Theilen von Futa wären die Neger sehr aufgebracht darüber, wenn Jemand einen solchen Vogel verletzen würde. Oft auch betrachtet man ihr Geschrei als ein Unheil weissagendes Vorzeichen.

Wir waren diese Tage mehrmals von Kaimanen umringt, welche unsere Yolle umkreisten. Auch in der Nacht hatten wir solche Besuche, und ich gestehe, daß ich dieselben nicht ohne eine gewisse Beklemmung empfing. In einer leichten Barke liegend, die durch ein einfaches Brett mit dem Lande in Verbindung steht, athmete ich höchst ungern jenen Bisamgeruch ein, welcher die unmittelbare Nähe dieser gefährlichen Nachbarn verkündigte. Auch fanden wir heute, als wir ans Land stiegen, die frischen Spuren eines Löwen in dem Gebüsch am Ufer; schon vorgestern hatten wir ähnliche Spuren gefunden, so wie die Fährte von Ebern und Flußpferden.

Der Marigot Kodival, welcher auf der rechten Seite liegt, hat eine breite, felsige Mündung. Bei unsrer ersten Reise machten wir die Bemerkung, daß die Ländereien zwischen Tata-Guiemby und dem genannten Marigot nicht jene kräftige Fruchtbarkeit besitzen, die wir sonst an den Ufern des Faleme zu sehen gewohnt waren.

Wir bemerkten, beständig dem rechten Ufer folgend, eine regelmäßige Reihe von kleinen Hügeln, deren Abhang gleichförmig gegen das Ufer abfällt. Diese Hügel, wie alle bisher schon beschriebenen, aus Quarzmassen und eisenhaltiger Erde zusammengesetzt, sind mit Ganbäumen, Kadds und Gonatiers bedeckt; die Erhebung ihrer höchsten Spitzen beträgt nicht über 140 Fuß. Gegenüber von diesen Hügeln befindet sich, auf dem andern Ufer, der Marigot Petenale oder Fabali, dessen Mündung eng und von steilen Wänden umgeben ist. Gerade dort macht der Fluß eine schnelle Wendung nach Südwest, die er jedoch bald wieder verläßt, um zur alten Richtung zurückzukehren.

Bei dem Dorfe Dialiguely, das ziemlich groß und von ackerbautreibenden Fulahs bewohnt ist, hielten wir unsere Nachtruhe. Gegenüber auf dem rechten Ufer liegt der Marigot gleiches Namens und etwas weiter oben, am vorspringenden Winkel jener Wendung, der Marigot Bumire, durch einen gerade die Mündung zierenden, prächtigen Gan bemerklich.

Den 17. Oktober setzten wir unsere Beobachtungen und Messungen trotz der glühenden Sonnenhitze mit Eifer fort. Nach Dialiguely hatten wir flußaufwärts eine Reihe neuer Hügel im Angesicht, welche eine beinahe horizontale Linie bilden. Die Bäume des meist unangebauten rechten Ufers stehen hier in bedeutend weiteren Zwischenräumen und haben geringere Höhe. Der Boden ist stark röthlich gefärbt. Als wir uns den oben berührten Hügeln näherten, bildeten sie zerrissene Gruppen; ihre Höhe ist nicht beträchtlicher als die der gestern gesehenen. Auf dem linken Ufer, eine kleine Stunde oberhalb Dialiguely, bemerkten wir den Marigot von Dialingk, und später eine Insel mit sehr hohem Ufer; bei unserer ersten Reise war sie mit lieblichem, frischem Grün bedeckt.

Etwa 1000 Fuß oberhalb dieser mit einem Felsenrand umgebenen Insel erreichten wir das Dorf Belidiude: dieser nicht

beträchtliche Ort ist von ackerbauenden Fulahs und Diavandus bewohnt, die sich hie und da in kriegerische Händel einlassen, wie unser Führer mit verächtlicher Miene sagte. Gegenüber von Belidiude, also auf dem rechten Ufer, sahen wir den Marigot Koka, welcher einen bedeutenden Theil von Galam-Kamera durchströmen soll und eine sehr breite Mündung hat. Das rechte Ufer in der Nähe dieses Marigot bietet fast den Anblick einer Wildniß dar; er ist in ziemlicher Ausdehnung durch ein dichtes Gehölze von gedrängt stehenden, ästigen Bäumen begränzt. Das linke Ufer, viel weniger bewaldet und jetzt, nach der Ernte, ganz von Vegetation entblößt, bietet außer blattlosen Gesträuchen und verdorrten Blättern nichts dar, worauf die Augen ruhen könnten, als jene kleinen, durch die bewundernswürdige Kunst der Termiten errichteten Monumente, von denen ich schon einige Mal gesprochen habe.

Nachdem wir an dem Marigot von Koka vorüber waren, fuhren wir auf der entgegengesetzten Seite an einer Sandbank hin, die zum Theil aus dem Wasser hervortritt und eine der häufigen Uferspitzen, welche die zahlreichen Strömungen des Flusses bilden, umschließt. Einige hundert Schritte über dieser Bank erblickten wir das Dorf Uroamadu, einen hübsch, nur in einiger Entfernung vom Fluß gelegenen Ort; die Einwohner, Torodos, bauen die umliegenden Felder, deren Fruchtbarkeit wir auf unserer ersten Fahrt bewunderten. Uroamadu liegt in der Nähe jener oben beschriebenen Hügel, welche Gonfa genannt werden, und von denen man behauptet, sie seien von Dämonen bewohnt. Ungefähr tausend Schritte weiter oben sahen wir den Marigot Uraamadu, welcher seiner breiten Mündung nach von ziemlicher Bedeutung sein muß, und ebenfalls dem linken Ufer angehört.

Mit Anbruch der Nacht erreichten wir das Dorf Selenayely, wo wir zu übernachten beschloßen. Diesen Tag war die Arbeit

ungehinderter und rüstiger von Statten gegangen, als in der letzten Zeit, so daß wir unsere schwierige Aufgabe wesentlich gefördert sahen. Selenayely ist nicht so groß, als die beiden vorgenannten Dörfer; es liegt wie diese auf dem linken Ufer und ist von Torodos bewohnt, welche Ackerbau und Fischfang treiben.

Die Frauen aus diesem Dorf, welche herbeikamen, um uns Milch und mageres Geflügel anzubieten, sind die hübschesten, die ich seit unserer Ankunft zu Bakel gesehen habe; ihre Gesichtszüge sind fein und tragen nur wenig das eigenthümliche äthiopische Gepräge. Die Bevölkerung von Selenayely besteht übrigens nicht allein aus Torodos; man trifft auch einige Familien vom Stamm der Toukouleurs und Peuls.

Die Fische, welche während des hohen Wasserstandes dem Faleme fast gänzlich mangeln, erscheinen zugleich mit den Vögeln, den Kaimanen und den Flußpferden wieder. Wie diese Thiere, ziehen sich dann die Fische in die Marigots zurück und leben da bis zur trockenen Jahreszeit. Die Fischer scheinen nicht sehr geschickt; wenigstens wenn man die Ergebnisse ihrer Fischerei in Betracht zieht, welche beinahe nichts sind. Der geringe Erfolg ihrer Bemühungen rührt theils von dem Mangel an Pirogen, theils von ihrer sehr natürlichen Furcht vor den Krokodilen her. So erzählten uns die Leute, erst den Tag zuvor seien zwei Männer aus dem Dorfe Diboly, das nur wenige hundert Schritte oberhalb Selenayely liegt, von diesen gräßlichen Thieren weggeschleppt worden. Auch die Fischerei, von welcher ich weiter oben gesprochen habe, liefert ebenfalls kein günstigeres Ergebniß; und doch sparen diese Leute weder Amulette, noch Beschwörungen, noch Zaubertränke, um die Fische in ihr Netz zu locken; aber alle diese schrecklichen Mittel und Kunstgriffe scheinen denselben nicht zu schaden, denn diese überlassen sich in voller Freiheit, ja man könnte sagen mit affektirter Keckheit ihren gewohnten Sprüngen gerade vor den Fallen und Netzen der Fischer.

Den 18. Oktober. Mein Ruf als physiologisches Wunder hat ein Ende und ich bin nun wieder in den Augen meiner Neger ein gewöhnlicher Tubab. Um 7 Uhr Morgens ließ mich ein heftiges Fieber nicht aufstehen und fesselte mich den ganzen Tag an die Pritsche. Die ungeheure Verschiedenheit der Tag- und Nachttemperatur und der reichliche Thau, dem ich seit 12 Tagen ausgesetzt war, erklären mein Erkranken hinlänglich. Die schlechte Nahrung und die angestrengte Arbeit auf dem abschüssigen Ufer mögen auch nicht ohne Einfluß gewesen sein. Es war dies eine sehr unangenehme Unterbrechung, die, wenn ich mich nicht bald wieder erholte, unsere angefangene Arbeit gänzlich zu stören drohte.

Den 19. und 20. Oktober suchte ich meines Uebels durch mehrmalige Dosen von Schwefel-Chinin Herr zu werden und ging auch am 22. wieder an die Arbeit. Aber dann überfiel mich ein so heftiges Fieber mit Deliriren, daß Herr Pottin voll Schrecken nach Bakel zurückzukehren beschloß.

Wir erreichten Bakel am 23. Oktober, nachdem ich vierzig Stunden im heftigsten Fieber gelegen und von dem übermäßigen Anfall ganz erschöpft war. Herrn Huard trafen wir noch sehr leidend und durch ein Hämorrhoidalfieber beinahe immer auf sein Bett gefesselt. Solche Hämorrhoidalleiden, denen man in Europa fast gar keine Aufmerksamkeit schenkt, üben in der heißen Zone und namentlich am Senegal den zerstörendsten Einfluß auf das Nervensystem. Unsere zwei Reisegefährten waren, beide noch sehr krank, festgesetztermaßen am 12. abgereist.

Achtes Kapitel.

Aufenthalt zu Bakel. — Bemerkungen und Beobachtungen.

Die Schifffahrt auf dem Faleme. — Die Marigots. — Aufstand in Futa. — Die Uferbewohner greifen den Erebus an; der Almamy zögert. — Der Vigilant wird ebenso angegriffen; zu Salde angehalten; unsere zwei Reisegefährten schweben in großer Gefahr; werden durch den Gouverneur befreit. — Ein weißer Neger. — Die gewöhnlichen Räubereien der Mauren; die Garnison von Bakel ist nicht stark genug, sie zu hindern. — Tod eines schwarzen Soldaten, durch leichtsinnige Handhabung eines Schießgewehrs herbeigeführt. — Begräbniß-Ceremonien. — Die Leichenäcker bei den Negern. — Der Rhamadan zu Bakel.

Die im oberen Senegambien einheimischen Fieber verdienen mit Recht ihre traurige Berühmtheit und den allgemeinen Ruf der äußersten Hartnäckigkeit und Gefährlichkeit. Ich hatte sehr lange unter den Anfällen dieser fatalen Krankheit, die oft anfangs durch ihren intermittirenden Charakter weniger gefährlich scheint, zu leiden. Auch Herr Huard zahlte seinen Tribut dem Klima von Bakel reichlich; doch verzichteten wir Beide nicht auf die Hoffnung, bald möglichst unsere Entdeckungsreise wieder zu beginnen. Auch war uns in der That für jetzt wenigstens der Rückweg gänzlich verschlossen.

Zwei Mal hatte uns ein Fieberanfall unterbrochen und trotz aller Anstrengung hatten wir nur eine Strecke von ungefähr 30 Wegstunden genauer erforschen können.

Die Hauptresultate unserer Erforschungen sind:

Von der Mündung des Faleme bis Senu=Debu gibt es zwei schwierige Passagen, die wir beschrieben haben: die Passage von Balu und Pobi. Zwischen Debu und Senu=Debu erinnert sich unser Leser gewiß noch der Stromschnelle, die Herr Jamin und ich anfangs, dem fürchterlichen Getöse des darüber hinstürzenden Wassers nach, für einen sehr bedeutenden Wasserfall hielten. Außer diesen drei schlimmen Durchfahrten trifft man häufig Sandbänke, Inseln und Felsen; diese letzteren aber, obgleich zur trockenen Jahreszeit, wo sie über das Wasser hervor= oder wenigstens bis an die Oberfläche hin ragen, sehr unbequem, hindern doch die Schifffahrt nie ganz, da sie immer noch Spielraum zwischen sich und dem Ufer übrig lassen. Es ist außerdem eine symmetrische Stellung der beiden Ufer des Faleme als charakteristisches Merkmal anzuführen, das für die Schifffahrt von Bedeutung und Vortheil ist: immer ist abwechselnd ein Ufer platt und das andere steil, so daß man jeden Augenblick den Lauf des Fahrwassers und die größere Tiefe auffindet.

Der Faleme nimmt viele Gewässer auf, welche bei Gewitterregen ihm eine Menge Wasser zuführen. Ist aber der Fluß angeschwollen, so ändern diese Zuflüsse ihren Lauf und werden Abflüsse, das heißt, sie entziehen dem hochgeschwollenen Faleme seinen Ueberfluß und verbreiten diesen in das Land: dieß ist ihre Hauptbestimmung, denn die Zeit, wo sie dem Fluß Wasser zuführen, ist nur kurz. Am Senegal, wo dasselbe Verhältniß Statt findet, tragen sie den besondern Namen Marigot, der zwar sehr bekannt, aber in seiner Bedeutung noch nicht bestimmt genug erfaßt ist. Die Neger besonders nennen jedes fließende Wasser, es mag seine Nahrung nehmen, wo es will, Marigot.

Dieses Wort stammt offenbar aus dem Portugiesischen oder Französischen (von **mariguò** oder **marais**, Sumpf) und gibt sogleich dadurch seine Bedeutung zu erkennen: denn das

Charakteristische an einem Marigot ist, daß er seine Entstehung einer Wasserströmung verdankt, so daß seine hiedurch gewonnene Existenz nur momentan oder vorübergehend ist. Er unterscheidet sich somit wesentlich von einem Bache, dessen Bestimmung darin liegt, den Abfluß einer Quelle zu bilden. Ein Marigot ist mit andern Worten nichts Anderes, als ein natürlicher Kanal oder Wasserbehälter, der sich jährlich gleich den meisten Sümpfen füllt und leert. Es gibt solche von großer Ausdehnung, wo lange nach dem Abfluß des hohen Wassers in tiefer liegenden Stellen noch Pfützen übrig bleiben, die nur langsam verdunsten; wieder gibt es andere mit niederem Rande, deren Wasser sich schnell über die umliegenden Felder verbreitet, wodurch dieselben eine hohe Fruchtbarkeit erlangen.

Das östliche, rechte Ufer des Faleme hat ein durchschnittenes, hüglichtes Terrain, und ich würde mich nicht wundern, wenn dort Quellen vorkämen; so wäre ich geneigt, den Senu-Kole für einen kleinen Fluß zu halten und anzunehmen, daß gegen den oberen Lauf des Faleme mehrere Marigots eigentlich kleinere oder größere Bäche sind, welche das Wasser von verschiedenen Quellen dem Flusse zuführen. Auf dem linken Ufer findet dieß aber nicht Statt: denn obgleich der Flußrand hier öfters steil abfällt und auch hie und da kleine Hügel zu bemerken sind, so ist das westliche Flußgebiet des Faleme doch im Ganzen ein völlig ebenes Land.

Das Sinken des Wassers hat im Allgemeinen immer zu der gleichen Zeit Statt. Im Jahr 1843 fing es den 16. September an und hatte nach unsern Beobachtungen einen außerordentlich schnellen Fortgang, so daß die tägliche Senkung über einen Fuß betrug. Da zu dieser Zeit die vielen Bäche und Marigots ihr Wasser in das Flußbett ergießen, so muß eine reißend schnelle und kräftige Strömung die Folge davon sein, welche auch andauert, so lange das Wasser sinkt.

Im Folgenden will ich die Jahrszeiten und Verhältnisse angeben, in und unter welchen die Schifffahrt auf dem Faleme möglich ist.

1) Vom 15. Juni bis zum 20. October von der Mündung bis Senu-Debu für Fahrzeuge, welche nicht mehr als $5\frac{1}{4}$ Fuß Tiefgang haben.

2) Vom 1. Juli bis zum 15. September dieselbe Strecke für Schiffe von 11 bis 14 Fuß Tiefgang.

3) Vom 1. Juli bis zum 1. September für Schiffe von 5 Schuh Tiefgang in einer Strecke von der Mündung bis etwa 30 Wegstunden oberhalb jener Stromschnelle zwischen Debu und Senu-Debu.

Ich bemerke, daß diese Beobachtungen und Schätzungen mit Umsicht und Genauigkeit sowohl in Beziehung der Zeit als des Tiefgangs gemacht worden sind. Uebrigens muß hier noch einmal darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Fahrt für Segelschiffe immer große Schwierigkeiten darbietet, da die Anwendung der Segel durch die Unregelmäßigkeit und geringe Kraft der Winde gering ist, und wegen der wechselnden Fahrbahn der Leinpfad oft verlassen werden muß, so daß man genöthigt ist, zum Verholen oder Ankerwinden seine Zuflucht zu nehmen. Am besten wäre die Anwendung kleiner Dampfschiffe mit hinreichender Kraft, um eine Strömung, die bei wachsendem und fallendem Wasserstand wenigstens eine Geschwindigkeit von vier Knoten hat, mit Vortheil zu überwinden.

Ich breche hier meine Bemerkungen über den Faleme ab, um auf die Angelegenheiten von Futa zurückzukommen. Diese, schon bei unsrer Abreise von Bakel sehr verwickelt, hatten unterdessen nach den Aussagen der Eingeborenen ihren feindlichen Charakter noch weiter entwickelt, so daß wir kräftige Repressalien zu fürchten hatten. Auch gingen beängstigende Gerüchte über das Schicksal unsrer Reisegefährten, die noch dazu in einem

beunruhigenden Gesundheitszustande auf dem Vigilant abgereist waren.

Der Leser erinnert sich ohne Zweifel, daß dort zwei Parteien einander gegenüber standen und daß die stärkere, feindliche aus Unzufriedenen und Abenteurern bestand; die andere, an deren Spitze der Almamy, zwar nicht öffentlich, aber doch der That nach stand, zählte nur eine kleine Schaar von friedlichen Männern. Während unserer Abwesenheit hatte sich die Kriegspartei ungeheuer vermehrt und die Anführer derselben hatten den Gehorsam gegen den Almamy aufgekündigt und die Feindseligkeiten angefangen: so war das Dampfschiff „der Erebus" bei der Hinabfahrt nach St. Louis angegriffen worden; doch waren diese Angriffe, obgleich der ganzen Länge des Flusses nach wiederholt, ohne bedeutende Folgen gewesen und nur zwei Laptots wurden verwundet.

Diese Aeußerung von Feindseligkeit und Kühnheit mußte natürlich auf dem Vigilant und den von ihm eskortirten Handelsschiffen ernsthafte Befürchtungen erwecken. Diese verwirklichten sich auch in der That nur zu sehr: kaum hatten sie das Gebiet von Galam verlassen, als an der Stelle, wo sechs Wochen vorher ein Mann uns mit Schmähreden und Drohungen verfolgt hatte, die Schiffe ein sehr lebhaftes Gewehrfeuer von dem nahen Ufer her auszuhalten hatten. Es waren Leute von Kundel, welche den Angriff machten; schon mitten im Frieden legen diese den Schiffen alle möglichen Hindernisse in den Weg und erschweren die Durchfahrt vor ihrem Ort durch künstliche Vorrichtungen, die ich oben beschrieben habe, so daß ihr jetziges Betragen nicht zu verwundern war.

Als das Gewehrfeuer begann, befanden sich unsere Gefährten gerade sehr unwohl: vom heftigen Fieber befallen, waren sie außer Stands, eine energische Maßregel zu nehmen, um die Entmuthigung der Laptots und Handelsleute, die nicht ohne

gefährliche Folgen zu sein drohte, zu heben. Gerade diese Entmuthigung war hier eigentlich allein zu fürchten, denn die Bretterverkleidungen und Schutzwehren von Ochsenhäuten machten das feindliche Feuer unwirksam. Diese wenn nicht mörderische, so doch ermüdende und beängstigende Angriffe dauerten bis Salde fort; den ganzen Fluß entlang standen zahlreiche Banden von Peuls und Toukouleurs, welche drohendes Geschrei erhoben und auf unsere Schiffe feuerten.

Zu Salde änderte sich die Szene: unsre beiden Kameraden, in völlige Stumpfheit verfallen, kümmerten sich um nichts, was vorging, oder vielmehr wußten nichts davon; die Entmuthigung der Laptots und Handelsleute erreichte ihren Gipfel, und eben da war die volle Geistesgegenwart und Energie am nöthigsten, denn die ganze Armee der Insurgenten stand bei Salde und der Almamy hatte um seiner eigenen Sicherheit willen seine vermittelnde Stellung aufgeben und sich wenigstens scheinbar an die stärkere Partei anschließen müssen. Zudem war, wie sich der Leser erinnern wird, bei Salde eine Untiefe, so daß die Eingeborenen bis nahe an die Schiffe herankommen konnten. Der völlige Mangel an Leitung und Oberbefehl und die Entmuthigung der Schiffsmannschaft bestimmten die Handelsleute zu einem Entschluß, der unter solchen Umständen nicht absolut zu tadeln war: sie gaben jede Hoffnung an ein Entkommen auf und dachten durch Ergebung die Eingeborenen günstiger zu stimmen.

In Folge dieses Entschlusses begaben sich die Kaufleute und Schiffsführer ans Land und stellten sich unter den Schutz des Almamy. Die Unterhandlungen mit Negern gehen bekanntlich nicht schnell von Statten; es gab langes Hin- und Herreden, lebhafte, gegenseitige Beschuldigungen und Vorwürfe, häufige Unterbrechungen, so daß man sich nach mehreren Stunden ohne Ergebniß trennte. Nur eine Sache war entschieden: die Schiffe wurden angehalten, ans Land gezogen und unter Obhut einer

bedeutenden Schaar von Peuls und Toukouleurs gestellt, deren Gesinnungen gar nicht günstig zu sein schienen.

All' dieses ging ohne Wissen unsrer armen Kameraden vor sich, welche gerade damals in einem Zustand völliger Bewußtlosigkeit da lagen. Als sie wieder zu sich kamen, war das erste, was sie vernahmen, das Mordgeheul der sie umringenden, tobenden Menge. Ein furchtbares Erwachen für diese Armen, die der gräßlichen Krankheit nur entgangen zu sein schienen, um einem noch fürchterlicheren Tode entgegen zu gehen. Herr Jamin fühlte sich außer seiner persönlichen Gefahr noch in besonderer Bedrängniß: durch die Feigheit seiner Untergebenen schimpflich ausgeliefert, sah er sich als Befehlshaber der Expedition kompromittirt und einer schweren Verantwortlichkeit ausgesetzt. Die Furcht, von dem tobenden Gesindel ermordet zu werden, war nicht das Einzige und Aergste: der Gedanke an die ihm gewordene Aufgabe, deren Erfüllung durch unglückliche Umstände verhindert worden war, peinigte ihn am meisten. Durfte er auf billige Berücksichtigung derselben rechnen? Mußte er nicht fürchten, der Todesgefahr entronnen, schmählichen, verleumderischen Anklagen sich ausgesetzt zu sehen? Denn es war nicht denkbar, daß die räuberischen Toukouleurs, auch wenn sie das Leben der Gefangenen schonten, die Waaren, welche in ihre Hände fielen, unverletzt zurückgeben würden. Diese Betrachtungen waren bitter und nirgends eine Hoffnung, aus der schlimmen Lage sich zu retten.

Die Verhandlungen fingen den andern Tag wieder an, aber mit eben so wenig entscheidendem Erfolg. Indessen bestimmte der Almamy, der innerlich seine günstigen Gesinnungen für uns bewahrt hatte, ein Lösegeld von hundert Stücken Guineazeug für Mannschaft und Schiffe, so daß nach Erlegung dieses Tributs dieselben ungehindert ihre Reise fortsetzen dürften. Die Handelsleute leisteten sogleich das Verlangte; aber ihre Bereit-

willigkeit hatte nicht den gehofften Erfolg und die Stücke wurden abgeliefert, ohne daß sofort die Freilassung erfolgte. Im Gegentheil vermehrte sich das Wuth- und Mord-Geschrei: die Weiber und Kinder der bei Kasga Getödteten verlangten die Köpfe der Weißen; die dort Verwundeten zeigten ihre Narben, verlangten Mord und Plünderung; der Anblick jener ausgelieferten Schätze befriedigte die Habgier der Toukouleurs nicht, sondern reizte sie nur um so stärker. Dieser Zustand dauerte drei Tage: unsre Kameraden waren abwechslungsweise die Beute des gräßlichen Fiebers und beängstigender Zweifel; die Laptots und die Handelsleute waren ganz entmuthigt. Aber die Vorsehung sandte eine unerwartete Hülfe: als die Gefahr immer dringender wurde und jede Hoffnung zu schwinden schien, nahte sich ihre Rettung.

Fünfzehn Tage, ehe der Vigilant abfuhr, war der Erebus durch die Uferbewohner des Futa beunruhigt worden. Der Bericht davon bestimmte den Gouverneur, sogleich eine Expedition auszurüsten, um eines Theils die Frechheit der Eingeborenen zu bestrafen, andern Theils dem Vigilant und den ihn begleitenden Handelsschiffen zu Hülfe zu kommen. Beide Dampfschiffe, der Galibi und Erebus, fuhren zu dem Ende mit allen disponiblen Truppen von St. Louis ab und erreichten Salde gerade im bedenklichsten Augenblicke für unsre Kameraden.

Der Gouverneur hielt für gerathen, nicht sogleich Rache zu nehmen. Der Almamy seinerseits betheuerte, daß die Angriffe gegen seinen Willen geschehen seien und daß er jederzeit gesucht habe, die Aufregung unter seinen Unterthanen zu dämpfen: dieß war vollkommen der Wahrheit gemäß. Die Schiffe und Mannschaft wurden frei gegeben; aber der Almamy bestand darauf, die hundert Stücke Guineatuch, welche er von den Händlern empfangen hatte, nicht mehr heraus zu geben; sie soll-

ten, wie er dem Gouverneur Bouët erwiederte, die gewöhnlichen Schiffzölle, welche dieses Jahr nicht entrichtet worden waren, ersetzen. Diese Antwort war freilich eigenmächtig, sprach aber nur den förmlichen Willen der übrigen Häuptlinge des Landes aus.

So endete für unsre Kameraden die dreitägige Gefahr: sie kamen aber in einem so kläglichen Gesundheitszustande an Bord, daß man sie kaum wieder erkannte; dort fanden sie jedoch ärztliche Hülfe und Pflege und hatten nun die sichere Hoffnung, in kurzer Zeit zu Hause zu sein. Es ist als gewiß anzunehmen, daß sie, auch im Fall der wieder erlangten Freiheit, ohne jene glückliche Dazwischenkunft des Gouverneurs und seiner Dampfschiffe dem Fieber und den Entbehrungen erlegen wären.

Der Gouverneur ließ bei seinem Abzuge die Verhältnisse in derselben Unordnung und Unentschiedenheit, wie vorher. Diese schnelle Rückkehr nach St. Louis wurde durch den niedern Wasserstand nöthig gemacht, ein mißlicher Umstand, welcher die Eingeborenen nur allzu häufig in ihrem unartigen Benehmen und ihren Zögerungen unterstützt, so wie unsre Regierung an der Ausführung ihrer Pläne so vielfach hindert.

Wir benützten die Zeit unsres gezwungenen Aufenthalts in Bakel zu Erkundigungen über die Sitten und Gebräuche der Einwohner von Galam und der übrigen Nachbargebiete: ich will dieselben hier darlegen, und die verschiedenen kleinen Ereigeignisse, welche während unsrer Wiedergenesung vorkamen, dazwischen erzählen.

Wir sahen zu Bakel einen weißen Mann, der von schwarzen Eltern abstammte und lauter schwarze Geschwister hatte. Diese Anomalie, welche nach der Aussage unsres „weißen Negers" nicht so gar selten sein soll, wurde schon von Brue auf seiner Reise nach Bissao beobachtet. Der Mann, den wir

zu Bakel sahen, ist ein Fulah aus Kasson; *) er hat den Teint eines Nordländers, der dem Einfluß einer glühenden Sonnenhitze ausgesetzt war; seine Haupt- und Barthaare haben rothe Farbe, sind aber wollig; seine Züge tragen die charakteristischen Merkmale seiner Race und sogar in einer Art Uebertreibung; so sind seine Lippen dicker und seine Nase platter als gewöhnlich. Seine Haut zeigt überall, besonders aber im Gesicht, eine große Menge schwarzer und rother Flecken, die ihm ein höchst sonderbares Aussehen geben; seine Augen sind klein, seine Augenlieder haben beinahe keine Wimpern und das Wenige, was vorhanden ist, hat ganz helle Farbe; der Augapfel ist grünlich und das Weiße seiner Augen ist weit matter als bei den echten Negern.

Dieser Mensch genießt durch seine Hautfarbe dasselbe Vorrecht wie die Grioten und Diavandus; das heißt, er braucht nicht zu arbeiten und darf keck fordern, was er mag. Wie jene darf er sicher darauf rechnen, nicht leicht eine abschlägige Antwort zu bekommen; denn wenn man dem Griot gibt, um sein Lob zu erkaufen, dem Diavandu, um seinem Spott oder seiner Verleumdung zu entgehen, so gibt man dem weißen Neger um des Himmels willen. Man betrachtet sie als bevorrechtete Wesen, welche deßhalb ein besonderes Zeichen an sich tragen: Gott wollte nicht, daß sie arbeiten wie die Andern, sagen die Neger, und hat ihnen deßhalb die Farbe der Weißen verliehen. Ich weiß nicht, ob dieser Glaube an die höhere Stellung der Weißen sehr weit in Afrika verbreitet ist; gewiß aber betrachten uns die

---

*) Es ist von Wichtigkeit, sich hier des Unterschieds zu erinnern, den ich zwischen den Bestandtheilen der Fulahbevölkerung machte. Wäre dieser Mann ein Peul, so dürfte man sich über jene Anomalie nicht wundern; er gehört aber im Gegentheil zu dem ureingebornen Stamm, der die charakteristischen Merkmale der afrikanischen Race rein bewahrt hat.

Neger von Senegambien als ihre natürlichen Herren, was sie laut und ohne schmeichlerische Nebenabsicht sagen.

Mehrmals wurden wir Nachts durch Geschrei und Flintenschüsse, die vom rechten Ufer herübertönten, aufgeweckt. Schon bei unserem früheren Aufenthalt zu Bakel hatte eine solche nächtliche Störung statt, damals aber waren Löwen die Ursache. Der jetzige Allarm aber hatte einen andern Grund: nicht Löwen, sondern Menschen waren die Räuber, und die Gefahr war für die Angegriffenen nicht minder groß. Diese Ueberfälle können einen richtigen Begriff von der Sicherheit des Handels geben; nicht des Mordens, sondern des Plünderns halber unternommen, finden diese räuberischen Angriffe täglich im Angesicht unserer Wachposten Statt, und das Opfer sind die Mauren, welche gekommen sind, um uns ihren Gummi zu verkaufen.

Die Räuber und die Beraubten gehören meist demselben maurischen Stamme an, nur daß die Einen aus der Kriegerklasse sind, die Andern aber einfache, friedliche Marabuts, die sich ausschließlich mit dem Handel abgeben. Es besteht, wie schon oben bemerkt, bei den Negern und Mauren eine Aristokratie, die aus den kriegerischen Stämmen zusammengesetzt ist und eine tiefe Verachtung gegen die friedlichen Geschäfte und gegen den Handel hegt. Unter den Mauren gibt es nur zwei Hauptklassen, Krieger und Priester: die Einen, dem Müßiggang ergeben, schlagen sich im Krieg und rauben im Frieden; die Andern dagegen widmen sich ausschließlich den Arbeiten. Sonderbarerweise verlieren die Marabuts, welche gewöhnlich bei den Mauren in hoher Achtung, ja sogar Verehrung stehen, in ihrer Eigenschaft als Händler und Ackerbauer allen Anspruch auf jene Achtung, die ihnen gezollt wird, wenn sie sich nur mit den heilgen Pflichten des Priesteramtes abgeben.

Während des Monats, den wir hier zubrachten, wiederholten sich diese Ueberfälle fünfmal. Wohl wurden vom Fort aus

einige Kugeln auf Gerathewohl hinübergeschossen, mochten sie nun Räuber oder Beraubte treffen, aber was sollte eine solche leere Demonstration helfen? Und dieß ist Alles, was man thun kann, denn die Besatzung ist viel zu schwach, um an die Verfolgung jener Räuber denken zu dürfen. Und doch ist der Posten von Bakel von großer Wichtigkeit: 170 Wegstunden von St. Louis entfernt und während eines ganzen Jahres völlig auf sich selbst beschränkt, sollte die Besatzung des Forts weit stärker sein, als sie gegenwärtig ist. Diese besteht regelmäßig aus 56 Mann; da nun die Neger zwar weniger als die Weißen den einheimischen Krankheiten unterliegen, aber doch nicht ganz verschont bleiben, so zählt die Besatzung von Bakel jährlich mehrere Todte und beständig ungefähr acht Kranke. So bleiben nur etliche und 40 kampffähige Männer, was nicht einmal hinreicht, um die Geschütze gehörig zu bedienen.

Wenn man, gleich uns, solche Räubereien vor Augen hat, so kann man sich eines gedoppelten peinlichen Gefühles nicht erwehren; denn die Räubereien schaden den eingeborenen Kaufleuten, ohne deren Beihülfe unser Handel sehr wenig oder eigentlich nichts wäre, und dann beeinträchtigen sie die Ehre unserer Fahne.

Streng genommen kann man freilich für dieses System des „Machen-Lassens“ die Verträge anführen, vermöge deren die maurischen Häuptlinge gegen jährliche, regelmäßig bezahlte Abgaben verbunden sind, ihre Landsleute zu schützen. Dieß ist rein hinausgeworfenes Geld! Was aber thun? Sollen wir solche Räubereien, zugleich eine Schande und ein Schaden für unsern Handel, vor unsern Augen ungestraft geschehen lassen? Eine solche Unthätigkeit wäre bejammernswerth und ist augenblicklich nur durch den unzureichenden Stand der Besatzung von Bakel zu entschuldigen.

Um diesem kläglichen Zustand ein Ende zu machen, müßte

man diese Besatzung so vermehren, daß sie Streifpartien zur Verfolgung der Räuber ausschicken oder eigentlich diesen frechen Angriffen zuvorkommen könnte; hiedurch würde der Schutz unserer Waffen an Ansehen, Bedeutung und Umfang gewinnen.

Wir waren in den ersten Tagen des Novembers Zeugen von einem unglücklichen Ereigniß, das durch die Ungeschicklichkeit und den Leichtsinn eines Negers herbeigeführt wurde: ein Mann wurde durch einen Schuß ins Herz getödtet. Der so schnell dem Leben entrückte arme Teufel war ein Korporal, der gern im Feuer exerziren ließ; der Thäter ist ein alter schwarzer Soldat und wurde im Jahr 1828 nach Madagaskar geschickt, wo er vierzehn Jahre blieb; jüngst nach Afrika zurückgekehrt, bat er um Wiedereintheilung in die Garnison von Bakel.

Es ist sicher, daß durchaus keine böswillige Absicht der That zu Grunde lag, denn das Opfer dieses gefährlichen Spiels war allgemein beliebt und der Thäter war gerade einer von denen, die dem Korporal am meisten zugethan schienen. Aber die moralische Ueberzeugung reicht bei der Kriminaljustiz nichts aus; man muß, auch in Senegambien, die gesetzlichen Formen beobachten und der Kommandant der Besatzung mußte, ungeachtet seines Mitleidens mit dem ungeschickten Mörder, denselben einsperren, bis das Urtheil gefällt ist, was vermöge der langsamen und schwierigen Verbindung nicht vor einem Jahr der Fall sein kann.

Solche Unglücksfälle durch ungeschickten Gebrauch der Feuerwaffen sind sehr häufig unter den Schwarzen. Selten geht ein Fest vorüber, ohne daß einer oder mehrere Zufälle dieser Art vorkommen. Wenige Tage zuvor fand im Dorfe ein anderer Unglücksfall Statt: Männer zersprengten mit einer aus Unvorsichtigkeit geladenen Kugel einen Stein, dessen Splitter mehrere Leute verwundeten.

Der Tod des Korporals gab uns Gelegenheit, einem feier-

lichen Leichenbegängniß beizuwohnen; da die Gebräuche der Mahomedaner im Allgemeinen bekannt sind, so will ich nicht weitläufig davon sprechen. Das Auffallendste ist das Jammergeschrei der Freunde und Anverwandten des Verstorbenen: die Weiber erfüllen diese Aufgabe mit merkwürdiger Geschicklichkeit; sie vergießen wirklich Thränen und unterbrechen ihre Klagen nur, um sich das Haar zu zerraufen oder Haut und Kleider mit den Nägeln zu zerreißen. Je beklagenswerther ein solcher Todesfall ist, um so mehr Schaden muß der Kleidung und dem Leibe des Anverwandten zugefügt werden. Dazu kommen noch die Grioten, welche ihre Lobgesänge und den scharfen Ton ihrer Guitarren zwischen das Jammergeheul der Familie mischen. –

Nach dieser lärmenden Kundgebung eines Schmerzes, der nicht immer ungeheuchelt ist, wascht und bereitet ein Marabut den Leichnam; man schmückt den Verstorbenen mit seinen besten Kleidern, versieht ihn mit Amuletten und trägt ihn mit großer Begleitung auf den Todtenacker des Ortes. Lautes Weinen und Klagen folgt dem Zuge; man gräbt ein Grab und im Augenblick des Einsenkens richten die Umstehenden an den Leichnam sonderbare Fragen, bis er mit Erde bedeckt ist; Jedes trocknet seine Thränen und sucht seinen Schmerz bei einem großen Festmahle zu vergessen. Alles das, die Klageweiber und das Festmahl, erinnert sehr stark an die Todtenfeierlichkeiten bei den Alten: Juden, Griechen und Römer hatten bekanntlich dieselben Gebräuche; auch heutzutage noch jammern die Klageweiber bei den indischen Leichenzügen, noch heute zerraufen sie ihr Haar und zerschlagen ihre Brust.

Ich will im Vorbeigehen noch einige Worte über diese Todtenäcker sagen. Sie nehmen den hübschesten Theil des Ortes ein und sind gewöhnlich durch eine Dornhecke gegen das Eindringen der Raubthiere geschützt; dichtbelaubte Bäume finden sich meist im Ueberfluß und hienach läßt sich überall sogleich die

Lage des Todtenackers erkennen; gewiß ist es immer die Stelle eines Orts, welche, von fern gesehen, den hübschesten Anblick darbietet. Der Zutritt ist allen Europäern untersagt und in dieser Beziehung sind die mahomedanischen Neger strenger als ihre übrigen Glaubensbrüder in Europa, Asien und Nordafrika, welche den Zutritt zu ihren Todtenäckern frei gestatten. In Senegambien zeigt kein Denkzeichen, wenigstens Nichts, was sich über den Boden erhebt, als Bäume oder Steine, die Stelle eines Grabes an; nur eine viereckige Figur ist rings um das Grab in den Sand oder die Erde gezogen: drei Linien sind gerade, die vierte, oben am Kopfe, ist gebogen. Außer der Dornhecke, welche die Leichname gegen die Gefräßigkeit der Raubthiere schützen soll, nehmen die Afrikaner noch andere Vorsichtsmaßregeln zu demselben Zwecke: während der drei oder vier ersten Tage zünden sie Feuer auf den Gräbern an und lassen dann noch lange nachher ein Stück Tuch auf einem Pfahle flattern, um die Raubvögel zu verscheuchen.

Die tiefe Verehrung der mahomedanischen Neger für ihre Ruhestätten und die außerordentliche Sorgfalt derselben für die menschlichen Ueberreste sowohl vor als nach der Beerdigung beweisen, daß die religiöse Achtung vor den Gräbern und Reliquien unserer Verstorbenen nicht immer in geradem Verhältniß mit der übrigen Entwicklung der Civilisation steht. Könnte man hieran nicht ernste Betrachtungen knüpfen?

Später waren wir bei einem der Hauptfeste der mahomedanischen Neger anwesend: das Wiedererscheinen des Mondes im November, Caurisfest genannt. Ich suchte und fragte vergeblich nach dem Grunde dieser Benennung, erhielt aber nirgends genügende Aufklärung. „Man sagt halt so," antworteten die Neger, und dieß ist sehr häufig die einzige Erklärung, die man von ihnen erhält. Dieses Fest ist ohne Zweifel der Rhamadan der Türken, welcher im neunten Monat des mahomedanischen Kalenders

Statt findet. Bekanntlich berechnen die Türken ihr Jahr nach dem Lauf des Mondes, so daß der Rhamadan innerhalb eines Zeitraums von 33 Jahren nach und nach alle Monate unsers Sonnenjahrs durchlaufen muß.

Verschiedene Reisende haben die Feier dieses religiösen Festes bei den Negern und die Zeit seiner Abhaltung besprochen. Der Pater Labat behauptet, es werde bei den Negern immer im Monat September gefeiert, wogegen die Mauren es als ein bewegliches Fest betrachten. Jannequin de Rochefort aber sagt, es gehöre in den Monat Februar. Zu Bakel wohnten wir seiner Feier im Monat November bei.

Dieß gibt drei verschiedene Epochen: sollte daraus nicht hervorgehen, daß der Rhamadan bei den Negern eben so ein jährlich wandelndes Fest sei, wie bei den Türken? Denn die Neger, welche überhaupt in der Zeitrechnung sehr wenig gewandt sind, messen ihr Jahr auch nach dem Lauf des Mondes. Ich verstehe daher die Behauptung des Pater Labat nicht, welcher den Rhamadan der Türken als ein bewegliches Fest bezeichnet, dem der Neger aber seinen mit den Jahren wechselnden Lauf abspricht. Für uns, nach unsrer Zeitrechnung, muß ein im türkischen Kalender feststehendes Fest immer wechseln; diese Bemerkung, wodurch die Zweideutigkeit des Begriffs und der Benennung von fest und veränderlich klar in die Augen fällt, kann vielleicht den Widerspruch zwischen den Behauptungen der beiden obengenannten Reisenden auflösen.

Das Fest glich, wie es zu Bakel gefeiert wurde, so wenig den Beschreibungen von Brue, Labat und Jannequin, daß ich beinahe versucht war, an der Identität dieses Festes mit dem Rhamadan zu zweifeln, wenn nicht gewisse groteske Feierlichkeiten ganz deutlich die sehnsüchtige Erwartung des wiederkehrenden Mondes ausgedrückt hätten. Ich sah zwar nicht, wie Barbot,

die Neger in die Hände spucken und diese dann gen Himmel heben, aber ich sah, wie sie ein Freudengeschrei ausstießen, Luftsprünge machten und durch sonderbare Verdrehungen ihres Körpers die Freude ausdrückten, welche ihnen dieses glückliche Ereigniß verursachte. Flintenschüsse, Tamtam-Lärm, Händeklatschen, Gesang der Weiber und der Grioten, welche bei jedem Fest eine große Rolle spielen, dienten dazu, diese Freudenbezeugungen zu erhöhen. Der, welcher den Mond zuerst erblickt, soll im Triumph herumgetragen und von den Marabuts beschenkt werden.

Die Tänze, das Schießen, der Lärm der Tamtams dauerte bis Mitternacht fort. Den andern Tag begaben sich die Marabuts und übrigen ersten Bewohner des Dorfes, schön gekleidet, zu Pferde und in Prozession, von einer gleichfalls schön geputzten Menge begleitet, an einen Ort am Fuß der Hügel, welche Bakel umgeben. Dort knieten die Gläubigen nieder und richteten, dem mahomedanischen Gebrauch gemäß nach Osten gekehrt, ihre Bitten und Dankgebete an Gott; sodann setzten sie sich wieder in Marsch und nun fing das eigentliche Fest an, welches nicht im mindesten mit der ernsten Sammlung von Leuten, die sich zu einem langen und strengen Fasten vorbereiten, etwas gemein hatte.

Pferderennen, Scheingefechte, Tänze und Flintenschüsse bezeichneten jene beiden Festtage; dann kehrte Alles zur Stille zurück und fastete oder fastete nicht. Ich habe das Bairam- oder Tabasket-Fest nicht gesehen; aber die lärmende und wenig gesammelte Weise, mit welcher die ersten Tage des Rhamadan begangen wurden, ließ mich vermuthen, daß die Galam-Neger die Vorschriften des Propheten umgehen und die Freuden des Bairamfestes statt der Entbehrungen des Rhamadan genießen.

Zu St. Louis und am untern Senegal beobachtet man den

Rhamadan mit untadelhafter Strenge: der Tag ist Gebeten und Fasten geweiht, die Nacht den Tänzen, Spielen und Festgelagen.

Neuntes Kapitel.

Die Nationen und Regierungen des östlichen Senegambiens.

Eintheilung der Bewohner Senegambiens nach ihrer Religiosität und ihren Regierungsformen. — Die Mauren, ihre Stämme, ihre Sitten, ihre Herkunft. — Die Dowisch-Mauren. — Das Gummi. — Das Land Tagant. — Die Salzgruben. — Politische Organisation bei den Mauren. — Die Fulahs. Das Land Futa; seine Gränzen, seine Regierungsform. Die verschiedenen Elemente der Fulah-Nation: die Torodos, Peuls, Toukouleurs. — Das Land Bondu; seine Gränzen und seine Regierungsform. — Geschichtliche Sage. — Zeremonien bei dem Tode und der Thronbesteigung eines Almamy. — Rechtspflege und Schule. — Aufzählung der verschiedenen Bestandtheile in der Bevölkerung von Bondu.

Obgleich ich schon 1844 in dem Novemberheft der **Annales maritimes** einen Artikel über die Nationen und Regierungen von Senegambien gegeben habe, so halte ich es doch für zweckmäßig, hier einen ausgeführteren Bericht darüber zu erstatten und eine Reihe von Beobachtungen und Erläuterungen daran zu knüpfen, welche dort keinen Raum fanden.

Die Völker von Senegambien oder wenigstens jener Gegenden, die wir selbst bereisten oder aus denen wir sichere Nachrichten ziehen konnten, lassen sich der Religion nach in drei Klassen eintheilen: Religiöse, Indifferente, Irreligiöse.

An der Spitze der Ersteren stehen die Mauren, welche die Lehre Mahomeds mit fanatischem Eifer erfassen; nach diesen kommen die Fulah aus Futa, Bondu, aus Futa-Dschallon und die Sarrakolets.

Zu den Indifferenten gehören die Mandingos von Bambuk, Wolli, Tenda und die Fulah von Kasson, deren religiöse Neigungen nach und nach durch den Einfluß der Bambaras, ihrer Nachbarn und Feinde, erstickt worden sind.

Die dritte Klasse begreift die Bambaras und einige Mandingo-Stämme östlich von dem Faleme.

Der in diesem Theile Afrikas herrschende Mahomedanismus verdankt seine Einführung den Arabern, welche vom zehnten bis vierzehnten Jahrhundert in dem afrikanischen Kontinent südlich bis über die große Wüste und westlich bis über den Djoliba vordrangen.

Die gewöhnlichste Regierungsform ist die Erbmonarchie; das Erbrecht geht aber nicht wie bei den Europäern auf die direkte Descendenz-Linie, sondern auf die Seitenlinie nach der Erstgeburt. So bei den Mauren, Sarrakolets, den Fulahs von Bondu, den Bambaras, den Mandingos von Wolli und Tenda. Außerdem gibt es noch zwei andere Regierungsformen: die Theokratie und eine Art von Republik.

Die theokratische Regierungsform ist bei den Fulahs von Futa und Futa-Dschallon eingeführt. Diese Völker, welche früher unter Häuptlingen aus der Kriegerkaste (von verschiedenen Reisenden Siratigues genannt) standen, haben etwa seit einem Jahrhundert die höchste Gewalt einem religiösen Häuptling, Almamy genannt, anvertraut. Bondu und Kasson machen hievon eine Ausnahme.

Die republikanische Regierungsform findet man bei einigen Mandingo-Stämmen von Bambuk.

Nun wollen wir jedes dieser Völker genauer kennen lernen.

Mauren. Die Araber, welche den Südrand der Sahara bewohnen und am Senegal Mauren genannt werden, zerfallen in mehrere Völkerschaften. Von diesen bildet jede wiederum mehrere, folgendermaßen vertheilte Stämme:

Von West nach Ost: vom Ozean bis an den Niger; von Süd nach Nord: vom rechten Ufer des Senegal, wo sie jedes Jahr erscheinen, um dort Handel zu treiben, bis auf eine Entfernung gegen Norden, die sich nicht genau angeben läßt.

Folgendes sind die Namen der Völkerschaften und eine Bezeichnung ihres Gebietes:

Die Trarzas — vom Ozean bis auf die Höhe des Dorfes Gaé.

Die Darmankurs — mehr ein Marabutstamm als eine Völkerschaft: sie nehmen nur einen schmalen Streifen in dem Gebiet der Trarzas ein.

Die Braknas — von dem Dorfe Bokol bis in die Gegend von Modinalla.

Die Dowisch-Mauren — von Modinalla bis an die Mündung des Faleme.

Die Ualad-el-Koassis — von der Mündung des Faleme bis Medina in Kasson.

Die Ualad-M'Barek — leben wie die vorgenannten Völkerschaften nicht am Flusse, sondern im Innern des Landes, haben aber keinen bestimmten Ort, wo sie zum Handel jährlich an das Flußufer kommen, sondern gehen bald da, bald dort hin.

Die Tischits — leben in der Wüste, westlich von Tombuktu.

Der Ursprung dieser Völker läßt sich nicht sicher und bestimmt historisch nachweisen, wie man sich überhaupt beinahe überall in Fabeln verirrt und verliert, wenn man die Uranfänge ganzer Bevölkerungen erforschen will. Lassen wir also die Eroberungen von Herkules, die Gründung Karthagos und die

unbezähmten Numidier und fangen unsre Geschichte in einer nicht so fernen Zeit an.

Im 7ten Jahrhundert *) überschritten Araber aus Jemen (Juden, Christen und Sabäer) die Straße von Bab-el-Mandeb und flohen in das westlich vom rothen Meer gelegene Land, um den Verfolgungen zu entgehen, denen sie sich von Seiten der ersten Bekenner des Islam ausgesetzt sahen. Nach ihnen verbreiteten sich mahomedanische Araber ebenfalls über Mittelafrika, und brachten theils durch Furcht, theils durch Ueberredung die früher Ausgewanderten zu ihrem Glauben herüber. Ob aber vor diesen beiden arabischen Einwanderungen vielleicht schon eine weiße, ureingeborne Race in diesen öden Wüsten lebte, läßt sich weder sicher behaupten, noch mit unumstößlicher Gewißheit verneinen; auch wir wollen uns dabei nicht lange aufhalten.

Setzen wir aber, die oben berührten Araber seien die ersten weißen Bewohner des östlichen Theils der Sahara gewesen, so bleibt immer noch der Ursprung jener andern maurischen Völkerschaften, die den westlichen Saum der Wüste inne haben, zu erklären. Bei den senegambischen Arabern läßt sich unter den Binnen- oder östlichen Mauren und denen an der Meeresküste sehr leicht eine Verschiedenheit nachweisen. So gleichen die Tischits den Trarzas- und Braknas-Mauren gar nicht: die ersteren haben ein breiteres, platteres Gesicht, eine weniger geschweifte Stirne, eine weniger krumme und etwas an den Flügeln gedrückte Nase. Diese Bemerkung über jene zwei verschiedene Nationaltypen wurde von Herrn Kummer, welcher mit der Medusa Schiffbruch gelitten hatte, zuerst gemacht: er hatte dabei namentlich den Stamm der Trarzas im Auge. Seine Beschreibung entspricht zwar dem von

*) Hiebei wurden die interessanten Artikel zu Rathe gezogen, welche Herr von Avezac in der **Encyclopédie nouvelle** veröffentlicht hat.

uns Beobachteten nicht gänzlich, aber die Verschiedenheit der Völkerstämme scheint doch durch mehrere solche Bemerkungen erwiesen. Freilich mußte unter diesen, die Wüste durchziehenden Stämmen Kriege und Verbindungen nach und nach eine Vermischung herbeiführen; auch sagt Kummer, daß eine jener zwei verschiedenen Racen, und zwar die östliche, nicht zahlreich gewesen sei.

Nehmen wir das Bisherige halb für eine historische Thatsache, halb für Hypothese, so würde die Sahara einestheils von orientalischen, anderntheils von solchen Arabern bewohnt, deren Ursprung bis jetzt unbekannt ist. Könnte man diesen nicht durch die Rückströmung aus Spanien, als Ferdinand und Isabella die letzten arabischen Reiche zerstörten und aus den späteren Verfolgungen erklären? Hier muß ich ganz sachgemäß an jene schon früher gemachte Bemerkung über die graziöse Haltung und die zierlichen Formen erinnern, welche die maurischen Frauen am Senegal auszeichnen und eine genealogische Verwandtschaft mit den schönen Bewohnerinnen jener mittelländischen Küsten der pyrenäischen Halbinsel vermuthen lassen. Doch kann auch diese interessante Analogie nichts beweisen: denn die Andalusierinnen des heutigen Spaniens sind eben so gut die Erbinnen der Anmuth und Schönheit jener Töchter der Wüste.

Die Geschichte gibt uns überdieß noch eine Spur: man findet bemerkt, daß zur Zeit des Untergangs von Granada die alte Eifersucht zwischen den afrikanischen und spanischen Arabern noch nichts von ihrer Heftigkeit verloren hatte. Die aus Andalusien vertriebenen Stämme, welche in Mauritanien eine Zuflucht suchten, hatten darunter viel zu leiden; entweder verweigerte man ihnen jede gastliche Aufnahme, oder mußten die Armen sich solcher Behandlung unterwerfen, die ihrem natürlichen Stolze unerträglich schien. Daher scheint es nicht unwahrscheinlich, daß diese Verbannten ein anderes, weniger unfreundliches

Vaterland suchten und nach Süden zogen, wohin die andere arabische Bevölkerung noch nicht vorgedrungen war.

Als die Schwächeren, sahen sie sich bald durch die wachsende Bevölkerung der mauritanischen Araber immer weiter gedrängt und mußten endlich als Nomaden in der Wüste leben, dem einzigen Vaterland, das ihnen nicht streitig gemacht wurde.

Diese Hypothese ist übrigens nicht neu; Andere vor uns haben schon an eine solche Entstehung jener nomadischen Mauren gedacht und nur folgende Einrede könnte einigen Zweifel dagegen erregen: die spanischen Araber trieben Künste und Wissenschaften mit Fleiß und großem Erfolg, aber heutzutage trifft man unter diesen barbarischen Völkern, die unter dem nomadischen Zelte das ärmlichste Leben führen, nicht einmal eine leise Spur davon an; wenn dieß die Nachkommen der gelehrten und dichterischen Mahomedaner jener goldenen Zeit des Mittelalters wären, wären sie wohl so unwissend und wild, hätten sie jede Ueberlieferung ihrer einstigen Größe verlieren können?

Meiner Meinung nach aber hat dieser Einwurf mehr Schein als wirkliches Gewicht; erstens gibt die Geschichte der Menschheit viele Beispiele von einer solchen ausgearteten oder ganz verlornen Civilisation und besonders bei den mahomedanischen Völkern hat diese Entartung traurige Wirkungen hervorgebracht. Dann würde dieser Einwurf nicht nur die Mauren der Sahara treffen, sondern ebenso alle Bestandtheile des arabischen Volkes in Asien und in den andern Theilen Afrika's. Wo findet man unter den heutigen Muselmännern jenen erleuchteten Geist und glühende Einbildungskraft, welche einst aus finsterer Nacht so strahlendes, belebendes Licht plötzlich hervorbrechen ließen? Was blieb den jetzigen Dienern des Propheten von dem reichen Schatze ihrer Vorfahren, welche einst die Lehrer der ganzen Welt waren? Wohin ist jene sprüchwörtlich gewordene Galanterie gekommen, das Erbtheil des nach Iberien verpflanzten Kindes Ismaels?

All' diese Schätze des Geistes und der Anmuth sind dem siegreichen Kreuze der Glaubensarmee und den brennenden Holzstößen der Inquisition erlegen! Sie sind gefallen, um anderswo, bei einem anderen Volke in einem anderen Lande wiederum zu erstehen, denn so will es der unveränderliche, geheimnißvolle Wille, welcher die Weltgeschichte regiert.

Die Mauren jener obengenannten, verschiedenen Völkerschaften haben ungefähr alle die gleichen Sitten und Gebräuche; sie beobachten sämmtlich die Vorschriften ihrer Religion mit äußerster Strenge. Bei Vielen, namentlich Priestern, hat sie den fanatischen Eifer und die verfolgungssüchtige Intoleranz bewahrt, welche ihre Anhänger zum Haß und Mord der sogenannten Ungläubigen treibt; doch gibt es auch hier Ausnahmen und bei manchen Mauren tritt an die Stelle eines feindlichen, herben Glaubenseifers die krasseste Indifferenz: so gibt es welche, die dem Genuß der geistigen Getränke im Uebermaße ergeben sind, und so eines der strengsten Gesetze des Islam übertreten. Uebrigens muß man billigerweise anerkennen, daß gerade der Umgang mit Europäern solche gesetzwidrige Handlungen bei den Mauren hervorruft und daß dieselben am Senegal nicht häufig sind; und wo ist das mahomedanische Land, das nicht Solches und Aehnliches aufzuweisen hätte?

Die Regierungsform bei den Mauren, welche ohne Zweifel den Negervölkern Afrika's zum Muster gedient hat, ist eine absolute, in der Seitenlinie erbliche Monarchie; leider aber wird nur zu oft dieß regelmäßige Prinzip der Thronfolge durch bürgerliche Unruhen gestört. Daher ist die ungesetzlichste Anarchie so zu sagen der Normalzustand der politischen Verhältnisse bei den Mauren geworden.

Die Mauren sind im Allgemeinen spitzbübisch, verschmitzt und sehr zu Händeln geneigt, so daß bei dem anarchischen Zustand des Staates nur sehr schwer dauerhafte Freundschaft mit

ihnen zu halten ist; aber eben so schwer kann man diese nomadischen Zugvögel gehörig züchtigen, wenn und wie sie es verdienen.

Besonders die Trarzas- und Braknas-Mauren, welche in beständiger Handelsverbindung mit uns stehen, versetzen uns sehr oft in eine höchst unangenehme Lage; und doch darf man sie nicht beleidigen und verletzen, so daß unsere versöhnende und tolerante Rolle nicht selten in wahre Schwäche ausartet; denn wir brauchen sie nothwendig: sie allein bringen den Gummi auf unsere Märkte und gerade dieser Artikel ist die einzige Existenzquelle unseres Handels am Senegal.

Die politische Geschichte der maurischen Staaten am Senegal ist bei allen die gleiche: überall eine Reihe von Verbrechen, welche unaufhörlich die Ordnung im Staate stören; immer und überall ein wahres Chaos von Haß, Ehrgeiz und Intriguen.

Ich habe zu Bakel nähere Erkundigung über die Geschichte der Dowisch-Mauren eingezogen und diese können dazu dienen, im Allgemeinen die Ursachen und die Natur dieser Unordnungen kennen zu lernen.

Die Dowisch-Mauren waren ursprünglich tributpflichtig, und nur durch ihre Kühnheit und durch die Ueberlegenheit Eines unter ihnen gelangten sie aus dem Zustand der Knechtschaft zum ersten Range ihrer Nation. Der Besitz der Macht, durch List und Mord erlangt, befestigte sich durch die Gewalt der Waffen, welche ihnen jederzeit günstig blieben. Seitdem haben die Dowisch-Mauren allen Stämmen ihrer Nation Könige gegeben und sogar ihren Namen, der ursprünglich Sklave oder zinspflichtiger Knecht bedeutet, übertragen. Kein anderer Stamm denkt heutzutage daran, ihnen den ersten Rang streitig zu machen und die einzigen gefährlichen Feinde und Nebenbuhler erstehen ihren Häuptlingen in der eigenen Familie, daher jene unaufhörlichen,

gesetzwidrigen Bestrebungen des Ehrgeizes, an welche sich jede sonstige Ursache der Uneinigkeit anschließt.

Vor ungefähr sechzig Jahren starb Hamet-Chey, welcher damals Beherrscher der Dowisch-Mauren war, und hinterließ drei Söhne. Nach der Thronfolgeordnung erben die Brüder den Thron; wenn aber der verstorbene König keine Brüder hat, so tritt der älteste Sohn ein. Hamet-Chey hatte keine Brüder; sein ältester Sohn des gleichen Namens erbte somit die höchste Gewalt und übte diese lange Zeit ohne die gewöhnlich bei den Mauren vorkommenden Störungen aus. Eben dieser Hamet-Chey regierte, damals schon in hohem Alter stehend, die Dowisch-Mauren, als im Jahr 1819 unsere Niederlassung in Bakel gegründet wurde; sein ältester Sohn hatte den Auftrag, im Namen des Vaters die Unterhandlungen über die gegenseitige Handelsverbindung mit uns abzuschließen, wobei ein von uns zu entrichtender, jährlicher Tribut die Hauptsache ist.

Bald nachher starb auch Hamet-Chey; seine beiden Brüder Moktar und Ely lebten noch. Der ältere, Moktar, war gesetzlicher Thronerbe, sollte aber nicht wie sein Bruder im Frieden seine Macht genießen.

Gegen alles Recht nämlich verlangte der älteste Sohn von Hamet-Chey, Namens Sou-dy, eben der, welcher nicht lange zuvor mit uns unterhandelt hatte, den Thron für sich, bewaffnete seine vielen Anhänger und wußte endlich seinem Oheim die Gewalt zu entreißen. Um seinen Ansprüchen einen schwachen Schein von Recht zu geben, stützte er sich auf die Unklarheit des Gesetzes und auf den Vorgang seines Vaters; allein dieser hatte keine Oheime gehabt; endlich aber, und dieß war sein bester Grund, auf die Unterstützung seiner mächtigen Partei.

Souedy besaß somit den Thron auf ungesetzliche, räuberische Weise; aber auf der andern Seite bemühte er sich stets, dieß vergessen zu machen: er regierte mit weißer Mäßigung und

wußte sich die Liebe seiner Untergebenen zu erwerben; besonders in seinen Beziehungen zu uns zeigte er sich beständig versöhnlich und zugänglich, und die Dowisch-Mauren hatten seine Usurpation völlig vergessen, als er unter den Streichen eines Mörders fiel.

Seine beiden Oheime waren schon einige Zeit vorher in der Verbannung gestorben, hinterließen aber ihren Söhnen die Aufrechterhaltung ihrer verletzten Ansprüche, ein Umstand, den wir zum näheren Verständniß dieser verwickelten Geschichte nicht außer Acht lassen dürfen. Auch Souedy hatte wiederum Brüder und Söhne, so daß die Erbangelegenheit nur von Tag zu Tag verwirrter wurde; denn war einmal das gewöhnliche Erbrecht außer Wirkung gesetzt, so war kein Grund vorhanden, es nicht zu wiederholen.

Doch bestieg Souleyman, der ältere Bruder von Souedy, ohne Widerstand den Thron; allein dieß war nur ein trügerischer Schein von Ruhe. Hamet, der älteste Sohn von Souedy, eifersüchtig, hinterlistig, grausam und von Ehrgeiz verzehrt, machte sogleich bei der Thronbesteigung seines Onkels heimliche Anschläge gegen diesen, ging von Stamm zu Stamm und suchte Zwietracht auszustreuen; endlich einer ziemlichen Anzahl Unzufriedener gewiß, bestritt er dem Könige das Recht, den jährlichen Tribut, welchen wir für den freien Handel bei Bakel leisten, einzuziehen. „Dieser Handelsplatz wurde von meinem Vater gegründet," war seine Beweisführung, „und dem Sohne desselben gehört also die Nutznießung," eine ganz ungewöhnliche und gesetzwidrige Forderung, welche alle Gewalt des Thrones aufzuheben drohte.

Der Commandant und der Comptoirvorstand zu Bakel aber glaubten für Hamet Partei nehmen zu müssen und entrichteten die Zahlung, welche gesetzmäßig dem Könige gehört hätte, an den Sohn von Souedy. Dieß war der Anfang von großem

Unheil: Souleyman, im Vertrauen auf seine gerechte Sache, erschien mit einem Heer vor Bakel, führte die Heerden der Besatzung weg, plünderte das Dorf, mißhandelte die Einwohner und nahm sich vor, bei seiner Rückkehr auch seinen Neffen Hamet gehörig zu züchtigen. Dieser aber war ebenfalls auf seiner Hut; er sammelte seine Anhänger und der offene Bürgerkrieg begann. Er war von kurzer Dauer; Hamet, von strafbarer Ehrsucht getrieben, dachte den Streit durch einen hinterlistigen Mord zu endigen: er schlug unter dem Vorwand der Unterwerfung eine Zusammenkunft vor und wußte da so den Reumüthigen zu spielen, daß Souleyman gerührt ihm Gnade und volle Verzeihung verhieß; er aber entriß seinem Oheim das Gewehr und schoß denselben durch die Brust.

Diese feige und verrätherische Blutthat erregte bei den sonst nicht sehr feinfühlenden Dowisch-Mauren einen allgemeinen Abscheu gegen den Mörder. Die meisten Anhänger verließen ihn; sein Lager wurde zerstört und geplündert und er selbst entkam nur auf wunderbare Weise den Verfolgungen der empörten Stämme. Er fand bei den Braknas-Mauren, den Feinden seiner Landsleute, eine Zufluchtsstätte und einen mächtigen Schutz; ja seine Gastfreunde boten ihm ihre Hülfe um so bereitwilliger an, als sie dadurch Gelegenheit bekamen, ihre Erbfeinde zu bekriegen.

Abdallah, der Bruder von Soliman, wurde nach dem Tode des Letzteren König der Dowisch-Mauren. Zuerst hatte er den feindlichen Anfällen der Braknas Widerstand zu leisten und die geheimen Aufwieglungsversuche von Hamet zu hintertreiben. Die Söhne von Moktar und Ely, an deren Existenz man gar nicht mehr gedacht hatte, verließen ihre bisherige Zufluchtsstätte bei den Braknas-Mauren, als Hamet dort erschien, um nicht, wie sie sagten, mit einem feigen Mörder an dem gleichen Orte zu wohnen. Sie waren die Söhne jener Oheime von dem

Usurpator Souedy, dessen Brüder Souleyman und Abdallah waren; sie verlangten nun von dem Letzteren, als ihrem nahen Vetter, eine gastfreundliche Aufnahme, die ihnen auch gerne gewährt wurde.

Der Krieg mit den Braknas hörte erst durch den Tod von Hamet, der ebenfalls ermordet wurde, auf, da nun jeder Vorwand dazu wegfiel.

Einige Zeit lang herrschte Ruhe; die Uneinigkeiten schienen gelöst, die Parteien versöhnt, die alten, ehrsüchtigen Ansprüche erloschen zu sein. Doch war dies nicht in Wahrheit so: die Söhne von Moktar und Ely hatten nicht vergessen, daß ihre Väter aus der Erbfolge verdrängt worden waren und erwarteten unter dem Schein der Resignation nur eine günstige Gelegenheit, um ihre Rechte geltend zu machen. Sie benützten jedes Mittel, sich insgeheim eine Partei zu verschaffen, und als sie nun stark genug zu sein glaubten, warfen sie die Maske ab und behaupteten, ganz der Wahrheit zum Trotz, Abdallah behandle sie nicht mit der gebührenden Rücksicht. Unter diesem nichtssagenden Vorwande verließ Hamet-Deya, der ältere Sohn von Moktar, Abdallah, zog seine Brüder und Vettern an sich, stellte sich an die Spitze einer Empörung und verband sich inkonsequenterweise sogar mit den Brüdern von Hamet, von welchem er und seine Vettern vor kurzer Zeit sich mit so vieler Affektation fern gehalten hatten.

Dieß ist gegenwärtig der politische Zustand bei den Dowisch-Mauren: Hamet-Deya steht an der Spitze einer zahlreichen Partei gegen Abdallah, der jedoch sich bis jetzt auf dem Throne erhält. Wird der Letztere über kurz oder lang ermordet, so zählt die Partei von Hamet-Deya so viele verschiedene Elemente, daß nothwendig eine unentwirrbare Verwicklung von blutigen Zwisten unter den verschienenen Prätendenten entstehen muß.

Man sieht hieraus, wie wechselnd und unsicher die Regie-

rungen der Mauren sind und wie wenig man auf die Macht dieser Häuptlinge rechnen darf, wenn es sich um Schutz und Erweiterung unsrer Handelsverbindungen handelt. Gegen diese Unordnungen und Ermordungen sieht man bis jetzt kein Mittel.

Da man sonst über die Trarzas- und Braknas-Mauren schon Manches gehört hat, so will ich mich beschränken und nur über die Dowisch-Mauren noch einige Notizen, wie ich sie zu Bakel gesammelt habe, geben.

Diese Völkerschaft bewohnt gewöhnlich einen Theil der Wüste, welchen die Mauren Tagant nennen. Dieß Land liegt ungefähr sieben Tagemärsche von Bakel und neun von dem Lagerplatz der Braknas. Es gibt da kleine, mit Palmen und andern Bäumen bedeckte Berge; man hat Brunnen gegraben, die reichliches und vortreffliches Wasser liefern. Auch findet man Weide für die Heerden und eine fruchtbare Erde, so daß die Dowisch-Mauren hinlänglich Hirse und anderes Getreide bauen können, um in guten Jahren damit auszureichen.

Es gibt in Tagant Teiche und Marigots, die während der Regenzeit austreten und einen Theil des Landes überschwemmen. Man findet da Fische und Krokodile; ich kann aber nicht sagen, ob diese Marigots dem Senegal oder dem Niger angehören oder ob es vielleicht Bäche sind, die in jenen oben angeführten Bergen entstehen.

Diese Dowisch-Mauren haben in Tagant eine bleibende Residenz errichtet: Diese Stadt *) hat steinerne Häuser und holzene Dächer. Bei ihren Zügen aber leben sie wie alle Araber

---

*) Unser Dolmetscher gebrauchte das Wort Stadt, um anzuzeigen, daß die Orte größer als Bakel und die andern am Senegal gelegenen Orte seien. Doch muß man sich in Acht nehmen, da die Neger und Mauren so gerne übertreiben.

unter Zelten. Ihre Hauptstadt, die Residenz des Königs und der angesehensten Häuptlinge, heißt Tigigiga. Es gibt in Tagant noch andere, aber kleinere und weniger schöne Städte: Gassrelbake, Rachit und K'Bubar sind von Marabuts bewohnt.

Außer Tagant, wahrscheinlich einer Oase der Sahara, gibt es noch eine Gegend von ähnlicher Beschaffenheit; dieß ist Gangara, das zwar keine Städte, aber Palmenwälder, Brunnen, Teiche und Weiden besitzt.

Diese Dowisch-Mauren sammeln ihren Gummi in den Wäldern, die sie Laxor und Xamre *) nennen. In dem ersten ist das Gummi so im Ueberfluß vorhanden, daß sie in sehr kurzer Zeit ihre Karavane beladen haben. Diese Wälder sind ungefähr fünf Tagereisen von Tagant entfernt.

Wie schon früher bemerkt, wird die Gummiernte meist von Marabuts besorgt, die zum Stamm der Dowisch-Mauren gehören, doch kommen auch die Braknas-Marabuts, wenn beide Nationen gerade im Frieden leben, in diese Wälder, um zu sammeln. Man trifft während der Reise überall Wasser in Brunnen von sehr geringer Tiefe. Die Ernten finden vom Monat November bis April Statt; sie beginnen mit dem Ostwind und endigen mit der Blüthezeit. Die beiden oben genannten Wälder sind nicht die einzigen, welche durch die Dowisch-Mauren ausgebeutet werden; es gibt noch andere, südlich davon, aber das Gummi ist hier nicht so im Ueberfluß vorhanden.

Das Kameel findet bei den Dowisch-Mauren nicht die häufige Anwendung, wie bei den Trarzas- und Braknas-Mauren; die ersteren benützen meist Ochsen und Esel als Lastthiere.

Die Palmen von Tagant und Gangara liefern viele Dat-

*) Das x ist, wie das spanische x oder j, ähnlich dem deutschen ch auszusprechen.

teln, welche theils zur Nahrung der Stämme dienen, theils in Ledersäcke gepackt an den Handelsplätzen verkauft werden. Nach dem vierten oder fünften Jahr geben diese Bäume Früchte; man erntet im April und Mai. Der Waizen wird im October gesäet und im März geerntet. Die Mauren düngen ihr Land wie alle wilden Völker: sie brennen die Gewächse und das Stroh der Felder an, die sie einsäen wollen; nach diesem lassen sie ein von Pferden oder Eseln gezogenes Instrument darüber gehen, das nach der Beschreibung unserm Pfluge gleichen muß.

Die Dowisch-Mauren bedienen sich nicht wie die Neger eines Mörsers und einer Keule, um das Korn zu zermalmen; sie haben einen Apparat von zwei über einander gelegten Steinen, durch deren Mitte ein eiserner Pflock gesteckt ist. Der obere Stein hat eine Handhabe, der untere eine Einfassung und mehrere enge Löcher, so daß die Körner nicht entweichen können. Man schüttet Getreide zwischen beide Steine, setzt den oberen in eine kreisförmige Bewegung und läßt das so gewonnene Mehl auf eine darunter liegende Matte fallen: wie man sieht, eine rohe Nachahmung unsrer Mühlen. Um die Kleie von dem Mehl zu trennen, haben sie ein eisernes, sehr feinlöcherichtes Sieb; aus dem Mehl bereiten sie Kuskus und Fladen.

Diese Dowisch-Mauren haben sehr ausgedehnte Verbindungen bis Marokko und Tanger. Von Tagant bis zum Gebiet der Tischits sind es 5 Tagereisen und von da bis Marokko fünfzig; für diesen langen Marsch müssen sie ihr Trinkwasser mitnehmen, da man auf eine große Strecke gar keins findet.

Es gibt in Tagant viele Straußen und Löwen, welch' letztere sehr oft die maurischen Lager anfallen, um Vieh zu rauben; die Perlhühner und Antilopen sind dort seltener als am untern Senegal und auf dem linken Ufergebiet, so daß sie nicht hinreichen, deren Hunger zu stillen. Uebrigens habe ich schon beschrieben, auf welche Art und Weise die Dowisch-Mauren jene Raub-

thiere bekriegen. Elephanten gibt es keine in Tagant, aber viele Giraffen, die von den Mauren im Lager überfallen und als Leckerbissen verspeist werden. Auch das Straußenfleisch ist beliebt; die Jagd auf Letztere geschieht zu Pferde, und gibt neben dem Vergnügen keinen kleinen Gewinn, da sie die Federn dieser gigantischen Vögel sehr theuer verkaufen.

Die mit Gummi handelnden Marabuts sind schon öfters an die englischen Handelsplätze des Gambia gezogen, aber doch ziehen sie unsere Niederlassungen vor und kommen hie und da an die Handelsplätze der Braknas und sogar an die der Trarzas. Nicht die Länge des Weges ist die Hauptursache, welche die Dowisch-Mauren von der Reise an den Gambia abhält; es ist einestheils die Schwierigkeit, ein Land zu durchreisen, in welchem die mit Gummi handelnden Marabuts wegen früherer Vorfälle keine gute Aufnahme hoffen dürfen; anderntheils fürchten sie die große Sterblichkeit unter ihren Lastthieren.

Die Dowisch-Mauren besitzen in Tagant Gruben von farbigem Steinsalz, welche sie ausbeuten; sie gewinnen oft sehr dicke Platten davon, welche sie in Kaarta und Segu verkaufen; oft bringen sie solches auch an die Handelsplätze des Senegal. Es ist übrigens längst bekannt, daß in der Sahara eine Anzahl Salzgruben und Salzteiche existiren und daß das Salz im Central-Afrika als Scheidemünze gilt. Gewisse Reisende haben freilich behauptet, man habe schon Salz mit Gold aufgewogen: dieß ist jedoch schwer zu glauben; denn seit jener Zeit müßte der Salzwerth ungeheuer gefallen sein, da man jetzt für 1 Kilogramm (etwa 34¼ Loth) Salz nur Waaren im Werth von 42 kr. eintauscht.

Die politische Organisation der maurischen Völkerschaften ist äußerst einfach: die Fürsten haben den Oberbefehl im Krieg und die Rechtsentscheidung in wichtigen Fällen; geringere Sachen entscheiden die Marabuts.

Im Kriege tragen die Mauren eine Doppelflinte und einen Dolch: sie erheben ein Kampfgeschrei und führen alle möglichen Sprünge aus, um den feindlichen Kugeln zu entrinnen; sie bücken und richten sich abwechselnd auf, knien nieder, legen und setzen sich, und benützen außerdem noch jedes Gebüsch, oder wenn dieses fehlt, eine Staubwolke, die sie mit den Händen aufwerfen, um sich zu verbergen. Die Neger machen dieselben Bewegungen.

Die Kleidung der Mauren besteht in einer Kussabe von blauem Guineazeug, welche bis an die Knöchel reicht, und einer weitfaltigen Hose von demselben Stoffe; beide werden nie gewaschen, sondern bis zum letzten Fetzen getragen, woher auch die Mauren einen ekelerregenden Geruch um sich verbreiten, ärger noch als die Neger, welche in dieser Beziehung reinlicher sind. Die Mauren tragen ihren Kopf ohne Bedeckung; er ist übrigens von einem so dichten, wolligen Haar bedeckt, daß sie leicht jeden andern Schutz entbehren können; ihre Beine und Arme sind ebenfalls nackt. Im Kriege, auf der Jagd oder auf dem Marsche schürzen sie die Kussabe und gürten sie in zierlichen Falten um die Lenden.

Die Mauren nähren sich von Kuskus, Milchspeisen, Fleisch von Ochsen und Hämmeln. Um einen Hammel zu braten, graben sie ein großes Loch in den Sand, füllen dieses mit glühenden Kohlen und Asche, legen das Thier, nachdem sie die Eingeweide heraus genommen, ganz und mit seiner Haut hinein, wobei sie noch die aufgeschnittene Stelle zunähen; mit einer neuen Lage von Kohle und Asche zugedeckt, kocht das Fleisch nun mehrere Stunden. Der Versicherung nach soll es vortrefflich schmecken, und ich bin geneigt, es zu glauben, da alle Kraft und aller Saft beisammen bleibt. Diese Art zu kochen ist auch am Rio de la Plata einheimisch: dort geben sie einem Stück Fleisch (gewöhnlich Ochsenfleisch), das in eine Haut sorgfältig

eingenäht und so gekocht wird, den Namen assado con cuero. *) Es wäre vielleicht für einen unserer europäischen Gastronomen nicht uninteressant, den Versuch damit zu machen.

Die Mauren der Sahara haben dieselben Ansichten in Hinsicht der Schönheit, wie die meisten übrigen Mahomedaner. Je unförmlicher das Embonpoint, um so näher dem Typus des Schönen, Graziösen und Liebenswürdigen. Es soll sogar gewisse Dörfer geben, wohin die Häuptlinge und andere vermögliche Mauren ihre Frauen und Konkubinen schicken, um dort (der Ausdruck ist zwar nicht poetisch, aber bezeichnend) gemästet zu werden.

Fulahs. Gebiet von Futa. Die Grenzen von Futa gehen dem Senegal nach von Dagana bis zum Marigot N'Guerrer. Das ganze Gebiet zerfällt in drei Theile, die einem Oberhaupt gehorchen und unter besonderen Statthaltern stehen. Der westlichste Theil ist Futa-Toro, in der Mitte liegt das eigentliche Futa, gegen Osten Futa-Damga.

Die Regierungsgewalt ist in der Hand eines gewählten theokratischen Oberhauptes; die Wahl aber ist auf einige bevorrechtete Familien beschränkt.

Wenn ein Almamy zu wählen ist, so versammeln sich die verschiedenen Familien oder Stämme, welche den Kern der Nation bilden und schlagen je einen Kandidaten vor. Die Namen dieser Stämme sind: die Irlabes, die Bosseyabes, die Diophans, die Eleybobes, die Laos, die Deliankes und endlich die Peuls, welche unter sich wiederum in mehrere Stämme mit besonderen Namen zerfallen. Unter allen diesen haben die Familien der Irlabes und Bosseyabes den meisten Einfluß auf die Wahl.

Nach der Wahl, oder vielmehr dem Ausrufen, wobei jeder Stamm mit ungeheurem Geschrei und Tumult seinen Kandidaten

*) Braten in der Haut.

nennt, werden diese verschiedenen Namen einem Ausschuß vorgelegt, der nun aus diesen den künftigen Almamy ernennt. Gegenwärtig besteht dieser Ausschuß aus folgenden fünf Personen: Elfeki, aus dem Stamm der Eleybobes; Falilu, aus dem der Bosseyabes; Bubukar-Aldund, aus dem der Diophans; Bubukar-Tiernomole, aus dem der Bosseyabes; Jorodambanel, von dem Stamme der Peuls. Dieser Negerausschuß ist in Futa so mächtig, als der Rath der Zehner in der alten Republik Venedig: es ist eine Art von permanentem Gericht, dem der Almamy untergeben ist, das ihn tadeln, absetzen und sogar in gewissen Fällen zum Tode verurtheilen kann.

Nie und nirgends hat ein Wahlreich Sicherheit und Ruhe, vollständige Garantien für Regierende und Regierte gegeben; zudem ist die Wahl des Staatsoberhaupts beinahe immer mit Unruhen und oft mörderischen Kämpfen zwischen den verschiedenen Parteien verknüpft. In Futa, wo keine Civilisation solche Ausbrüche mildert, kommt es daher oft zu den traurigsten Scenen: jeder Stamm hält natürlicherweise darauf, daß sein Kandidat gewählt werde und die Entscheidung des Ausschusses vermag nicht immer solchen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Es gibt oft mehrere Almamy zugleich, und jeder derselben wird von seinem Stamm mit Waffengewalt unterstützt. Dieser anarchische Zustand erklärt hinlänglich die Schwierigkeit für den Almamy, in Futa Ruhe und Sicherheit zu handhaben und die Raubzüge der Stämme zu verhüten, deren Wahlansprüche nicht befriedigt wurden.

Schon oben *) habe ich kurz über die Fulah-Nationen und ihre Eintheilung gesprochen. In Futa nennt man Toukouleurs theils solche, die in Wahrheit diesen Namen tragen, theils die Torodos; die Peuls aber, welche in diesem Theil Afrika's sehr

---

*) Kapitel IV. Seite 79.

häufig sind, werden davon unterschieden. Bei uns, das heißt, in den klassischen geographischen Werken findet man den Namen Toukouleur nicht; Toukouleurs, Torodos und Peuls werden nicht getrennt, sondern ohne Unterschied Fulahs, Fellahs, Fellatahs, Fulans, Fellans, Futes, Puls und Peuls (als Synonymen) genannt.

Es ist übrigens nothwendig, ein Wort, nicht für die verschiedenen Elemente, sondern zur Bezeichnung der Bevölkerung zu wählen, wo sich alle jene drei Racen vereinigt finden, und ich habe dafür das Wort Fulah um so lieber gewählt, da es am häufigsten gebraucht, nie aber in der Sprache der Eingebornen als Bezeichnung für eine jener drei Racen allein angewendet wird.

Die Fulah-Nationen theilen sich also in drei Hauptstämme: Torodós, Peuls und Toukouleurs; die ersteren sind Ureinwohner; die zweiten ein fremder, später hinzugekommener Stamm; die dritten ein Mischlingsvolk der beiden ersten.

Die Peuls ziehen vor Allem unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie bilden ein Volk von verschiedener Race, Gesittung und Kleidung. Ihre Farbe, ein roth schattirtes Braun, hält die Mitte zwischen der Farbe der Mauren und der Toukouleurs; ihre Nase, weniger stumpf als bei den Negern, ist knorpelig, welches Kennzeichen die kaukasische Race von der äthiopischen unterscheidet; ihre schmalen Lippen, die längliche Gesichtsform, die breite Stirne und der weniger scharfe Gesichtswinkel, Alles dieß macht sie zu einer besondern bastardartigen Race. Ihre nomadischen Sitten, ihre Vereinigung als anderen Nationen zinsbare Hirten, der Mangel an Grundeigenthum, der sie hindert, eine eigentliche Nation zu bilden, Alles weist auf einen fremden Ursprung hin.

Ein interessanter Bericht des Herrn von Eichthal hat neuerdings einiges Licht auf das Vorkommen einer so besonderen Race

in Afrika geworfen; aber obgleich er mit großer Genauigkeit die körperlichen Verschiedenheiten des Peul-Stammes darlegt, und obgleich er nicht unterläßt, die Torodos als eine ureingeborne und die Toukouleurs als eine Mulattenrace zu bezeichnen, so bezieht er sich doch nicht genug auf den verschiedenen politischen Zustand dieser Stämme und gebraucht häufig die Benennung Fulah und Peul ohne hinlängliche Unterscheidung.

Nachdem in seinem Bericht die Meinungen der früheren Reisenden als ungenau und unerwiesen dargestellt sind, gibt Herr von Eichthal, der gerade über diesen Gegenstand besondere, höchst ausführliche, sprachliche Forschungen angestellt hat, seine eigene Meinung, und diese erscheint in der That als die genügendste und wahrscheinlichste. Frappante Analogien, welche er zwischen den verschiedenen malayischen Dialekten und der heutigen Sprache der Peuls aufgefunden hat, geben seiner Ansicht einen vortrefflichen Unterstützungspunkt und berechtigen ihn zu der Vermuthung, daß dieser Stamm durch eine stufenweise Wanderung, wie deren die Geschichte mehrere aufzuweisen hat, vom malayischen Archipel herübergekommen sei. Alle Reisende vor ihm waren über die physischen und ethnologischen Besonderheiten, welche den Peul-Stamm von der Negerrace unterscheiden, betroffen, und hatten aus der Geschichte der Völkerwanderungen die verschiedenartigsten Erklärungsweisen hervorgesucht; aber trotz aller dieser Hypothesen war keine Klarheit in die Sache gekommen. So sollten die Peuls aus Aethiopien, oder von den Barabras aus Nubien, oder aus Tetuan, oder aus Marokko stammen; ja man ging so weit, sie von den Soldaten einer im zweiten punischen Krieg verschwundenen römischen Legion herzuleiten, eine sonderbare und seltsame Vermuthung, die höchstens durch den eigenthümlichen Kopfputz, dessen kupferne Zierrathen an den Helm der römischen Legionssoldaten erinnern mögen, gerechtfertigt werden könnte. Alle diese verschiedenen Vermuthun-

gen entbehren einer genügenden Grundlage, und die des Herrn von Eichthal erscheint dagegen im höchsten Grade wahrscheinlich, da sie auf die stärksten ethnologischen Beweisgründe, auf die Vergleichung der Sprachen, gestützt ist. Soviel jedoch diese Vermuthung für sich haben mag, ein Umstand spricht doch dagegen: die Haare der Peuls sind nicht so platt und schlicht wie die der Mongolen; sie sind weniger wollig als die der Neger, länger und in ordentliche Flechten gelegt, was ihnen von fern den seidenartigen Schein gibt, den Mungo-Park schon bemerkt hat.

Der Peuls-Stamm, welcher sich nur in den Toukouleurs-Staaten *) findet, nimmt immer eine sehr untergeordnete Stellung ein, die man mit dem Zustand der Zigeuner, wie sie gegen das Ende des Mittelalters in Frankreich und Schottland lebten, vergleichen könnte. Es gibt indessen in Joloff und in einigen Mandingo-Staaten nomadisirende Horden von Peuls, aber ihre Lage ist da noch schlimmer als in den obigen; unter ihnen suchen die Häuptlinge ihre Viehhirten. Man sagt ganz gewöhnlich die Peuls des Königs, wie man sagt, die Sklaven oder Diener des Königs. Man gibt auch hie und da in Senegambien tributpflichtigen Toukouleurs den Namen „Peuls", aber in einer nicht physiologischen, sondern politischen Bedeutung, indem hier das Wort Peul nur tributpflichtig oder leibeigen bezeichnen soll.

Die Toukouleurs sind ganz sicher aus der Kreuzung von Peuls mit Torodos, Joloffs und Mandingos entstanden: ihre

---

*) Ich muß hier noch einmal bemerken, daß dieß der am Senegal gewöhnliche Name ist, womit man die Gesammtmasse und den herrschenden Stamm einer aus Torodos, Toukouleurs und Peuls zusammengesetzten Bevölkerung bezeichnet. Doch hindert dieß nicht, dafür das Wort Fulah zu setzen, welches in den östlichen Staaten denselben Sinn bezeichnet.

Hautfarbe ist dunkler als die der Peuls, aber lichter als die der eigentlichen Neger: ihre durch die Mischung des Bluts modifizirte Körperbildung trägt nicht ganz den Charakter der äthiopischen Race an sich; ihre Stellung als Hauptmasse der Nation und der Umstand, daß man fast nur bei ihnen den Peul-Stamm antrifft, dessen Sprache sie sprechen, gibt der doppelten Hypothese, daß hier ein fremdartiger Volksstamm und eine daraus entstandene Mischlingsbevölkerung vorliegt, neue Kraft. Man mag nun auch über den Ursprung der Peuls eine Meinung haben, welche man will, so wird man immer deren Stellung und die der Toukouleurs leicht erklären können: denn entweder wurden die ersteren als fremde Einwanderer gastlich aufgenommen, oder waren sie anfangs siegreiche Eroberer; in beiden Fällen mußten sie mit den eingebornen Frauen Verbindungen schließen. Da nun in den alten Staaten der Torodos, Joloffs und Mandingos die mütterliche Abstammung den Geschlechtsadel bestimmt, so mußte aus diesen Verbindungen nach einer nicht gar zu langen Reihe von Jahren eine neue Bevölkerung (die Toukouleurs) entstehen, welche vermöge des Gesetzes und der in ihnen vereinigten Interessen zu Einfluß und Ansehen gelangte. Diese Bevölkerung mußte, je mehr ihre Zahl anwuchs, eine immer größere Bedeutung und zuletzt dieselbe politische Uebermacht gewinnen, welche die Mulatten-Bevölkerung in einigen Staaten Amerika's erlangt hat. Daß ein Theil des Peul-Stammes sich rein erhalten hat, ist leicht zu erklären, wenn man annimmt, daß bei der ersten Einwanderung einige Frauen mitkamen; ihr abhängiger Zustand aber erklärt sich aus der oben berührten, nothwendig eintretenden, politischen Umwälzung, welche von dem Mischlingsstamm ausging.

Die Einwohner von Futa sind Ackerbauer und Fischer; ihre Industrie beschränkt sich auf Baumwollen-Gewebe und einige Töpferwaaren. Ihr Webstuhl ist sehr schmal und gibt nur etwa 7 Zoll breite Zeuge.

Ich habe schon früher die Fulah-Nation als sehr religiös bezeichnet: auch in Futa wäre diese religiöse Richtung ganz geeignet, um die Einwohner in Ruhe und Ordnung zu halten, wenn ihre Regierungsform eine bessere, mehr Festigkeit und Stetigkeit gewährende Einrichtung hätte. So aber erzeugen die ehrgeizigen Intriken eine immerwährende Rivalität unter den einzelnen Familien, Stämmen und sogar Dörfern, welche sehr häufig in den bittersten Haß ausartet und den sittlichenden Einfluß der Religion gänzlich zu nichte macht. Außerdem wäre dieser Einfluß gewiß nur höchst wohlthätig; denn der Islam treibt die Fulahs nicht zu einem blinden und grausamen Fanatismus, wie dieß bei den Arabern der Fall ist, sondern gilt ihnen nur als Moralgesetz und unschuldiges Ritual.

Die Peuls, welche in Futa leben, bilden eine Art unabhängiger Horden, die während der unfruchtbaren Jahrszeit plündernd umher ziehen. Sie sind allgemein gefürchtet und der Almamy kann den Räubereien derselben nur sehr unwirksam begegnen. Die Peuls des Futalandes sind Nomaden, wie die Mauren, und ziehen mit ihren Heerden von einer Weide zur andern; sie lagern nicht unter kameelharenen Zelten, sondern unter Strohhütten, deren halbkugelförmige Gestalt in etwas dem maurischen Zelte ähnelt. Diese Hütten werden von den Peuls mit großer Schnelligkeit aufgeführt und beim Weiterziehen nicht abgebrochen, um ein andermal wieder benützt werden zu können. Man trifft im mittäglichen Futa eine große Anzahl solcher verlassenen Lager.

Die Torodos und Toukouleurs sind mit Flinten und Dolchen bewaffnet; die Peuls haben zwar auch Schießgewehre, doch in geringer Anzahl: häufiger führen sie einen langen Bogen, womit sie vergiftete Pfeile, eine äußerst mörderische Waffe, abschießen.

Fulahs. — B o n d u. Dieses Land gränzt im Norden

an Galam, im Westen an Futa-Damga, im Osten an den Faleme und im Süden an Tenda, Wolli und einen kleinen Strich von Gambia. Dem Almamy gebührt außerdem die Oberherrschaft über einen kleinen Strich des östlichen, rechten Faleme-Ufers: nachdem die früheren Bewohner desselben, die Mandingos von Bambuk, in Folge von inneren Zwistigkeiten und Kriegen mit den Bambaras ihre Wohnsitze verlassen hatten, siedelten sich hier Auswanderer aus Futa-Dschallon an, welche gegen einen jährlichen Tribut den Schutz des Almamy genießen.

Die Regierung von Bondu ist eine Erbmonarchie, welche, wie bei den Mauren, nicht vom Vater auf den Sohn, sondern vom Bruder auf den Bruder übergeht; aber dieser durch das Gesetz geheiligte Grundsatz findet nicht immer seine Anwendung, sondern Revolutionen und Intriken beeinträchtigen nicht selten jene regelmäßige Uebertragung. Dieß ist gerade jetzt der Fall: der gegenwärtige Almamy ist der Sohn, nicht der Bruder des vorigen. Es gibt in Bondu keinen solchen Fünfer-Rath, wie in Futa; die Herrschaft ist unumschränkt und die an leidenden Gehorsam gewöhnten Unterthanen stehen nicht in immerwährender Empörung gegen ihren Herrn.

Der mahomedanische Glaube wird in Bondu noch strenger und reiner gehalten als in Futa, daher die sanften Sitten, der friedliche Geist und eine Redlichkeit, von der höchst selten eine Ausnahme zu treffen ist. Die Einwohner von Bondu sind fleißige Ackerbauer und treiben auch nach Art der benachbarten Sarrakolets Hausirhandel. Obgleich vornämlich solchen friedlichen Handthierungen ergeben, genießen sie doch Achtung bei den andern Völkern; sie wissen etwaigen Angriffen zu widerstehen und sogar, wenn es nöthig ist, zuvor zu kommen, so wie sie auch nicht versäumen, für eine empfangene Unbill oder Beleidigung Rache zu nehmen; mit einem Wort, Bondu ist ein bevölkerter, kräftig regierter Staat, welcher, ohne eigentlich krie-

gerisch zu sein, doch den benachbarten Nationen Achtung einflößt und Friede gebietet.

Nach der Sage soll der Staat von Bondu auf folgende Art entstanden sein. Die Sissibes, eine mächtige Familie des Futalandes, kamen eines Tages, durch bürgerliche Kriege aus ihrer Heimath vertrieben, zu dem Tunka von Galam, einem damals bedeutenden Reiche, dessen Hauptstadt Tuabo war, und baten ihn um eine Zufluchtsstätte. Die Flüchtigen wurden gütig aufgenommen und der Tunka zeigte gegenüber von ihnen nicht nur eine rühmliche Gastfreundlichkeit, sondern sogar eine bemerkenswerthe ritterliche Höflichkeit. So wies er ihnen nicht nur eine vorübergehende Ruhestelle an, gewährte ihnen nicht nur einfach seinen Schutz, so daß sie arm und besitzlos in dem neuen Heimathlande geblieben wären: er wollte, daß sie in seinen Staaten in Wahrheit ein neues Vaterland finden und die traurige Unbill des Schicksals vergessen sollten. Er hieß den Häuptling der Sissibes im Lande einen Platz aussuchen, der ihm am besten gefalle; als dieser gewählt hatte, bestimmte der Tunka, daß jeder von ihnen an einem gewissen Tage bei Sonnenaufgang, der Häuptling von dem neu gewählten Orte, er aber von Tuaba ausgehen und der Punkt ihres Zusammentreffens die Gränze der beiderseitigen Staaten bestimmen sollte. Am festgesetzten Tage machte sich der Häuptling der Sissibes auf den Weg, aber der Tunka vergaß die Uebereinkunft, und traf, als er spät am Tage noch fortgegangen war, seinen nicht so vergeßlichen Gastfreund nahe bei Tuabo. Dieß ist nach der Erzählung der Marabuts die Entstehung des Reiches Bondu, das, durch Eroberung angewachsen, sich aufs Neue durch Mißvergnügte aus Futa, durch Fulahs aus Futa-Dschallon und durch Kolonien von Sarrakolets bevölkerte. Die Familie der Sissibes regiert jetzt noch in Bondu und immer hegt der Almamy eine große Ehrerbietung gegen den Tunka von Goye, den er auch in

seinen Kriegen mit den Bakiris von Kamera vertheidigt und beschützt hat.

Diese Art von Legende, freilich wie fast alle Legenden von ziemlich zweifelhafter Glaubwürdigkeit, dient nichtsdestoweniger die geringe Breite von Galam und die beständige Freundschaft der Sissibes und Bakiris zu erklären.

Doch ist es einige Mal vorgekommen, daß ein Mißverständniß das gute Vernehmen zwischen beiden Völkern störte, aber immer war dieß nur vorübergehend und führte nie zu ernsten Folgen. In einem solchen Fall ist die Versöhnung mit einer Zeremonie verknüpft, welche jener sonderbaren Legende über die Entstehung von Bondu ein Zeugniß der Wahrheit abzulegen scheint. Diese für uns, aber nicht für die Eingeborenen, höchst spaßhaft erscheinende Zeremonie, welche offenbar ein Zeichen der Unterwürfigkeit und Vasallenpflicht enthält, findet Statt, wenn beide Häuptlinge in großer Versammlung über den Frieden unterhandeln. Nach den Präliminarien, sobald die Bedingungen von beiden Seiten bestimmt und angenommen sind, schlingt der Almamy von Bondu eine Schürze um seinen Hals, als Zeichen der Unterwürfigkeit oder eigentlich Sklaverei, und führt vor der Versammlung einen Tanz auf. Während dieser sonderbaren Respektsbezeugung sitzt der Tunka mit seinem Gefolge, die Abgeordneten von Bondu aber stehen. Wenn der Tunka glaubt, der Almamy habe seiner Pflicht hinlänglich genügt, so erhebt er sich, löst die Schürze ab und gibt demselben ein Pferd. Dieses Geschenk, zugleich ein Zeichen der Zufriedenheit und Freundschaft, gilt als Unterpfand des abgeschlossenen Friedens.

Der gegenwärtige Almamy hat vier rechtmäßige Frauen und vier Konkubinen; eine der ersteren, mit Namen Assa, ist die Nichte von Garan, dem Könige der Bambaras. Wie schon gesagt, ist der Almamy absoluter Herr in seinem Land; er spricht in bedeutenden Rechtssachen die Entscheidung, erklärt Krieg,

erhebt die Abgaben, ohne daß ein Ausschuß oder sonst eine nationale Repräsentation ihm dabei zur Seite oder im Wege stünde.

Wenn ein Almamy stirbt, so wird sein Tod durch das gewöhnliche Trauergeheul angezeigt; jedes Dorf sendet dann eine Deputation zum Leichenbegängniß. In dem Hofe seiner bisherigen Wohnung macht man das Grab, und errichtet, wenn der Leichnam mit den üblichen Gebräuchen, das heißt, mit Geheul, Schießen und Gesang der Grioten, eingesenkt ist, ein Haus darüber, das nie bewohnt werden darf. Dann findet ein großes Festmahl Statt, wobei viele Ochsen und Hämmel geschlachtet werden.

Die Vermögenstheilung nach dem Tode des Almamy geschieht folgendermaßen: der älteste Sohn bekommt für sich ungefähr drei Viertheile der ganzen Erbschaft; ihm gehören alle Amulette, das väterliche Haus und ein großer Theil der Sklaven. Der Rest wird unter die jüngeren legitimen und illegitimen Kinder ohne Unterschied vertheilt, doch so, daß die Söhne mehr bekommen, als die Töchter. Man sieht, das Majoratrecht findet hier in Bondu eine ebenso strenge Anwendung, wie in manchen unserer civilisirten Staaten.

Nach dem Tode eines Almamy und nach dem großen Leichenmahl versammeln sich die dabei anwesenden Deputationen aller Dörfer auf einer Ebene in der Nähe von Bulebane. Dort verkündet einer aus der Sissibes-Familie den Tod des Almamy und ruft zugleich den Nachfolger aus. Wenn Alles dem Gesetz und der Ordnung gemäß vor sich geht, so versammelt sich das Volk den andern Tag zur Krönungsfeierlichkeit. Dieses Wort ist freilich nur poetisch zu nehmen, denn diese Krönung besteht darin, daß man dem Almamy, der unter einem mit Amuletten und Ochsenhörnern geschmückten Baobab sitzt, keine Krone, sondern eine bescheidene rothe Mütze und einen Turban von weißem

Baumwollenzeug aufsetzt. Vor dieser Ceremonie wendet sich der Thronerbe nach Norden, gräbt ein Loch in die Erde und legt Gold hinein, ohne Zweifel um anzudeuten, daß er sich bemühen werde, Wohlstand und Industrie des Landes zu befördern; dann setzt der Sissibe, welcher das Heroldamt versieht, majestätisch dem neuen Almamy die Mütze und den Turban auf das Haupt. Hierauf bricht von allen Seiten der lebhafteste Beifall los: die jungen Leute, in ihre besten Kleider gehüllt, schreien und schießen mit den im Kampfe gebräuchlichen Bewegungen und Sprüngen; die Reiter sprengen im Galopp an und feuern ihre Gewehre ab; die Frauen schlagen in die Hände und singen das Lob des Neugekrönten; die jungen Mädchen legen Geschenke zu seinen Füßen. Sobald er diese angenommen hat, wird der neue Almamy von dem Volke nach Haus geleitet, wobei das Schreien und Schießen fortdauert.

Bemerkenswerth erscheint, daß der Sissibe, welcher eine so bedeutende Rolle bei der Ernennung des Almamy als Herold zu spielen hat, immer unter denen gewählt wird, die kein Anrecht an die Krone haben. Der Baobab, unter welchem die Scene der Krönung vor sich geht, genießt natürlich eine große Verehrung in dem Lande und befindet sich gegenüber von dem Dorfe Jalami, bei Bulebane.

Bondu kann eine Armee von 10,000 Fußsoldaten und 2000 Reitern stellen; der Almamy ist der oberste Befehlshaber, seine Brüder und Söhne sind Unteranführer. Wenn ein Krieg bevorsteht, beruft der Almamy die Sissibes zusammen und sagt: „ich erkläre dem oder jenem Volke den Krieg." — „Es sei so, wie Du willst," antworten die Glieder der Königsfamilie und verbreiten sich über das Land, um zu den Waffen zu rufen. Ueberdieß schickt der Almamy seine Sklaven mit Befehlen an jeden Dorfhäuptling; am festgesetzten Tag erscheinen Alle, und sollte der Befehl von einem oder dem andern nicht pünktlich befolgt

worden sein, so werden der Häuptling und die bedeutendsten Einwohner der betreffenden Dörfer von den Sklaven des Almamy bestraft und geplündert.

Der Minister Sappato, von dem ich schon zu reden Gelegenheit hatte, spielt eine bedeutende Rolle. Dieses Amt wird immer einem Mann aus dem Volke, nicht aus der Familie des Almamy, gegeben; der Minister genießt das Vertrauen des Almamy, spricht für ihn in den Versammlungen, empfängt die schuldigen Tribute und beherbergt ausgezeichnete Fremde, welche den Hof besuchen; er erhält außer anderen Einkünften die Hälfte des Zolls, welchen die durch Bondu reisenden Karavanen bezahlen müssen.

Die Dorfhäuptlinge üben ihre Amtsgewalt als Lehensleute des Almamy; ihre Stelle vererbt sich gleichfalls von einem Bruder zum andern. Wenn ein neuer Häuptling zu ernennen ist, so muß er eine bestimmte Investitur-Abgabe entrichten: ein Pferd und fünf Ochsen an den Almamy, einen Ochsen an den Minister. Das Amtszeichen für die Dorfhäuptlinge ist ebenfalls eine rothe Mütze, welche vom Almamy in öffentlicher Versammlung übergeben wird. Diese Beamten erhalten keine Besoldung, genießen aber, wie der Minister, gewisse Vorrechte, welche jene ersetzen: so gehört z. B., wenn ein Ochse oder Hammel im Dorfe geschlachtet wird, der Vordertheil von Rechtswegen dem Häuptling; jeder Landeigenthümer muß bei der Ernte vier große Körbe mit Hirse abgeben, welche jener mit dem Almamy theilt. Der Dorfhäuptling spricht in unbedeutenderen Rechtshändeln das Urtheil; der verlierende Theil kann aber an den Tamsir appelliren, welcher in allen Klagen, die keine Todesstrafe nach sich ziehen, als oberste Instanz entscheidet. Nur der Almamy kann diese höchste Strafe aussprechen.

Es gibt somit in Bondu drei Instanzen: der Almamy bildet die oberste; der Tamsir, als zweite Instanz, verhängt alle Strafen unter der Todesstrafe; die Dorfhäuptlinge richten in erster Instanz.

Ein anderes sehr wichtiges Amt ist das des Schulmeisters, welches immer mit einem Marabut besetzt wird. Obgleich nicht in allen Dörfern Schulen sind, so trifft man deren in Bondu doch ziemlich viele. Man lernt da den Koran auswendig, und arabisch lesen und schreiben, da dieß die einzige Schriftsprache in Senegambien und vielleicht im ganzen mahomedanischen Theil Afrika's ist. Der Unterricht beginnt früh Morgens um vier Uhr und endigt um sechs Uhr; fängt wiederum Abends um die siebente Stunde an und endigt um zehn Uhr. Man nimmt zum Schreiben hölzerne Tafeln, Federn von Schilfrohr und Dinte, die aus Wasser, Gummi und Ruß, der von den Kochgeschirren geschabt wird, bereitet ist. Die rothe Dinte, welche hie und da gebraucht wird, macht man aus Eisenoxyd. Die Schüler werden vom Schulmeister genährt und gekleidet, und müssen ihm dagegen sein Feld bestellen. Wenn der Unterricht vollendet, das heißt, wenn der Schüler dahin gebracht ist, daß er fertig lesen und schreiben kann und seinen Koran auswendig weiß, gibt er dem Lehrer einen Sklaven oder ein anderes Geschenk von gleichem Werthe.

Die Marabuts zerfallen in drei Abtheilungen: 1) Die Imans, welchen als einziges Geschäft obliegt, bei Erbschaftstheilungen*) Aufsicht zu führen und im Streitfalle zu entscheiden. Sie erhalten hiefür, wenn ihre Dienstleistung nothwendig ist, eine Belohnung an Sklaven oder Vieh aus der Erbschaftsmasse; bei solchen Gelegenheiten führen sie den Degen des Almamy als Zeichen der ihnen verliehenen Macht und der Achtung, welche man ihren Entscheidungen zu zollen schuldig ist. Beim Antritt ihres Amtes sind sie gehalten, dem Almamy einen Ochsen als

---

*) Dasselbe Erstgeburtsrecht, dessen wir oben bei Gelegenheit der Erbtheilung im Hause des Almamy erwähnten, findet auf alle Einwohner von Bondu seine Anwendung.

Tribut zu entrichten; da aber ihre Dienstleistungen im ganzen Lande in großem Ansehen stehen, so nimmt der Almamy sehr selten diese Ehrengabe an.

2) Die Tamsirs, welche die höchste Justiz verwalten; sie geben dem Almamy fünf Ochsen oder ein Pferd als Ehrengeschenk und empfangen von dem verlierenden Theil ein mit dem Streitobjekt im Verhältniß stehendes Honorar. Der am Hofe des Almamy sich aufhaltende Tamsir ist gewissermaßen das Haupt der übrigen: doch ist diese Klasse, wie auch die vorige, gar nicht zahlreich.

3) Die Talibas, die Gelehrten des Landes. Sie befassen sich mit dem Unterricht, dem gewöhnlichen Gottesdienst und den öffentlichen Gebeten; bei den großen religiösen Festen und Ceremonien haben die Imans und Tamsirs den Rang vor ihnen und leiten die Gebete.

Die Bevölkerung von Bondu ist wie die von Futa in eine Anzahl vor Stämmen oder Familien getheilt, deren Namen hier folgen:

Die königliche, herrschende Familie der Sissibes, von welcher ich schon geredet habe.

Die Dianikundas — ein sehr kriegerischer Stamm, welcher die südlich gelegenen Dörfer zwischen Gudioro und der Grenze von Tenda bewohnt. Ihr Häuptling nennt sich Dusubirama.

Die Kulets — in Folge von verheerenden Kriegen aus Joloff und Salum eingewandert. Sie bewohnen das Ferlu-Gebiet im südlichen Bondu und zählen viele Marabuts unter sich.

Die Sandarabes — bewohnen eben dieses Gebiet und stammen aus Niany, einem Uferstaat des Gambia. Sie gehören dem Peul-Stamme an, haben sich aber in festen Wohnsitzen niedergelassen.

Die Toronkes=Niany — ebenfalls Auswanderer aus Niany, aber nicht dem Peul=, sondern dem Mandingo=Stamm angehörig.

Die Balbabes, die Anans oder Toronkes — sehr zahlreiche und im ganzen Lande umher verbreitete Stämme.

Außerdem gibt es Sarrakolets, Fulahs aus Futa=Dschallon und sogar Joloffs, welche in Verbindung mit obengenannten, von außen eingewanderten Stämmen ein sehr heterogenes Gemisch bilden. Wirklich hat die Vermengung so verschiedener Elemente anstatt die jedem eigenen, häßlichen Charaktere zu verwischen, im Gegentheil dieselben so zu sagen in einem Individuum gesammelt und vermischt zur Anschauung gebracht: dieser Anhäufung der verschiedenartigsten Typen muß man es zuschreiben, daß den Bewohnern mancher Ufergegenden des Faleme jeder körperliche Reiz zu fehlen scheint, wie ich schon weiter oben bemerkt habe.

Es gibt nur wenige Peuls in Bondu; doch rechnet man als solche, außer den Sandarabes, die Kamanas, welche aus Futa=Dschallon stammen; diesen namentlich sind die Heerden des Almamy zur Hut übergeben und sie bewohnen die Dörfer um Ferlu.

Obgleich nicht eigentlich hier der passende Ort sein möchte, will ich doch am Schluß dieses Kapitels die tiefe Abneigung erwähnen, welche zwischen den Fulahs und Mandingos besteht und ihren Grund darin hat, daß die Ersteren strenggläubige und eifrige Anhänger des Islam, die Mandingos aber äußerst indifferent in religiösen Dingen sind.

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung über die Nationen und Regierungen des östlichen Senegambiens.

Die Sarrakolets. — Gränzen von Galam. — Regierung. — Eintheilung der Sarrakolets. — Die N'Diayebes; Ursprung dieser Familie; Ankunft derselben in Galam. — Niederlassung von Deimba=Fatim. — Erbtheilung. — Der verschwundene Schatz. — Samba=Jacinn beginnt den Bürgerkrieg in Galam. — Politische Einrichtungen bei den Sarrakolets. — Ihre Tänze, ihre Gewerbe. — Kasson. — Dessen gegenwärtiger Zustand. — Kaarta. — Bambaras; ihre Herkunft, Religion, Gewerbsamkeit. — Vasallen=Abstufung; Heereseinrichtung; die Tons. — Futa=Dschallon.

Die Sarrakolets. — Gebiet von Galam. Dieses Land nimmt nur eine geringe Breite am Senegal ein und gränzt nördlich an den Fluß und Futa=Damga; westlich an eben dasselbe; südlich an Bondu und Bambuk, östlich an eben dieses und Kasson.

Der Staat von Galam zerfällt in zwei durch den Faleme getrennte Theile: der westliche wird Goye oder Unter=Galam, der östliche Kamera oder Ober=Galam genannt. Früher standen beide unter einem Oberhaupt; aber seit den blutigen Kämpfen von Samba=Jacinn und den Bambaras gegen den Häuptling von Goye besteht Trennung und Krieg zwischen beiden Theilen des Landes. Weiter unten werde ich die Ursache und die bedeutendsten Ergebnisse dieses Streites darlegen.

Die gegenwärtige Regierung von Goye ist schwach und schwankend. Auch hier richtet sich die Thronfolge nach dem schon bekannten Gesetz der Seitenlinie, bei dessen folgerichtiger Anwendung meist abgelebte, alte Leute die Krone erben. In einem Lande, wo Polygamie herrscht und wo kein Unterschied zwischen rechten und Halb-Brüdern gemacht wird, folgt dieser Uebelstand nothwendig aus dem obigen Gesetze. Der Tunka von Galam genießt nicht die unumschränkte Gewalt, wie der Almamy von Bondu, sondern wird durch eine Nationalrepräsentation eingeschränkt, die aus der königlichen und einer andern Marabut-Familie gewählt wird.

Die Sarrakolets, welche die gegenwärtige Bevölkerung von Galam bilden, sind ein gewerbsames Volk, das sein Land baut und Handel treibt, und namentlich eine besondere Vorliebe für den Hausirhandel zeigt; sie haben sanfte Sitten, einen friedlichen Charakter und zeigen sich unserm Einfluß sehr ergeben.

Um ihrem Handel die weiteste Ausdehnung zu geben und ihrer Wanderlust zu genügen, haben sie in den verschiedensten Ländern Senegambiens ihre Kolonien angelegt. Von den Nationen, unter denen sie sich so niederlassen, geachtet, durchziehen diese eingeborenen Händler in größter Sicherheit schaarenweise das Land und tauschen ihre Waaren aus. Dieß ist leicht zu begreifen: die Völker, bei denen sie ihre Kolonien angelegt haben, oder deren Land sie besuchen, haben ein eigenes Interesse dabei, sie zu schützen; denn nur mit Hülfe der Sarrakolets verschafft sich diese indolente Bevölkerung ihre nothwendigen Bedürfnisse.

Die Sarrakolets zerfallen in folgende Abtheilungen:

Die Guidiagas umfassen den kriegerischen Stamm der Bakiris und den Marabutstamm der Saybobes, und bewohnen das linke Senegalufer, Bondu und besonders Galam. Sie sind nicht im Lande einheimisch, sondern kommen aus der Gegend

zwischen Kaarta und Segu. Wie so viele andere Völkerschaften des westlichen Afrika aus ihrer Heimath durch bürgerliche Kriege vertrieben, suchten die Bakiris und Saybobes Anfangs eine Zuflucht in Kasson, fanden aber hier nicht, was sie wünschten und vertauschten es daher gegen Galam, das bis jetzt nur von flüchtigen Peuls aus Futa-Dschallon bewohnt war. In kurzer Zeit bemeisterten sie sich des Landes, über welches sie seitdem die Herrschaft ausüben. Die Saybobes widmen sich ausschließlich den Geschäften des Priesterstandes, und bilden mit den Bakiris jenen berathenden Ausschuß, der, wie oben bemerkt, dem Tunka zur Seite steht.

Die Guihimahas sind nicht sehr zahlreich und bewohnen das rechte Ufer. Mit den Mauren vermischt und denselben zinspflichtig, trennen sie sich völlig von den Guidiagas, gegen welche sie oft nach maurischer Weise Raubzüge ausführen. Uebrigens hatte ich schon weiter oben Gelegenheit, von diesem Stamm der Sarrakolets zu reden.

Die Aërankes sind ebenfalls nicht sehr zahlreich. Diese leben in gutem Vernehmen mit den Guidiagas und bewohnen hauptsächlich den Galam zunächst gelegenen Theil von Futa-Damga.

Die N'Diayebes verließen ihre Heimath Joloff und wanderten kurz nach den Guidiagas in Galam ein; sie sind gar nicht zahlreich und bewohnen nur die Dörfer Bakel und Mondori und auch da bilden sie nur einen kleinen Theil der Bevölkerung. Eben diese N'Diayebes sind uns von jeher treu ergeben.

Ueber die Geschichte dieser Familie hat uns ein Greis von 120 Jahren, der Häuptling von Bakel, dessen Gedächtniß reich an Ereignissen und Sagen ist, einiges mitgetheilt, was hier folgen mag:

Deimba-Fatim, ein Jolofffürst, in dem jetzt ganz zerstörten N'Duram wohnhaft, kam vor langer Zeit nach Galam, um da Schutz vor der Rache des Burba-Joloff, gegen welchen er in offener Empörung gestanden hatte, zu suchen. Deimba lagerte mit seinen N'Diayebes der Erlaubniß des Tunka gemäß am Fuß des Berges Gorungude, gegenüber von dem Dorfe Golmi.

Die N'Diayebes waren Reiter und sie führten zuerst in Galam Pferde und Reiterei ein, was, wie wir später sehen werden, von bedeutenden Folgen wurde. Bei ihrer Ankunft fanden sie den Stamm der Bakiris gerade in zwei feindliche, einander heftig bekriegende Parteien gespalten: Kamera, das Haupt der einen, zog sich über den Faleme, gründete dort in der Nähe der Mündung das Dorf Gutube und setzte von da aus den Krieg gegen die andere Partei fort, deren Anführer Goye hieß. (Dieß wäre demnach der Ursprung jener Trennung von Galam und der beiden Namen.)

Deimba wünschte als ächter Abenteurer gar sehr, an dem Streite Theil nehmen zu dürfen; aber die Bakiris von Goye knüpften an die zu erweisende gastfreundliche Aufnahme die Bedingung, daß die N'Diayebes sich nicht in den Streit mischen sollten. Diese kluge Einschränkung hatte offenbar den Zweck, überhaupt die Einmischung eines Dritten in den Kampf zu vermeiden. Deimba überließ die Sache der Zukunft und freite die Tochter eines der bedeutendsten Häuptlinge unter den Bakiris. So erhielt er das Recht, als Angehöriger einer Häuptlingsfamilie in den Angelegenheiten des Landes mitzusprechen. Ein unglücklicher Zufall kam ihm zu Statten: nach Verfluß mehrerer Jahre, als der Krieg der beiden Parteien immer noch fortdauerte, wurde der Sohn von Deimba und jener Bakiri-Frau in einem Scharmützel, das zwischen Leuten von Goye und Kamera entstand, getödtet.

Dieses Ereigniß brachte eine große Aufregung unter den

N'Diayebes hervor: sie liefen zum Tunka und stellten diesem mit großer Heftigkeit vor, daß sie unter keiner Bedingung den Tod des Sohnes von Deimba ungerächt lassen würden und entschlossen seien, wenn er ihr Bündniß verschmähe, sich selbst und allein zu rächen; denn sie hätten geschworen, lieber Alle zu sterben, als eine solche That ungestraft zu lassen. Der Tunka gab nach und verband sich mit ihnen zu einem Zuge nach Kamera; die Bakiris von Goye folgten dem Beispiel des Tunka um so lieber, als sie schon längere Zeit den Krieg unglücklich geführt und schon oft bedauert hatten, nicht von Anfang an auf jenes Anerbieten eingegangen zu sein.

Der Zug ging vor sich und die beiden feindlichen Armeen trafen an dem Orte Diudusaë zusammen. Die N'Diayebes entschieden vermöge ihrer Reiterei den Kampf, der aber beiden Parteien theuer zu stehen kam; eine solche Menge Todter und Verwundeter lag auf dem Wahlplatze, daß der Sage nach sich der Boden öffnete und ein tiefer Marigot die Leichname und das Blut in den Senegal führte. Dieser Marigot heißt N'Gura und liegt zwischen Golmi und Yaffre.

Die Bakiris von Goye boten ihren Bundesgenossen zum Dank für diesen Sieg einen nach Belieben auszuwählenden *) Ort in Galam als ewiges Eigenthum an. Deimba nahm das Anerbieten an und schickte sogleich seine Brüder aus, um einen Ort zu wählen, wo man Stroh und Wasser für die Pferde hätte; als Erwiederung für das freundliche Zugeständniß schwur Deimba-Fatim dem Tunka Farin' Galy ewiges Bündniß und aufrichtige Freundschaft.

Die Brüder von Deimba kehrten bald von ihrer Rückreise zurück und meldeten, daß sie einen für den Stamm passenden

---

*) Wo ein fremder Stamm in einem Gebiete wohnt, da trifft man fast immer die Sage von solchen Abtretungen.

Wohnsitz gefunden hätten, eine halbkreisförmig von Hügeln umschlossene Ebene mit den Weihern Lotiende und Tugunde, deren Ufer von herrlichem Stroh bewachsen seien; nicht weit davon, am Ufer des Senegal, sei ein passender Ort für ein Dorf, wo schon die Uanu-Peuls einige befestigte Häuser hätten. Dieß ist das Dorf Bakel mit den Weihern, welche etwa eine Viertelstunde südwestlich von dem Komptoir liegen.

Sobald der Tunka die Wahl erfuhr, übergab er ihm jenes Land in Besitz und erklärte sich bereit, in eigener Person die N'Diayebes dort einzuführen. Er zog daher mit dem ganzen Stamm dorthin. Farin schien sich zu freuen, daß sein Land einen Ort besitze, welcher den Wünschen seiner Gäste entspreche; ihre Eigenschaft als Fremde, ihre Sitten und Gebräuche, und besonders der Sieg über die feindlichen Stammsgenossen hatte sie in den Augen des Tunka weit über die Bakiris erhoben.

Als die N'Diayebes in Bakel ankamen, fragte ihr Oberhaupt den Tunka Farin 'Galy, unter welchen Bedingungen er ihnen die Weiher, die Ebene und das bis jetzt von den Peuls besetzt gewesene Dorf als Eigenthum überlassen wolle. Durch diese Frage in seinen freundlichen und uneigennützigen Absichten gestört, antwortete der Tunka: „er erstaune über diese Frage; er sei von jeher Willens gewesen, den N'Diayebes eine unentgeltliche Gastfreundschaft anzubieten, und überdieß betrachte er das kleine Stück Land als eine Belohnung für ihre geleisteten Dienste. „Ich will kein Almosen, kein geschenktes Land und Stroh, antwortete Deimba stolz; bestimmt einen Preis, oder ich nehme das Ganze nicht an." Diese schroffe Antwort, so unähnlich einem Neger und so unpassend zu der Höflichkeit des Tunka, hätte das gute Vernehmen zwischen beiden Häuptlingen ernstlich stören können; allein nach langem Hin- und Herreden kamen sie endlich überein: die Weiher, die Ebene und das Dorf gehören Deimba für zehn Quentchen Gold; außerdem wurde im

Kontrakt festgesetzt, daß das Fischen in den Weihern verboten sein sollte. Diese Klausel, auf welche Deimba vielen Werth legte, hatte den doppelten Zweck, daß das Stroh um die Weiher nicht niedergetreten werde und nicht durch die herausgelegten todten Fische einen üblen Geruch bekomme. Man sieht, wie vorsichtig der N'Diayebes-Häuptling für seine Pferde sorgte.

Deimba, nun der rechtmäßige Besitzer von Bakel, machte sich mit Eifer an die Erbauung eines befestigten Dorfes, oder vielmehr, vollendete das, was die Peuls schon angefangen hatten. Diese Letzteren zogen bald darauf nach Osten, in das republikanische Gebiet von Kasson.

Deimba lebte lange und immer getreu seinen Pflichten gegen die Bakiris; seine Anwesenheit und die Erinnerung an den fürchterlichen Anprall seiner Reiter, machte den feindlichen Anfällen der andern Partei ein Ende und führte nach und nach eine Verständigung zwischen den feindlichen Stammsgenossen herbei.

Mit der Ankunft von Deimba war noch ein anderer Umstand verbunden. Bei seiner Auswanderung lebte er in Unfrieden mit einer seiner Schwestern; händelsüchtig, boshaft und über die Maßen geizig, begleitete sie ihn gegen seinen Willen in die Verbannung. Lange trug er die Unlust mit Geduld; eines Tages aber, kurz nach seiner Einsetzung zu Bakel, faßte er in Folge eines häßlichen Auftritts den Entschluß, sich für immer von ihr zu trennen: er bestimmte ihr als künftigen Wohnort einen Felsen gegenüber von Guilde, und ließ sie, um ihre Rückkehr und neuen Zank unmöglich zu machen, in ihrer engen Wohnung streng bewachen, worauf sie bald vor Kummer und Verzweiflung starb.

Dieser Felsen, noch heute unter dem Namen Seinde-Guisi (Seinde hieß jene Schwester) bekannt, hat im ganzen Lande eine große Berühmtheit erlangt, da man glaubte, Seinde habe hieher

ihren großen Schatz an Gold geflüchtet. Da sich aber bei ihrem Tode keine Reichthümer vorfanden, so schien es klar, daß sie aus Geiz und Haß gegen ihre Brüder jenen Schatz verborgen habe, und dieß konnte nur auf dem Felsen geschehen sein, wo man nun eifrig suchte, aber bis heute nichts gefunden hat. Dieser Umstand hat ihr Andenken zu einem Greuel der ganzen Bevölkerung gemacht.

Beim Tode von Deimba, dessen Brüder alle ihm vorangegangen waren, theilten seine beiden Söhne Maram und Latir sein Privateigenthum, aber nicht so leicht ließ sich das Dorf theilen.

Das Dorf Bakel war damals, wie heute noch, in zwei Theile getrennt: der nördliche, sehr vortheilhaft gelegene Theil besaß ein Tata und wurde von N'Diayebes bewohnt; der südliche Theil dagegen, weniger gut gelegen und befestigt, war beinahe ganz von Saybobes-Marabuts besetzt, welche sich nach und nach an die Reiter von Deimba angeschlossen hatten.

Da beide Brüder den nördlichen Theil zu bekommen wünschten, und somit Uneinigkeit über der Erbtheilung entstand, so mußten, dem allgemeinen Gebrauch gemäß, die Marabuts als Richter eintreten. Freilich waren sie selbst Partei; aber nichts desto weniger urtheilten sie nach Recht und Billigkeit; Maram, der ältere, hat die Wahl; er wählte den nördlichen Theil.

Die Marabuts waren von dem Betragen der beiden Brüder sehr wenig erbaut und benützten ihr Vorrecht als Diener der Religion dazu, den jüngeren Bruder, Latir, vor sich zu laden. „Ihr seid nun," sagten sie, „unser Häuptling; leider aber müssen wir Euch ein Verfahren vorwerfen, das uns persönlich und unsern Stand gekränkt hat; hoffentlich, möge Gott es geben, wird es das letzte Mal sein! Wir hätten diese feierliche Gelegenheit viel lieber benützt, Eure Tugenden zu loben und Euch unsern Dank darzubringen. Doch wollen wir es zu vergessen suchen,

wie ungern Ihr unser Häuptling geworden seid, denn wir sind friedliche Leute und treue Diener des Propheten. Vielleicht gewinnt Ihr einmal die Ueberzeugung, daß wir zwar nicht so geübt im Waffenhandwerk wie die N'Diayebes, aber so achtungsvoll und gehorsam wie sie gegen die Obrigkeit sind und im Nothfall auch für unsern Herrn zu sterben wissen."

Latir, ein sanfter und guter Charakter, war von diesen Worten der Marabuts tief ergriffen; er drückte ihnen sein Bedauern über das Vergangene aus und versprach, zukünftig ihre Achtung und Liebe verdienen zu wollen. Er hielt Wort: in den öffentlichen Versammlungen des Dorfes erschien er immer mit einem zahlreichen Gefolge von Marabuts umgeben, die sein Leben mit ängstlicher Sorgfalt zu beschirmen schienen; ihre Rathschläge waren so klug und immer von so glücklichen Folgen begleitet, daß Maram, ein Mann von finsterem, eifersüchtigem Charakter, endlich bedauerte, den N'Diayebes, welche nur das Schlachtbeil zu schwingen oder eine Flinte loszuschießen verstehen, den Vorzug gegeben zu haben. Er ärgerte sich so sehr über den Einfluß, den die Marabuts auf seinen Bruder und auf die öffentlichen Angelegenheiten ausübten, daß er den Plan faßte, Latir von seinen treuen Rathgebern zu entfernen.

„Ihr seid der Sohn eines Kriegers," sagte er zu seinem Bruder, „und Ihr verleugnet Euren Vater im Grabe, wenn Ihr Eure einzige Gesellschaft unter Leuten sucht, die nur zu beten verstehen. Was hilft das Beten und all' der gelehrte Kram, wenn es zu einem Krieg kommt? Sie werden Euch in der Gefahr verlassen und Ihr werdet einsehen lernen, daß sie zwar gut zu rathen, aber nicht zu fechten wissen" Die Sprache von Maram war nicht übel berechnet, denn sie wandte sich an die immer regen, aristokratischen Kasten-Vorurtheile; um so mehr erstaunte Maram, als Latir ganz ruhig und ohne im mindesten durch jene Worte getroffen zu scheinen, antwortete: — „Ich ver-

stehe Euch nicht; Ihr wundert Euch über etwas, was nicht meine Wahl, sondern Fügung der Umstände war; ich bleibe bei den Marabuts, da es das Schicksal einmal so will, übrigens befinde ich mich ganz wohl bei ihnen."

Maram ließ sich nicht abschrecken: theils aus Furcht, theils aus Neid versuchte er immer wieder jedes Mittel, um seinen Bruder von den Marabuts abzubringen, so daß dieser endlich Maram versprach, bei ihm im nördlichen Dorfe wohnen zu wollen, jedoch unter Vorbehalt seiner Rechte als Häuptling des südlichen Theiles; als aber dieser Plan der Zustimmung der Marabuts unterlegt wurde, verwarfen diese ihn förmlich. Maram mußte sich nun beruhigen.

Die Sachen blieben so bis an seinen Tod, und da er keine Kinder hatte, wurde Latir nun der alleinige Besitzer von Bakel. Bei seinem Tode folgte sein ältester Sohn und seit diesem der Regel gemäß Bruder auf Bruder. Bakel blieb im Besitz der N'Diayebes und kam so in die Hände des alten Silman; doch bilden, wie schon oben erwähnt, die N'Diayebes die Minderzahl.

Diese Geschichte, weitschweifig wie alle Erzählungen der Neger, hat das einzige Verdienst, eine getreue Wiedererzählung dessen zu sein, was uns der alte Häuptling zu hören gab.

Ich komme nun an die Ursachen des gegenwärtigen Krieges zwischen Ober- und Unter-Galam. Nach dem Vorigen war der frühere Streit durch die Dazwischenkunft der Diayebes zu Gunsten von Goye entschieden worden und bald verschwand jene Rivalität und Feindschaft zwischen den beiderseitigen Brüdern, die nun einem Fürsten gehorchten, wobei die beiden regierenden Familien sich in eine verschmolzen.

So ging es fort bis zum Jahr 1833. Damals faßte, von Ehrgeiz und Neid gestachelt, Samba-Jarinn, ein einflußreicher Häuptling und Prinz von Kamera, der aber vermöge seines Al-

ters sich nie Hoffnung auf den Thron machen durfte, den Plan, durch Gewalt zu erreichen, was ihm das Gesetz versagte. Seit lange sah er mit neidischen Augen, wie mit dem Gedeihen unseres Comptoirs zu Bakel auch die Macht der Fürsten von Goye wuchs; seine Väter hatten zuerst die Weißen in Kamera aufgenommen, als diese sich anfangs in Dramane und Tubabo-Kane niederließen. „Warum," dachte er, „soll ich nicht, wie die Fürsten von Tuabo, eines Vortheils genießen, den die Prinzen von Kamera vor diesen sich zugewendet hatten."

Im Laufe des Jahres 1833 ergriff er mit ungeduldiger Hast eine ihm günstig scheinende Gelegenheit, um loszubrechen; die Schiffe von St. Louis, welche den Verträgen gemäß ihren gewohnten Tribut an den Tunka entrichtet hatten, legten bei dem Dorfe Yaffre an, um Hirse und Häute einzuhandeln. Samba-Jacinn, der sich dort befand, schickte zu den Schiffern und verlangte, daß ihm für die Schiffe, die in seinem Gebiet Handel treiben, Tribut entrichtet werde. Man antwortete ihm, die Abgabe sei schon entrichtet, und zweimal zu bezahlen, hätte man nicht nöthig. Er bestand auch nicht weiter darauf, sondern schickte seinen Sohn Barka an den Tunka Samba-Kumba-Diama, um Reklamationen wegen des Tributs anzustellen. Der Tunka antwortete, eine solche Forderung habe keinen Grund; da die Gränze der beiderseitigen Gebiete durch den Faleme angezeigt sei, so gehörten die Schiffe, welche diesseits des Flusses wären, nothwendig zu Goye. „Dieß macht nichts, antwortete Barka, in früherer Zeit erhielten meine Väter auch Tribut von den Weißen und theilten ihn freigebig mit euch, ehe man es verlangte." Der Tunka bestand aber auf seiner Weigerung und schickte den Sohn von Samba-Jacinn zurück.

Nachdem dieser so einen scheinbaren Vorwand zum Kriege gefunden hatte, versicherte er sich der Hülfe der Bambaras und machte das nächste Jahr mit einer zahlreichen Schaar von Ba-

kiris aus Kamera und den Bambaras einen Einfall in Goye. Alles vor sich her zerstörend und verbrennend, kamen sie nach Tuabo, der damaligen Hauptstadt und Residenz des Tunka. Das Tata wurde mit der Axt gebrochen und bald drangen die Feinde ein. Nun erfolgte das gräßlichste Blutbad; kein Glied der königlichen Familie, dessen man habhaft wurde, fand Gnade. Kinder und Weiber wurden erdrosselt und die verstümmelten Leichname mehrere Tage lang der erschreckten Bevölkerung zur Schau hingeworfen.

Doch hatte der Feldzug nicht den gewünschten Erfolg. Durch einen merkwürdigen Zufall befand sich der Tunka mit seinen Söhnen gerade damals, als die Einwohner von Tuabo unter dem Mordbeil der Feinde bluteten, zu Bakel. Dem Blutbade glücklich entronnen, aber durch den ungeheuren Verlust zu sehr geschwächt, um an einen Angriff oder auch nur an gehörige Vertheidigung denken zu können, erwartete der Tunka mit seinen Söhnen zu Bakel den Ausgang dieses schändlichen Raubzuges.

Seinerseits fuhr Samba-Jacinn, in seiner ehrgeizigen Hoffnung getäuscht, fort, alle Dörfer mit Feuer und Schwert zu verheeren; als nur Ruinen, Brandstätten und Leichname übrig waren, bezahlte er die Bambaras und kehrte nach Kamera zurück, dessen Herrschaft er sich anmaßte. Nach seinem Abzug ließ sich der Tunka zu Kounguel nieder, das bis heute Residenz und Hauptstadt ist.

Die Feindseligkeiten dauerten bis zum Tode von Samba-Jacinn fort, doch nicht mit dem verheerenden Eifer wie Anfangs. Die Kinder von Samba erbten nicht die ehrgeizigen und gehässigen Leidenschaften ihres Vaters, und längst schon wäre der Friede hergestellt, wenn nicht jene Greuelthaten einen tiefen Abscheu zurückgelassen hätten. Beide Parteien wünschen aufs lebhafteste unsere Vermittelung und ohne Zweifel wird es gelin-

gen, einem für das Land und uns so unangenehmen Zustande ein Ende zu machen. *)

Die politische, religiöse und gerichtliche Organisation der Sarrakolets unterscheidet sich von der bei Bondu näher bezeichneten Einrichtung nicht im Geringsten. Ihre Industrie ist die gleiche; ihre Kampfweise, ihre Kleidung und Bewaffnung bietet gar keinen Unterschied dar.

Wir waren zu Bakel bei den Tänzen der Sarrakolets zugegen. Man kennt aus anderen Reisebeschreibungen die Tänze der Neger: gewöhnlich werden sie als höchst unzüchtig dargestellt und nicht mit Unrecht; namentlich zeichnen sich die Tänzerinnen am unteren Senegal und zu St. Louis durch Bewegungen von der abschreckendsten Unzüchtigkeit aus. Jede übertriebene Scham bei Seite gesetzt, müssen diese Verdrehungen und Bewegungen bei jedem europäischen Zuschauer einen tiefen Abscheu erregen, während die eingeborene Menge vor Freude klatscht und schreit.

Dieß ist bei den von uns in Galam gesehenen Tänzen nicht der Fall: namentlich die der jungen Mädchen haben einen Anstrich von tadelloser Bescheidenheit und Anständigkeit. Die Tänzerin senkt den Kopf nicht ohne Grazie und dreht ihn abwechslungsweis rechts und links, wie um zu grüßen; diese Kopfbewegungen werden von leichten Schwingungen der Arme begleitet, wobei sie nicht sowohl hüpft oder springt, sondern in langsamem, würdigem Schritte geht. Die Umstehenden markiren den Takt, indem sie eine Phrase von drei oder vier Wörtern immer in denselben Ton wiederholen und dabei in die Hände klatschen; Tamtam und Guitarren erklingen dazu. Ehe der Tanz endigt, beschleunigt das Mädchen ihre Schritte und Bewegungen; die

---

*) Die Aussöhnung zwischen Ober- und Unter-Galam ist unterdessen wirklich erfolgt.

andern Mädchen und Frauen werfen ihr als Zeichen des Beifalls Tücher zu, welche sie zusammenrafft, um ihre Lenden schlingt und mit ihren Armen in Bewegung setzt.

Solche Tänze werden von einer Person im Kreise vieler Zuschauer ausgeführt, und in dem Augenblicke, wo das junge Mädchen sich zurückzieht, springen die jungen Bursche in den Kreis, ergreifen ihre dort niedergelegten Flinten und schießen sie los. Auch dieß ist ein Beifallszeichen für die Tänzerin, welche hie und da eine der Flinten ergreift und diese als Balancirstange gebraucht.

Die Tänze der jungen Bursche sind nicht so ernsthaft und würdig; ihre Bewegungen geschehen ruckweise und rasch, wobei sie beständig ihr Gewehr schwingen; auch tanzen oft mehrere zusammen.

Die Neger scheinen die Theilnahme oder auch nur das Zusehen bei diesen Tänzen sehr hoch anzuschlagen und setzen diese Lustbarkeit oft bis tief in die Nacht hinein fort.

Man baut sehr viel Baumwolle in Galam; die Frauen versammeln sich zu Zwanzigen auf den Feldern, um den Flaum von den Körnern zu trennen, was mit kleinen Stäben geschieht, die sie sehr schnell über die auf Matten hingelegte Baumwolle hinrollen; diese Arbeit geschieht immer während der Nacht. Um das Wachen angenehm zu machen und den Eifer der Arbeiterinnen zu erhöhen, hört man Gesänge und Musik der Grioten.

Man baut auch Indigo und erhält daraus eine herrliche Farbe; schon früher habe ich dieses Produkts und des Werths, den man ihm in St. Louis beilegt, erwähnt.

In Galam findet man Weber, Schuster und Schmide. Die beiden letzten Gewerbszweige sind durch die Mauren eingeführt, welche darin, und namentlich in Bearbeitung der Metalle, sich auszeichnen.

Fulahs. — Kasson. Dieses Land liegt auf beiden Ufern des Senegal, gränzt nördlich an Kaarta, südlich an Bambuk, westlich an Kamera und östlich an das Gebiet der von Bambuk abhängigen Mandingos. Früher war Kasson ein mächtiger Staat, gebildet von Fulah-Kolonieen aus Futa-Dschallon; gegenwärtig aber ist es eine Beute der Anarchie und Verwilderung. Der Theil auf dem linken Ufer ist ganz verwüstet und die wenigen noch dort gebliebenen Einwohner sehen sich den grausamsten Verfolgungen von Seiten der Bambaras ausgesetzt; die andere Mehrzahl ist nach Bondu geflüchtet, wo der Almamy dieses vertriebene Volk sammt seinem Könige Sambala freundlich aufnahm. Dieser unglückliche Fürst, durch seinen eigenen, mit den Bambaras verbündeten Bruder vertrieben, sieht voraus, daß sein Land eine Beute dieser Erbfeinde wird, mit denen jene unklugerweise gemeinschaftliche Sache machen. Kasson ist somit gegenwärtig nur der Schatten von einem Staat, da der rechte Ufertheil sich auf gewisse Art mit der Kaarta, dem Heimathlande jener fürchterlichen Bambaras, verschmilzt.

Die Fulahs von Kasson sind viel weniger religiös als die von Bondu. Der demoralisirende Einfluß der Mandingos von Bambuk und Kaarta hat sie wenigstens indifferent und nachläßig in Uebung der Religion gemacht und sie haben jetzt mehr Uebereinstimmung in Sitten und Glauben mit den Bambaras, deren Sprache sie auch zum Theil angenommen haben, als mit ihren alten Landsleuten und den andern Fulahs. Die sanften Sitten und Eigenschaften der Sarrakolets und der Einwohner von Bondu sind dort durch die Laster der Nachbar-Völker verdrängt worden. Diebstahl, Müssiggang und eine tief gewurzelte Abneigung gegen die friedliche Beschäftigung mit dem Landbau sind die schlimmen Früchte ihres guten Einvernehmens mit den Mandingos, namentlich denen von Bambuk. Ihr armes, gewerbloses

Land bringt zur Noth die unentbehrlichsten Bedürfnisse hervor; die Elephantenjagd gewährt einige Ausbeute und sie verkaufen dieselbe theils an die Engländer, theils an unsere Komptoire.

Bambaras. — Kaarta — gehörte früher zu Kasson und gehorchte den Häuptlingen dieses Staates, der einst eine mächtige Republik bildete. Aus dem großen Reiche, welches die kriegerischen Bambaras westlich vom Niger, der hier nach Norden strömt, gegründet hatten, machten sich einige Horden zu neuen Eroberungen auf und rissen Kaarta an sich, dessen bisherige Einwohner sie zerstreuten. Eine geraume Zeit lebten die Sieger in gutem Vernehmen mit den südlich gegen das Senegalufer gedrängten Besiegten; seit einiger Zeit aber haben die letzteren wieder neue Angriffe und Verfolgungen auszustehen und sehen sich großentheils nun auch aus der neuen Heimath vertrieben.

Ihren alten Eroberungsgrundsätzen getreu, beunruhigen die Bambaras alle Nachbarstaaten durch Krieg und Zwietracht. Eroberer und Abenteurer zugleich, befolgen sie einestheils das Beispiel der Römer, als deren Bundesgenossenschaft von den schwächeren Nachbarn gesucht wurde, anderntheils das der Söldner- und Räuberbanden, die zur Zeit Heinrichs II. von England sich an den Meistbietenden verkauften, oder, wenn sie ohne Arbeit waren, feindliche Provinzen verheerten. Uebrigens sind sie ihren Nachbarn in der Kriegskunst weit überlegen und mit ihrer Hülfe sehr gesucht, theils um die Streitigkeiten der herrschenden Familien zu schlichten, wie in Galam und Kasson, theils als Bundesgenossen gegen andere Völker. Einmal durch Tribut als Bundesgenossen erkauft, beobachten sie die eingegangenen Verbindlichkeiten in den meisten Fällen treulich.

Die Bambaras sind sehr irreligiös; aber, einer geordneten Regierung unterworfen, treiben sie verschiedene Gewerbszweige mit noch mehr Erfolg als die Fulahs und Sarrakolets. Sie fabriziren ihr Pulver selbst, wozu sie den Schwefel an unsern Handelsplätzen kaufen; sie bauen Hirse, Arachiden, Baumwolle, Indigo; sie arbeiten in Eisen und wissen es sogar sehr gut zu härten.

Die Religion Mahomeds hat nur eine sehr geringe Anzahl von Anhängern unter den Bambaras. Sie treiben eine Art Fetisch-Dienst und beten besonders bei wichtigen Anläßen eine große Urne aus Kanari-Erde an, die sie mit Amuletten verschiedener Gattung füllen. Diese Urne befragen sie vor jeder wichtigen Unternehmung, und die Entscheidungen derselben, durch gewisse geheimnißvolle Zeichen gegeben, werden genau befolgt.

Ihre Regierungsform ist ähnlich wie die in Bondu und bei den Sarrakolets. Auch hier gibt es eine Stufenordnung von Vasallen, die an das Mittelalter erinnert: so gleichen die Sklaven des Königs ganz den „Leuten oder Getreuen" unserer Könige; sie befehligen das Heer und besitzen selbst Sklaven, die wieder welche unter sich haben. Die freien Einwohner des Landes genießen wie damals bei uns weder Schutz noch Gunst, und verwünschen oft ihre Freiheit, die sie der Willkür eines jeden mächtigen Sklaven preis gibt. In dieser Staatseinrichtung ist nur der Name verschieden, das Prinzip hingegen das gleiche, wie in unsern frühern Staaten: Vasall oder Sklave, hier ist wenig Unterschied, beide bezeichnen einen Unfreien.

Spuren von dieser Vasallen-Abstufung trifft man in einigen Staaten Senegambiens, z. B. in Bondu, nirgends aber ist sie so vollkommen durchgeführt, wie in Kaarta.

Die Bambaras sind am ganzen oberen Senegal das einzige Negervolk, das wir ernstlich zu fürchten hätten; im Vertrauen

auf die Furcht, die sie ihren Nachbarn einflößen, im Besitz einer starken und wohlgeordneten Regierung, würde sich ihr Stolz schwer dazu verstehen, unsern Einfluß zu ertragen.

Es gibt in Kaarta vier Heere, welche je einen Oberfeldherrn und zwei Unteranführer haben. Dieß weist auf eine Art von Landwehr und auf geordnete Staatseinrichtungen hin: gewiß ist eine solche Eintheilung im Heere, unter beständigen Oberanführern, in einem unzivilisirten Lande etwas Merkwürdiges.

Diese Heere bestehen größtentheils aus Sklaven oder Vasallen. Bei einem Kampfe stellt man die untergeordnetsten in die erste Reihe und hinter sie Freie oder Sklaven von höherm Rang; diese letztern haben die Aufgabe, durch Peitschenhiebe den Muth und die Tapferkeit der Vorderen, Tons genannt, anzufeuern. Ist eine Stadt oder ein befestigtes Dorf einzunehmen, so schickt man die Tons an das Tata, um es mit der Axt zu brechen; ist nun eine Bresche gemacht, was natürlich nie ohne bedeutenden Verlust an solchen Leuten geschieht, dann schreitet das übrige Heer zum Sturm. Hiebei ähneln die Einrichtungen und Ansichten der Bambaras den unsern nicht, da bei uns die erste Kampfreihe als ein Ehrenplatz gilt, bei ihnen aber den niedersten Sklaven überlassen wird.

Die Bambaras sind leidenschaftlich für Musik eingenommen; sie haben außer dem Tamtam und der Guitarre noch eine Art von Flöte oder eigentlich Pfeife aus Bambus, der sie melodische Töne zu entlocken wissen. Ich habe schon oben bemerkt, daß es bei ihnen sehr gebräuchlich ist, jede Wange mit drei länglichten, parallelen Dolchwunden zu bezeichnen.

Fulahs. — Futa-Dschallon. Von diesem Lande habe ich nur sehr wenig zu sagen: es ist ein ungeheuer großes Gebiet, mit einem gewählten Oberhaupt; es hat weit mehr Hülfs-

mittel, als die Senegalländer: der Landbau ist dort sehr vervollkommnet und der Boden bringt Bananen und Orangen im Ueberfluß hervor; außerdem gibt es viele Palmen, welche Datteln, Wein und Oel liefern. Die Einwohner sind ernste, strenge Mahomedaner, welche ihrer Religion bis zum Fanatismus anhängen; sie stacheln sich eigentlich zu einem tiefen Haß gegen die Ungläubigen, jedoch mit Ausnahme der Weißen, von denen sie abzustammen behaupten. Es gibt in Futa-Dschallon eine Menge von nomadischen Peuls-Horden, welche jedes Jahr wie Waldströme über die Mandingo-Dörfer von Tenda, Kantora und sogar Wooli hereinstürzen. Mollien, der Futa-Dschallon besucht hat, gibt über Sitten und Gebräuche weitere Nachrichten.

Ueber die Mandingos von Bambuk werde ich im weiteren Verlauf unserer Reise näheren Bericht abstatten.

Eilftes Kapitel.

Allgemeine Beobachtungen über die Sitten, Gebräuche und Krankheiten der Völker im westlichen Senegambien.

Neigung der Neger zum Diebstahl. — Bettelei. — Ihr stoisches Ertragen der Schmerzen. — Entbindung der Frauen. — Besondere Art des Fischfangs. — Schlackenähnlicher Eisenglanz. — Heirathen der Neger. — Stellung der Frauen bei den schwarzen Völkern. — Liederlichkeit unter den Negern und Negerinnen. — Fruchtbarkeit ist bei den Frauen die geschätzteste Eigenschaft. — Toilettenkünste derselben. — Bemerkungen des Herrn Huard über die Krankheiten von Bakel.

Beinahe alle Reisende stimmen darin überein, daß sie den Negern einen unwiderstehlichen Hang zum Diebstahl zuschreiben. Labat bemerkt die Geschicklichkeit ihrer Füße, mit denen sie Sachen, nach welchen es sie gelüstet, auf die Seite schaffen, und behauptet, man müsse in Gesellschaft eines Negers mehr auf seine Füße Acht haben, als auf seine Hände. Diese Beobachtung machte ich nicht, dagegen aber überzeugte ich mich auch, daß die Neger, besonders die mit Weißen Umgang haben, sehr diebisch sind. Einen Weißen zu bestehlen, ist nicht nur keine Sünde, nein es wird häufig als ein Verdienst angesehen und sie treiben ihre Verschwiegenheit bis zum heroischen Märtyrthum, indem sie lieber die härtesten Strafen über sich ergehen lassen, als ihr Vergehen eingestehen. Die Sklaven der Weißen bestehlen ihre Herren mit vollkommen ruhigem Gewissen: sie sagen, es sei alles

unter ihnen gemeinschaftlich. Diese diebische Neigung der mit Weißen zusammen lebenden Neger ist eine unwidersprechliche Thatsache und gibt zu traurigen Reflexionen Veranlassung.

Die Fulahs von Bondu und die Sarrakolets zeigen unter allen Negern, die mit Weißen häufig in Berührung kommen, diese schlimme Neigung am geringsten. Der Almamy bestraft den Diebstahl oft mit dem Tode.

Die Mauren und alle Neger sind schlimme Bettler: nie kommen sie zu einem Weißen, bei welchem sie immer ungeheure Reichthümer vermuthen, ohne um etwas zu betteln, und zeigen dabei eine Beharrlichkeit, die durch nichts gebeugt werden kann. Keine abschlägige Antwort schreckt sie zurück und sie kommen so oft wieder, bis sie das Gewünschte endlich erhalten; das einzige Mittel, sich ihrer zu entledigen, wäre, daß man sie gewaltsam fortjagte, aber dieß ist nicht immer klugerweise anzuwenden. Wenn sie Geschenke machen, muß man sehr auf seiner Hut sein, denn dieß ist ihre sicherste Art des Bettelns: nimmt man das Geschenk an, so kennt ihre Beharrlichkeit keine Gränzen, und erfüllt man nicht alle ihre Wünsche, so sind sie höchst unzufrieden, murmeln Schimpfreden und entfernen sich mit Geschrei, daß die Weißen so geizig seien und von dem armen Neger Geschenke nehmen, ohne etwas dafür zu geben.

Die Neger hegen eine tiefe Verachtung gegen den Schmerz; sie setzen einen Stolz darein, bei schweren Verwundungen oder schmerzhaften Krankheiten eine völlige Unempfindlichkeit zu zeigen: ein einziger Schrei des Schmerzes würde sie entehren. Auch die Frauen ahmen den Stoizismus der Männer mit Glück nach; bei ihren Niederkünften scheinen sie nicht das geringste Weh zu empfinden. Sogleich nach der Entbindung reinigen und versorgen sie ihr Kind selbst; denselben Tag oder doch den andern Tag versehen sie wieder wie gewöhnlich ihre Haushaltung. Zu St. Louis hat man als Hebammen alte eingeborene

Frauen, welche die neugeborenen Kinder besorgen; die Mutter pflegt acht Tage der Ruhe.

Die Neger sind gewöhnlich sehr ungeschickt mit dem Feuergewehr und treffen selten das Ziel, oder auf der Jagd ein Wild im Flug und im Lauf; schießt man in ihrer Gegenwart auf solche Weise ein Wild, so ertönt von allen Seiten der Ausruf der Verwunderung und des höchsten Erstaunens: Bism' Allah. Doch sollen die Fulahs im Bogenschießen bedeutende Geschicklichkeit zeigen und auf dreißig Schritt ein Ziel in der Größe eines Thalers treffen. Mollien rühmt gleichfalls die geschickten Bogenschützen von Futa-Dschallon.

Als ich in einem früheren Kapitel von dem Fischfang der Neger sprach, vergaß ich eine besondere Art desselben anzuführen: sie werfen, während sie auf dem Wasser hinfahren, einen Wurfspieß auf gerathewohl in die Wasserpflanzen hinein; natürlich muß, wenn dies Verfahren gelingen soll, eine große Menge von Fischen vorhanden sein.

Bondu, Bambuk und alle südlichen Theile Senegambiens sind sehr reich an Eisenoxyd (Eisenglanz). Am Ufer des Faleme fanden wir sehr häufig schlackenähnliche Stücke von Eisenerz, nirgends aber metallisches Eisen. Bei der bekannten Trägheit und Indolenz der Neger ist nicht zu verwundern, daß sie sich nicht die Mühe geben, diese reichen Schätze von Eisenerz zu gewinnen und in brauchbares metallisches Eisen zu verwandeln. Sie finden es bequemer, für ihren Gebrauch unser Stangeneisen zu verwenden und sie machen daraus ihre nöthigsten Ackerbau- und Kriegs-Werkzeuge.

Im Innern von Afrika, bei den Bambaras, Mandingos am Niger und in Futa-Dschallon gewinnt man Eisen aus Gruben; man sagte uns sogar, daß manche Schmide aus Galam und Bondu ihr Eisen in Damga holen, nirgends aber konnte man uns über die Art, wie sie das Erz behandeln, genauere

Nachricht ertheilen, nur sagte man, sie schmelzen und hämmern es. Die Faßreife, welche wir an sie verkaufen, gebrauchen sie sehr gerne, um daraus Dolchklingen zu machen.

Man hat schon viel von den Hochzeiten der Neger und von den Zeremonien, die vorher und nachher damit verknüpft sind, gesprochen. In Galam und Bondu haben diese Zeremonien und Förmlichkeiten nichts Besonderes; dagegen bietet ein Joloff-Hochzeit manche originelle Formen dar, die ich noch in keinem Reisewerk beschrieben gefunden habe.

Der Anfang geschieht durch die Mutter des Brautwerbers und diese sagt zu der Mutter des Mädchens: „Mein Bock verfolgt deine Geise (**sema siket topena sabei**)." Wenn die Bewerbung angenommen wird, antwortet die Mutter des Mädchens: „ich werde deinen Bock anbinden"; wo nicht, so heißt es: „ich werde ihn fortjagen." Im ersten Fall läßt er den andern Morgen vor Sonnenaufgang zwei weiße Kälber vor die Thüre des Mädchens, das bei der ganzen Sache nicht gefragt wird, bringen. Diese Kälber sind sowohl ein Geschenk für die Begehrte, als auch das Emblem der Jungfräulichkeit, die sie nun aufgibt, da vom Tage an der Bräutigam in die Rechte des Ehemannes eintrit; erst wenn die Zeichen der Schwangerschaft erscheinen, wird die Hochzeit mit den religiösen Formen vollzogen Der Marabut spielt nun seine Rolle, liest einige Verse aus dem Koran und läßt die beiden Vermählten ihre Zustimmung vor den versammelten Verwandten bezeugen. Dabei fehlt es natürlich nicht an Flintenschüssen, Geschrei, Geklatsch und Gesang der Grioten, man begibt sich in das Haus des Ehemannes und verzehrt da viel Kuskus und wenigstens einen für das Fest geschlachteten Ochsen.

Vor der förmlichen Hochzeit wird ein Kontrakt abgeschlossen, vermöge dessen der Frau ein Witthum, gewöhnlich in einigen Sklaven und Stücken Vieh bestehend, zugesichert wird. Die Frau

bringt hie und da eine rapareille *) mit, kann es aber auch unterlassen.

Nach der förmlichen Hochzeit (nicht schon nach der Verlobung) sitzt die Frau acht Tage lang an der Thüre ihres Hauses, verhüllt und nach innen zugekehrt; so empfängt sie die Gratulations-Besuche der Verwandten und der übrigen Eingeborenen des Dorfes, so wie die interessirten Glückwünsche der Grioten, welche ihr Glück und eine zahlreiche Nachkommenschaft wünschen. Diese Sitte hat einen Anschein von Keuschheit und Schamhaftigkeit, der mit dem Uebrigen in sonderbarem Widerspruch steht; doch haben wir eben diese Bemerkung schon einigemal zu machen Gelegenheit gehabt.

Moore beschreibt nach Job Ben Salomon eine sonderbare, in Bondu einheimische Hochzeitszeremonie: die Entführung der jungen Braut durch ihren Mann. Die Brüder und Vettern derselben machen ihm den Eingang in das Haus der Braut streitig und weichen nicht, bis sie Geschenke bekommen haben und in einem Scheingefecht gegen den Bräutigam und seine Genossen unterlegen sind. Die Frau wird nun heraus geholt und auf ein Pferd gesetzt, gehört aber noch nicht dem Manne: er muß sie von neuem den Freundinnen und Anverwandtinnen entreißen und auch diese beschenken. Ich selbst habe diesen Gebrauch nie gesehen und auch nichts davon gehört; doch möchte ich nicht behaupten, er könne nicht Statt haben. Es gibt so viele Formalitäten und Zeremonien bei den Negern, welche unbemerkt vorüber gehen, daß es auch mit dieser der Fall sein kann; oder ist jener Gebrauch nach und nach ausgeartet und hat nur einem verworrenen Schreien und Schießen Platz gemacht, so daß dessen ursprüngliche Bedeutung nicht mehr zu erkennen ist.

---

*) Dieses dem Portugiesischen (rapaço, Dienerin) entlehnte Wort bezeichnet am Senegal eine vertraute Sklavin.

Die Stellung der Negerfrauen ist nicht so untergeordnet wie die der maurischen Frauen; sie sind zwar auch gleich diesen eigentlich die Mägde ihrer Männer, aber nicht die Sklavinnen; sie können sich z. B. scheiden lassen oder trennen, wenn sie mit ihrer Ehe nicht zufrieden sind.

Die Eifersucht der Neger ist nicht so heftig wie die der Mauren; sie ertragen leicht, oft sogar ganz gleichgültig eine etwaige Untreue ihrer Frauen. Doch wäre es unklug, zu sehr darauf zu bauen, denn es gibt auch solche, die in einem Fall der Art unerbittlich wären: dieß sind solche, die den Koran gut gelernt haben oder viel im Umgang mit Mauren leben.

Die meisten Reisenden stimmen darin überein, daß die Neger einen großen Werth auf die Jungfräulichkeit ihrer Frauen legen; ich theile diese Ansicht durchaus nicht, sondern kann versichern, daß man in Galam, Bondu und bei den Fulahs von Kasson sehr schwer ein erwachsenes Mädchen finden wird, die ihre Keuschheit bewahrt hätte. Die Unzucht ist zu häufig und frühzeitig; doch sind die Frauen nach der Heirath weniger dazu geneigt als vorher, und Unzucht herrscht namentlich unter den jungen Mädchen und verheiratheten (freilich auch unverheiratheten) Männern. Die Gleichgültigkeit mancher Männer bei der Untreue ihrer Frauen rührt ohne Zweifel häufig von ihrer eigenen Untreue her, die sie nicht einmal zu verbergen suchen.

Die Negerinnen betrachten Fruchtbarkeit als die erste und vorzüglichste Eigenschaft einer Frau: eine unfruchtbare Frau erregt die Verachtung ihrer Bekannten, die sich mit Abscheu von ihr entfernen. Bei ihren Streitigkeiten gebrauchen sie den Namen dieser Naturwidrigkeit als Schimpfwort, und dieses ist noch entehrender, als wenn man bei uns jemand eine Hure nennt. Bei allen Afrikanern aber gilt eine Anspielung auf die Geschlechtstheile der Eltern als der größte Schimpf.

Die Frauen und die jungen Mädchen tragen unterhalb der

Lenden um den Körper einen Gürtel von durchsichtigen Glasperlen, den man Tiaudi nennt. Dieser fünf- bis sechsfache Gürtel gilt als Amulet, um den Jungfrauen ihre Jungfräulichkeit zu erhalten und die Frauen vor Unfruchtbarkeit zu bewahren.

Die Negerinnen haben den im ganzen Orient und in Nordafrika unter den türkischen, maurischen, arabischen und sogar jüdischen Frauen allgemein verbreiteten Gebrauch auch angenommen, die hohle Hand und die Nägel an Händen und Füßen rothbraun zu färben; sie zeichnen auch den Rand der Augenlieder mit dieser Färbung. Das Farbmittel erhält man aus der Frucht des Kelelebaumes, die man babla nennt; man stößt dieselbe und läßt sie vierundzwanzig Stunden und darüber im Wasser liegen, wodurch eine Gährung entsteht, welche die Farbe hervorbringt. Je nach der Wassermenge und der Gährungszeit wechselt auch die Intensität der Farbe: bei viel Wasser und kurzer Gährungszeit erhält man das liebliche Rosa, womit man die Haare der kleinen maurischen Knaben und Mädchen färbt; wird aber die Menge des babla vermehrt und die Gährungszeit verlängert, so wird die Farbe immer tiefer, ja beinahe schwarz.

Bemerkungen des Herrn Huard über die Krankheiten Ober-Senegambiens. *)

„Obgleich in der Heilkunde nur wenig erfahren, betrachte ich es doch als meine Pflicht, die Beobachtungen, welche ich

---

*) Diese Bemerkungen sind das Einzige, was aus den Notizen des Herrn Huard mitgetheilt werden konnte, da alles Uebrige fur einen Fremden nicht mehr zu lesen war, er aber leider während der Arbeit starb.

während meines Aufenthalts in Ober-Senegambien zu machen Gelegenheit hatte, mitzutheilen und zu erklären, was meiner Ansicht nach die Ursachen und Arten der zu Bakel einheimischen Krankheiten sind. Wenn meine Arbeit nur den Nutzen hat, daß die Regierung einsieht, wie nöthig es für unsere Niederlassung wäre, daß ein erfahrener Arzt dorthin geschickt würde, wo eine Geißel, die zwar keine so schrecklichen Symptome zeigt, wie das gelbe Fieber auf den Antillen oder die asiatische Cholera an den stark heimgesuchten Orten darbieten, allein nichts desto weniger eine ebenso große Menge Opfer fordert.

„Diese Geißel ist verschiedenartig: 1) das tödtliche Fieber, welches in vierundzwanzig Stunden sein Opfer hinwegrafft; 2) das einfache Fieber, das periodisch auftritt, durch seine Dauer die menschlichen Kräfte aufreibt, den Kranken immer mehr schwächt und abmattet, und so lange kämpft, bis er überwunden ist; 3) die Dyssenterie; 4) Leberentzündungen, die manchmal als Nachkrankheit, oft aber auch sogleich drohend und schwer zu behandeln auftreten.

„Es wäre freilich zu wünschen, daß eine geübtere und in der Heilkunde erfahrenere Feder diese verschiedenen Krankheiten zu beschreiben unternähme; wir haben wenigstens ein nützliches Ziel vor Augen gehabt.

„Obgleich Bakel längere Zeit ein vollständiges Offizierpersonal, also auch einen Marinearzt, in seinen Mauern hatte, so ist doch keine umfassende Monographie über die Krankheiten des Landes erschienen, und dieß ist einfach zu begreifen: der Militärarzt hat nur die seiner Sorge anvertrauten Europäer zu behandeln, und beschränkt sich auf die Krankheitsgeschichte seiner Patienten; da nun das hiesige Klima von dem Frankreichs so sehr verschieden ist, so braucht er um die Ursachen dieser Krankheitserscheinungen nicht verlegen zu sein.

„Sobald z. B. der europäische Soldat sich den Tag über

nur eine Minute lang der vollen Sonne aussetzt, so ist das tödtliche Fieber indicirt; wenn sich der Europäer nur einmal eine Unmäßigkeit zu Schulden kommen läßt, so sind die schlimmsten Folgen von selbst zu erklären. Wir sind weit entfernt, die Verdienste der früheren Aerzte zu Bakel zu schmälern; aber wir sind der Ansicht, man müsse die Krankheiten unter allgemeine Gesichtspunkte bringen und namentlich bei den Eingebornen beobachten, da diese, an das afrikanische Klima gewöhnt, nur noch unter den besonderen Verhältnissen des Ortes selbst zu leiden haben können.

„Bakel ist unstreitig der ungesundeste Ort Fluß auf- und abwärts; die dortige Sterblichkeit rührt her theils

von der eigenthümlichen Lage des Forts, Komptoirs und Dorfes, und von diesen besonderen Ursachen werden wir zuerst sprechen, anderntheils

von Ursachen, die ganz Ober-Senegambien gemein sind, nur aber gerade in Bakel wegen dessen topographischer Lage einen gefährlicheren Charakter annehmen.

„Die aus einem Mauer- und Wall-Ring bestehende Festung Bakel liegt oberhalb des Dorfes auf einem von vorspringenden Quarzfelsen gebildeten Hügel; sie ist ziemlich weit vom Fluß, den sie jedoch beherrscht, entfernt, und in dieser Beziehung nicht übel gelegen, wird aber von andern benachbarten Bergen, welche den freien Durchzug der Luft hindern, ihrerseits beherrscht.

„Ich überlasse den Männern vom Fach, die Lage der Festung in Beziehung auf ihre Vertheidigungsfähigkeit zu beurtheilen; ich will nur beiläufig bemerken, daß zu verschiedenen Zeiten daran gebaut und sie nicht in dem jetzigen Zustand aus der Hand des Ingenieurs hervorgegangen ist. Zuerst hatte diese Niederlassung nur eine Mauer von roh durch Erde verbundenen Steinen; nach und nach setzte man dafür fest gekittete Kalksteine und das Ganze wurde so mit der Zeit, was es jetzt ist: besser

als früher, aber immer noch schlecht genug. Man darf nicht vergessen, daß in Beziehung auf dieses Stückwerk Niemand ein Vorwurf treffen kann: die für den Posten von Bakel vom Ministerium ausgesetzte jährliche Summe ist so gering, daß sie kaum zu den nöthigsten Ausbesserungen und Einrichtungen hinreicht, nie aber etwas Größeres auf einmal geleistet werden kann.

„Ebenso ist es mit der Lage. Zwar scheint uns diese höchst ungeschickt gewählt; wenn wir aber bedenken, daß Männer von großem Verdienst diese Niederlassung gegründet haben, so sind wir gerne geneigt, an überwiegende Gründe, die dafür gesprochen haben mögen, zu glauben; die Nähe eines großen Dorfes und der unmittelbare Schutz des Tunka von Goye mögen beigetragen haben, die Mängel dieser Lage zu übersehen.

„Wie dem nun sei, die Wohnung des Kommandanten und die Kaserne sind sehr ungesund: zwei niedere Häuser zwischen drei sehr nahe stehenden Mauern, unbequem, traurig, feucht im Winter, heiß, wenn die Sonne ihre glühenden Strahlen herabschießt, bilden die Wohnung des Ersteren.

„Eine kleine, gewiß nicht kostspielige Gallerie hätte dieß angenehmer und gesunder gemacht; auch sollte man auf diesen Häusern einen luftigeren Pavillon errichten. Dann wäre die Wohnung angenehmer; vielleicht aber spricht hiegegen die Rücksicht auf militärische Vertheidigung.

„Die mit der Rückseite an die südliche Mauer gelehnte Kaserne ist nicht einmal gegen den Regen geschützt; sie ist zwar bedeckt, aber das Wasser dringt ungehindert ein, da sie zu ebener Erde liegt. Entweder ist sie zu feucht oder zu heiß, je nach den atmosphärischen Verhältnissen; außerdem steht ihr gegenüber der Pulverthurm, der nicht einmal mit einem Blitzableiter versehen ist: eine unbegreifliche Unvorsichtigkeit in einem Lande, wo vier bis fünf Monate hindurch jährlich die Gewitter gar nicht aufhören. Diese Verbesserung wäre dringend nothwendig.

„Das Gebäude für die Handelsgesellschaft von Galam ist noch viel fehlerhafter gelegen: von einer mit schlechten Kanonen versehenen Mauer umgeben, steht es in einer Niederung hart am Flusse; es besteht aus zwei ungeheuren Magazinen, welche über sich drei kleine, schlecht gebaute Zimmer haben. Der Hof innerhalb der Mauer ist während der Regenzeit beständig mit Wasser angefüllt, das zwar gewöhnlich nicht in die Magazine eindringt, aber augenscheinlich eine beständige Kloake bildet, die keinen Abfluß hat und durch Ausdünstung nur unvollkommen austrocknet. Das Komptoir ist schlecht gelegen, schlecht abgetheilt, zu eng gebaut; es bedürfte wenigstens bedeutender Ausbesserungen, um den Boden weniger ungesund zu machen, wenn man nicht vorzöge, es an einem besser gelegenen Orte aufzubauen.

„Das Dorf ist ganz nahe bei dem Komptoir und hängt eigentlich damit zusammen. Theilweise in einem tiefen Thale gelegen, wo das Wasser die Hälfte des Jahres stehen bleibt, zersetzen sich in diesen Pfützen unter dem Einfluß der Hitze die thierischen und vegetabilischen Stoffe und verbreiten beständig die pestartigsten Miasmen. Dieses grüne, faulichte Wasser nährt Kröten, sowie andere Wasserthiere und Pflanzen jeder Art, welche, wie alle thierischen und vegetabilischen Substanzen, einer feuchten Zersetzung unterliegen.

„Sobald der Regen aufhört und die Pfützen austrocknen, vermehren sich diese schädlichen Miasmen auf eine erschreckende Weise, da die Thiere sterben und verwesen. Außer den durch die natürliche Lage des Ortes bedingten Morästen und Pfützen gibt es aber noch künstliche, da die Einwohner die zum Bauen nöthige Erde nur ganz in der Nähe ausgraben, wodurch unzählige Herde der Ansteckung entstehen.

„Andere besondere Ursachen dieser Krankheiten sind ferner:

„1) Die Unreinlichkeit und Eintheilung der Hütten. Wir bemerkten früher, daß in Ober-Senegambien die Hütten der

Neger reinlich, gesund, luftig seien; Bakel scheint hievon allein eine Ausnahme zu machen, was um so sonderbarer ist, da doch europäische Zivilisation so wesentlich hier einzuwirken berufen ist. Die Häuser von Bakel sind niedrig, an einander gedrängt, beinahe ohne Oeffnungen und zwischen Tatàs eingezwängt, die keine Zirkulation der Luft zulassen; mit ihrem Vieh eingepfercht, überlassen die Einwohner demselben oft den bequemsten Theil der Wohnung.

„2) Die Art und Weise der Kleidung. Die Eingeborenen haben wie alle Neger eine Kleidung, die höchstens für eine Jahrszeit, für die heiße, paßt: diese Kleidung besteht in einer Kussabe von Guineatuch oder einheimischem Zeug und schützt durchaus nicht vor der Kühle, die einen großen Theil des Jahres hindurch bei Nacht so fühlbar wird; als Decke für die Nacht haben sie nur einen Stoff, der durchaus für jenen Zweck nicht ausreicht.

„3) Die atmosphärischen Einflüsse. Der Sand und besonders die glatten Quarzfelsen, welche Bakel umgeben, strahlen eine ungeheure Hitze den Tag und einen Theil der Nacht über aus, eine Hitze, welcher die Einwohner dadurch zu begegnen suchen, daß sie im Freien schlafen; diese Hitze verschwindet aber gegen 2 Uhr Morgens und macht einem kühlen Wind und einem ungemein reichlichen Thau Platz, der auf die unbedeckten, stark transpirenden Körper natürlich einen verderblichen Einfluß äußert.

„4) Die sehr wenig substantielle Nahrung. Ohne Widerrede sind die Getreide leicht zu verdauen und somit einem heißen Klima ganz angemessen; allein zur leichteren Assimilation müssen sie mit Salz vermischt sein, und dieses ist hier selten; um endlich einen nahrhaften Chylus (Milchsaft) abzugeben, müssen diese vegetabilischen Stoffe mit thierischen, stickstoffhaltigen Substanzen gemengt werden.

„Dieß sind die besonderen, örtlichen Verhältnisse. Laßt uns nun die allgemeinen Ursachen, deren Einfluß sehr bedeutend ist, und die je, nach der Jahreszeit, dem Krankheitszustand einen periodischen Charakter geben, näher betrachten, so werden wir sehen, daß jede Jahrszeit ihre eigenthümliche Plage hat, welche ihren Tribut unabweislich fordert.

„Die Jahreszeiten scheiden sich zu Bakel sehr deutlich und man zählt deren vier: man kann hier nicht wie am unteren Senegal eine gute und eine schlechte Jahrszeit bezeichnen; jede ist schlecht und erregt den Wunsch nach der anderen.

„Die Regenzeit fängt im Juni an: dann steht die Sonne im Zenith, die Hitze ist unerträglich, die Wolken sind voll Elektrizität, der entflammte Himmel gießt Ströme von Wasser herab, dessen Verdunstung Miasmen verbreitet. Dieser Zustand dauert bis in den August: es ist die Jahrszeit der tödtlichen Fieber. Wehe dem Menschen, der durch die Unsichtbarkeit der Sonne betrogen, sich mitten im Tage aus dem Hause wagt; die Sonne ist nur hinter Wolken verborgen, denen sie ihre Glut mittheilt, so daß diese nur um so konzentrirter herabwirkt. Die Richtung des Windes ist S.-S.-W. und S.-S.-O. Die Tornados kommen aus O.-S.-O. Heftiges Kopfweh; — unaufhörliches Fieber; — Gehirnhaut-Entzündung; — der Tod.

„Im September, Oktober und November wechselt die Szene; die Gewitter sind seltener, der Regen hört nach und nach auf, die überströmenden Gewässer des Flusses ziehen sich zurück: es ist die Zeit der beginnenden Trockenheit. Man begreift leicht, wie diese großen, so lange überschwemmten Ebenen, welche jetzt trocken gelegt werden, die verderblichsten Gase ausdünsten; die ganze Luft ist von Miasmen vergiftet: jetzt kommen Fieberanfälle, Koliken 2c.

„Im Dezember, Januar und Februar vermindert sich die Hitze, zwar nicht den Tag, doch die Nacht über. Der Ostwind weht unausgesetzt und wird nicht, wie am unteren Senegal, durch den Seewind abgelöst. Die Nächte sind frisch und der Temperaturwechsel innerhalb vier und zwanzig Stunden so stark, daß man Mittags 37—40° Celsius, Morgens 2 Uhr aber oft nur 10, 12, 18 oder 20° Celsius zählt; dazu kommt ein ungemein reichlicher Thau. Dieß ist die Jahreszeit der Koliken, der Wechselfieber, die bei den Negern sehr hartnäckig sind, der rheumatischen Fieber, der katarrhalischen Anfälle, der Schwindsucht, besonders aber der Ruhr und der Leberentzündung.

„Im März, April und Mai wird der regelmäßig wehende Ostwind ganz glühend; die Atmosphäre führt eine solche Menge Staub mit sich, daß der Horizont verschwindet: dieß sind die zerstörenden Wirbelwinde. Die Hitze ist unerträglich und dauert die ganze Nacht fort; denn in dem von Felsen umringten Thale brennt die Sonne ohne Erbarmen. Keine Ruhe bei Tage; die Hitze ist so intensiv, daß man ihr durchaus nicht zu entfliehen weiß; es ist um toll zu werden. Die Nacht ist noch unerträglicher, denn die Mauern, die Felsen, die Balken, die Betten geben als wahre Oefen alle den Tag über eingeschluckte Wärme von sich: es ist dieß die Jahrszeit der Schlaflosigkeit, die oft schwere Krankheiten zur Folge hat; es ist die Zeit der Kopfweh-Anfälle, doch aber wird sie von den Einwohnern als die gute, gesunde Jahrszeit betrachtet.

„Kann man sich noch über die große Sterblichkeit wundern, welche zu Bakel Europäer und Eingeborne von St. Louis schaarenweise hinwegrafft?

„Es ist bemerkenswerth, daß die meisten Laptots, welche die Reise von St. Louis nach Galam machen, in Bakel erkranken.

Außer den allgemeinen Ursachen kommen bei diesen Leuten noch folgende besondere hinzu:

„1) Die ungeheure Anstrengung während der Fahrt. Die kleinen Handelsfahrzeuge gehen im August ab; die Strömung ist da sehr stark und kann nur vermittelst des Schiffziehens oder Verholens überwunden werden. Die Laptots transpiriren ungemein bei dieser anstrengenden Arbeit und haben die üble Gewohnheit, im vollen Schweiße in das Wasser zu springen und fast nackt auf dem Verdecke zu schlafen, dem Thau und Regen ausgesetzt. Sie haben keine Kleider zum Wechseln, oder gebrauchen sie wenigstens nicht, sondern lassen ihre Kussabe auf dem Leibe trocknen.

„2) Ist ihre Nahrung weder substantiell, noch besonders tonisch genug. Die Ration der Weißen mit Wein wäre da viel passender, allein es sind meist Marabuts, die jedes gegohrene Getränk strenge meiden. Diejenigen unter ihnen, welche keine Marabuts sind, ziehen den Kuskus vor, auch wäre es gefährlich, alkoholische Getränke an Bord einzuführen, da sie, einmal versucht, dieselben nur im Uebermaß genießen würden. Das Gouvernement wollte diese Aenderung einführen, kam aber nicht damit zu Stande. Die Neger ziehen an der Sonne getrocknetes Fleisch, Reis und Hirse dem frischen oder gesalzenen Fleisch, Zwieback, Kaffee, Wein und der Suppe vor.

„3) Der ungemein intensive Geruch, welchen die Gonatiers (accacia senegalensis) zur Blüthezeit entwickeln, und der heftiges Kopfweh mit nervösen Fiebern erzeugen soll. Ich selbst hatte nicht Gelegenheit, diese Beobachtung zu bestätigen; noch mehr, ich habe nur eine kleine Anzahl solcher Bäume am Ufer des Flusses bemerkt, obgleich ich zweimal und ziemlich langsam die Reise nach Bakel machte. Vielleicht habe ich diesem Umstand weniger Achtsamkeit geschenkt; jedenfalls scheint gewiß, daß diese Bäume von Salde bis Gae, wo das enge Thal den Luftzug

hindert, sehr häufig sind. Ich meinerseits würde jedenfalls diese Krankheitsursache als nur untergeordnet ansehen, wenn nicht mein Freund, Herr Doktor Chassaniol, der den Senegalfluß öfter besuchte und die Krankheitserscheinungen an demselben speziell studirt hat, eben diese Geruchsausströmungen für sehr gefährlich hielte. Seinem Urtheil ordne ich das meinige willig unter.

„Die Krankheiten, welche ich während 8 Monaten bei unsern Laptots, die alle erkrankten, beobachtete, sind hauptsächlich Wechselfieber, rheumatische und katarrhalische Anfälle, Diarrhöen mit unerträglichen Schmerzen in dem Bauch und Gedärmen, heftige von Fieber begleitete rheumatische Schmerzen, die man, wenn sie die rechte Weiche berühren, für Leberentzündung halten könnte, so tief liegen sie und so anhaltend bleiben sie auf einem Punkte. Ich hatte keine Leberentzündungen zu behandeln, denn diese zeigt sich meist erst lange nach der Rückkunft und ist eine Folge der unaufhörlichen Anstrengungen.

„Die allgemeinste Krankheit ist das Fieber in seinen verschiedenen Arten und Formen. Obgleich die Symptome bei den Negern ungefähr die gleichen wie bei den Europäern sind und auch der Krankheitsanfall eine eben so erschreckende Heftigkeit der Charaktere zeigt, so ist doch nicht zu verkennen, daß der Gang und die endliche Lösung sehr verschiedenartig sind.

„Bei den Negern sind es folgende Symptome: allgemeines Unwohlbefinden, Reißen in den Gliedern, Müdigkeit, gänzliche Kraftlosigkeit; dann Verminderung der thierischen Wärme, Zittern mit einem allgemeinen Frostgefühl; endlich heftiges Kopfweh, feuchte Hitze, hie und da, aber sehr selten, deliriren; endlich ein reichlicher Schweißerguß. Dieß ist der erste Anfall.

„Wird nicht ärztlich gesorgt, so folgt auf diesen ersten, mit Unterbrechung eines Tages, ein zweiter Anfall, der zwar heftigere Symptome zeigt, aber doch selten verderbliche Folgen nach sich zieht.

„Nach unsrer Beobachtung ist der dritte wieder schwächer und so fort, bis nach längerer oder kürzerer Zeit die vollständige Heilung erfolgt.

„Es ist sehr schwer, die Neger rationell zu behandeln, einmal weil sie ihr Unwohlsein verhehlen, und dann, weil man sie nicht hindern kann, zu essen, sogar im Augenblick, wo sie Chinin einnehmen sollen. Sie sind im höchsten Grade unfolgsam und ziehen allen ärztlichen Vorschriften die kalten Bäder vor, welche sie als Universalmittel anwenden. Selten übrigens hat ein Neger lange mit dem Fieber zu schaffen; es ist nicht hartnäckig und verschwindet bald wieder.

„Bei den Weißen ist dieß anders; dieselben Symptome Anfangs, aber der zweite und dritte Anfall wirkt tödtlich, so wie man nicht durch Chinin entgegen steuert. Das Gehirn ist bei ihnen viel empfindlicher als bei den Eingeborenen, und dieses Organ wird mehr oder weniger tief ergriffen, sobald die Krankheit einen nur etwas schlimmen Verlauf nimmt.

„Bei den Weißen hat das Fieber folgende Formen:

„1) Tödtlicher Typhus; meistens ist der Tod die unmittelbare Folge.

„2) Das Fieber, obgleich periodisch erscheinend, nimmt oft einen unregelmäßigen, schlimmen Verlauf. Das Gehirn behält eine mehr oder weniger tiefe Verletzung, die Anfälle, welche sich von Zeit zu Zeit wiederholen, sind bedenklich und von einer nicht zu berechnenden Dauer; die Kräfte nehmen zusehends ab, die Nerven sind immer in einem aufgeregten Zustande und die Unbequemlichkeit wenigstens wird der Kranke später immer empfinden, daß er mehrere Jahre schwach und hinfällig bleibt und sehr sorgfältig auf seine Gesundheit bedacht sein muß.

„3) Das Fieber erscheint zuerst in heftigster Form, namentlich beim zweiten Anfall, nimmt aber dann einen regelmäßigen Verlauf und einen periodischen Charakter an, der endlich der

rationellen Anwendung von Chinin und besonders von beständigen Blasenpflastern weicht. Dieß war der Krankheitszustand des Herrn R...

„Die andern Krankheiten der Neger haben alle die gleiche Ursache, nämlich die geringe Sorgfalt, welche sie auf ihre Gesundheit verwenden. Obgleich sehr empfindlich gegen die Kälte, sind sie doch Nachts beinahe gar nicht bedeckt; denn sie kennen gar keine Vorsicht und denken nie daran, bei ihrer Abreise eine wollene Decke mitzunehmen, mit der sie sich gegen Thau und Nachtkälte schützen könnten. Ebenso, wenn sie von einem langen Marsche erhitzt ankommen, stürzen sie sich in vollem Schweiße in den nächsten besten Sumpf.

„Es ist sehr irrig, wenn man glaubt, daß jeder Schwarze dem Klima Ober-Senegambiens widerstehen könne; ich dagegen habe die Ueberzeugung, daß alle Eingeborene von St. Louis am oberen Senegal mehr oder weniger erkranken. Auch muß man eine sehr große Wachsamkeit in Betreff dieser Leute sich angelegen sein lassen, wenn man ihrer Hülfe benöthigt ist, und wir befinden uns gerade in diesem Fall. Wenn man sie vor Krankheiten bewahren will, muß man Strenge, ja oft eine ungewöhnliche Strenge anwenden; denn, sei es nun Gefühllosigkeit, Nachläßigkeit oder böser Wille, sie unterwerfen sich auf bloßen väterlichen Rath hin nicht den ärztlichen Vorschriften, die man ihnen empfiehlt. Bei den Negern, wie bei allen barbarischen Völkern, muß man oft Gewalt brauchen, um sie zu einer Besserung ihres Zustandes zu nöthigen.

„Ich beschränke mich hierauf, da ich nicht Arzt bin und nicht gerne die Gränze überschreiten möchte, die einem bloßen Dilettanten gesteckt sind."

Ich kann diesen interessanten Beobachtungen noch einige Bemerkungen anreihen, die ich bei meiner Krankheit zu machen Gelegenheit hatte.

Das Fieber, das mich Anfangs so heftig befiel und sich auch in der Folge sehr hartnäckig zeigte, äußerte dennoch nur eine geringe Wirkung auf mich. Ich schreibe dieses besondere Glück theils dem Flanell zu, den ich beständig trug, theils einem Zugpflaster, das mir Herr Huard bei dem heftigsten, tödtlichen Anfall setzte und das durch den Marsch und den Mangel an regelmäßigem Verbinden eine sehr beträchtliche Ausdehnung gewonnen hatte. Außerdem hatte ich schon seit vier Monaten eine weite Wunde an meinem Bein, die immer schlecht und oft gar nicht verbunden wurde; diese von einer Quetschung herrührende Wunde wirkte als zweites Blasenpflaster, wie das eigentliche am Arm.

Diese Fontanellen sind freilich nicht ohne Schmerzen und Unbequemlichkeit; aber ich habe die Erfahrung gemacht, wie sicher sie der tiefen Desorganisation entgegen wirken, die sonst immer Folge des Fiebers ist, und kann sie deshalb als vortreffliche Präservativmittel empfehlen. Von Chinin machte ich nur einen sehr mäßigen Gebrauch.

Zwölftes Kapitel.

Reise zu den Goldgruben von Kenieba.

Abgang der Karavane. — Große Schwierigkeit, die Lastthiere zu leiten. — Die Neger legen einem und demselben Marigot verschiedene Namen bei, woraus Irrungen entstehen. — Samba-Kontai; Unannehmlichkeiten wegen eines gestohlenen Esels. — Die Baobabs; ihre Dimensionen. — Sonderbare Heilmethode. — Ankunft zu Bulebane; Verhandlungen mit dem Almamy; besondere Werthhaltung des königlichen Auswurfs. — Abreise von Bulebane nach glücklichem Abschluß der Verhandlungen. — Die Laobes: ihr heimathloses Leben, ihr Gewerbe.

Ich nehme meinen durch obige Bemerkungen unterbrochenen Reisebericht wieder auf. Unser Aufenthalt in Bakel war zu Ende; Herr Huard war wieder hergestellt und wir machten uns nun eifrig an die Vorbereitungen zu unserer Reise nach den Goldgruben. Unsere Karavane besteht aus drei Reitpferden für Herrn Huard, Pottin und mich, und aus zwölf Eseln, um die Waaren zu tragen, die uns statt des Geldes dienen sollen, und ohne welche jeder Versuch einer Reise durch diese Länder scheitern würde. Von diesen zwölf Eseln sind fünf mit Salz beladen, einer schweren, aber unumgänglich nothwendigen Waare, da man in Bondu und Bambuk dafür am leichtesten die nöthigen Lebensmittel, als Milch, Hühner und Eier ꝛc. einkauft.

Wir setzen unsere Abreise auf den 28. November fest. Das erste Ziel unserer Reise ist Bulebane, um dort die noch schwebenden Unterhandlungen mit dem Almamy vollends ins Reine

zu bringen; außerdem müssen wir von ihm die Erlaubniß, sein Land zu durchreisen, und einen sichern Führer erbitten.

Den 28. November, Abends 4 Uhr 9 Minuten *) verlassen wir Bakel in Begleitung der sechs Laptots, welche als Mannschaft der Yolle die Fahrt auf dem Faleme mit uns gemacht hatten; außerdem haben wir bei uns einen Führer Namens Mahmud, zwei Männer aus Bondu und die drei Knaben aus St. Louis.

Wir steigen den steilen Fußpfad auf der Westseite des Forts hinab, an dem Kirchhof der Weißen vorbei, wo ach! so viele Gebeine unserer Landsleute bleichen und wo gar oft Schakale und Hyänen die nur selten mit einem hölzernen Kreuz bezeichneten Gräber aufwühlen. Wir nehmen die Richtung S. 1/4 S. W gegen den Affenberg, folgen dem Fluß und wenden uns bald auf steinigten und unebenen Wegen, die unsern Eseln viele Mühe machen, südwärts. Im Westen sehen wir Hügel, die aber, je weiter wir vorrücken, um so mehr verschwinden. Die Vegetation entspricht dem Boden: die Bäume, meist verkrüppelt und krank, sind Kos, Sumps und Verek-Akazien.

Um 6 Uhr 54 Minuten Abends erreichen wir Guniam-Sisse, ein ziemlich umfangreiches Dorf, das zwischen einer Kreislinie von dürren Hügeln, welche hie und da in Spitzen auslaufen, eingeschlossen liegt. Auf der Westseite reichen diese Hügel bis nahe an das Dorf. Man empfängt uns gut und bietet uns eine Lagerstätte unter freiem Himmel, was noch oft auf unserer Reise vorkommen wird. Das Wasser von Guniam-Sisse ist gut.

Den 29. November. Wir reisen Morgens 8 Uhr 10 Minuten und nehmen die Richtung S. O. 1/4 O. Ungefähr 20 Minuten

---

*) Diese genaue Bezeichnung der Abreise und Ankunft soll dazu dienen, die Entfernungen der einzelnen Orte anschaulich zu machen.

lang durchwandern wir ein Thal, das mit Gesträuchen und Sumps bepflanzt ist und das von Guniam=Sisse an durch eine Linie von Hügeln gebildet ist, die jenes Dorf von Süden her einschließen. Die westlichen Hügel bleiben dürr, höchstens einige ausgetrocknete Grashalme trifft man gegenwärtig dort. Die östliche Reihe dagegen muß zur Regenzeit eine prachtvolle Vegetation entwickeln; auch trifft man hier eine große Anzahl von Bäumen.

Um 9 Uhr 14 Minuten wandten wir uns westlich und erreichten um 9 Uhr 54 Minuten das Dorf Guniam=Amadu, das, weniger beträchtlich als das vorige, doch in einer bedeutenden Ausdehnung vor uns lag. Ich habe schon früher auf die Zertheilung in einzelne, isolirte Häusergruppen aufmerksam gemacht: es ist dieß der allgemeine Gebrauch in ganz Bondu. Wir fanden kein Wasser, oder vielmehr waren die Einwohner nicht gastfreundlich genug, um solches uns anzubieten, da sie es sich doch aus einem nicht gar zu entfernten Brunnen verschaffen können.

Um 10 Uhr machten wir unter einem Tamarindenbaum in der Nähe dieses Brunnens Halt. Unsere Pferde und Esel hatten das Wasser sehr nöthig; die Hitze war außerordentlich und der Weg den ganzen Morgen sehr unbequem. Unsere Karavane theilte sich, da die Führung der Esel auf dem schlechten Wege große Schwierigkeiten verursachte; die besten und folgsamsten Thiere gingen voraus, die schlechten und unfolgsamen blieben mit uns zurück. Als Vereinigungsort war das Dorf Samba=Kontai bestimmt, das wir nicht vor Mittag zu erreichen hoffen konnten.

Wir mußten uns mit gerösteten Pistazien begnügen, da gerade die vorausgehenden Lastthiere unsere Mundvorräthe trugen.

Um 10 Uhr setzten wir unsern Weg in der Richtung S.¼S.W. fort und kamen 42 Minuten später über einen ganz ausgetrockneten Marigot, der wie oben erwähntes Dorf Guniam genannt

wird. Er erstreckt sich nicht weit in das innere Land und trägt bei seiner Vereinigung mit dem Faleme den Namen Sangalu. Ich muß hier auf den schlimmen Gebrauch der Neger aufmerksam machen, wonach sie einem und demselben Marigot an verschiedenen Stellen seines Laufes verschiedene Namen beilegen, was große Irrungen veranlassen kann; man muß, um solche so viel möglich zu vermeiden, besonders die Namen ins Auge fassen, welche an seiner Mündung oder seinem Ursprung gelten, je nachdem er eine besondere Quelle hat, oder seinen Ursprung vom Flusse nimmt und landeinwärts läuft. Nachdem wir das trockene Bette überschritten hatten, wandten wir uns ganz südlich.

Um 3 Uhr 15 Minuten erreichten wir Dara. Es ist dieß ein sehr großes Dorf auf einer Hochebene, welche eine große, mit Wald und Hügeln durchschnittene Fläche beherrscht; von hier aus erblickten wir Samba-Kontai.

Vor Dara ist der Weg sehr schlecht: eine lange Strecke hindurch ist er mit Quarzfelsen überschüttet, die bald im Boden eingeklammert, bald nur aufgestreut daliegen und den Weg sehr beschwerlich machen. Unsere Esel verursachten uns gräßliche Mühe: oft warfen sie ihre Last ab und suchten das Weite; nun galt es, sie wieder einzufangen und aufs neue zu bepacken, bis das Spiel wiederum auf einer andern Seite begann.

Um 4 Uhr 10 Minuten erreichten wir Samba-Kontai, nachdem der schlechte Weg und die Unfolgsamkeit der Esel uns sehr ermüdet und gezeigt hatte, was wir im Fortgang der Reise zu erwarten haben würden.

Samba-Kontai hatte der Almamy von Bondu der Expedition des Major Gray zum damaligen Aufenthaltsorte angewiesen, wo sie lange Zeit warten mußten, bis es der Negermajestät gefiel, sie ihre Reise fortsetzen zu lassen. Doch habe ich schon früher von dieser Expedition und den Schwierigkeiten gesprochen, mit welchen sie in Bondu zu kämpfen gehabt hatte. Samba-

Kontai ist wenigstens so groß wie Dara, besitzt ein Tata und eine Moschee von Erdmauern; der dortige Häuptling ist ein Schwager des Almamy. Er selbst empfing uns äußerst freundlich, nicht aber so die Dorfbewohner; ihre Gastfreundlichkeit äußerte sich zuerst in einer höchst unbequemen Zudringlichkeit und später in einem sehr unhöflichen Betragen, wie der weitere Verlauf unserer Erzählung zeigen wird.

Obgleich wir keine große Strecke zurückgelegt hatten, waren sowohl wir, als unsere Pferde und Esel doch sehr ermüdet. Die Ungeschicklichkeit unserer Laptots in Bepackung und Führung der Esel hatte an der Unbequemlichkeit und Langsamkeit unserer Reise große Schuld, und wir legten höchstens 1500 Klafter in einer Stunde zurück. Die mittlere Richtung unseres Weges seit dem Marigot Guniam war südlich.

Den 30. November. Von gestern her noch ganz müde, beschloßen wir, erst nach Mittag abzureisen, um uns vorerst zu erholen; aber unsere Ruhe wurde bald durch zwei Zwischenfälle gestört, die, anfangs unwichtig erscheinend, schnell einen ernsthaften Charakter annahmen: dieß sind übrigens Episoden, auf die man in solchen barbarischen Ländern gefaßt sein muß und die uns noch öfter vorkommen werden. Der Hergang war folgender:

Einer von den Eseln, die wir in Bakel gekauft hatten, war, was wir natürlich nicht wissen konnten, einem Einwohner von Bondu gestohlen worden. Dieser Mann befand sich zu Samba-Kontai und sah nun mit freudigem Erstaunen seinen Esel unter den unserigen: daß dieser Mann mit hastiger Eile und ohne sich um unser etwaiges Anrecht auf das Thier zu kümmern, sein Eigenthum an sich riß, war natürlich, aber ebenso auch, daß unsere Laptots ein solches Verfahren nicht dulden wollten; sie entrissen den Esel seinem früheren Besitzer mit demselben Ungestüm, das er vorher angewendet hatte.

Zuerst war es eine höchst komische Scene, wobei sich in die lauten Schimpfreden der Neger die klagenden Laute des armen Vierfüßlers mischten, der, am Schwanz, am Kopf, an den Füßen gezogen, bald im Besitz unserer Laptots blieb, bald in dem seines Herrn, welcher, und hier fing die Sache an, ernsthaft zu werden, von vielen Dorfbewohnern unterstützt wurde. Bisher bekümmerten wir uns, auf unsere Matten ausgestreckt, nicht um die Trübsal unseres Langohrs, noch um die Wuth der Einwohner, die uns Diebe nannten und uns umzubringen drohten.

Jetzt aber drang der Lärm bis zu uns: wir erhoben uns und ließen, von dem Vorgang in Kenntniß gesetzt, den Häuptling des Dorfes rufen; wir erzählten ihm den Fall und baten ihn, die Angelegenheit ins Reine zu bringen, was auch alsbald geschah, aber freilich nicht zu unserem Vortheil, indem wir das Thier verloren geben mußten.

Um den schlimmen Handel zu endigen, sagten wir, fort mit dem Esel, und suchten, vergnügt, so wohlfeilen Kaufes losgekommen zu sein, wieder ruhig unsere Matten. Kaum lagen wir aber, so nöthigte uns ein neues Geschrei wieder zum Aufstehen. — Bestimmt lassen uns diese Leute nicht in Ruhe, dachten wir; wenn es nur nicht noch ein gestohlener Esel ist! In demselben Augenblick sahen wir unter der schreienden Menge wieder einen Esel hin und her zerren. Wir hatten recht gerathen, wenigstens schien es so, und wir überlegten, daß mit Anrufung des Häuptlings wir so, traurig genug für uns, einen Esel nach dem andern an die wahren oder angeblichen Eigenthümer würden zurückgeben müssen. Eine höchst unangenehme Lage — jetzt schon das Ende unserer Reise! Doch war unsere Furcht dieses Mal nicht begründet: es handelte sich nur um den Austausch eines Esels und das Mißverständniß löste sich glücklicherweise bald genug, um einen ungleichen Streit, den auch die Dazwischenkunft des Häuptlings nicht hätte stillen können, zu vermeiden Unsere

Laptots waren durch den ersten Streit zu erhitzt, um sogleich wieder in Ruhe zu kommen, auch hatten die Bewohner von Samba-Kontai ihre schlimme Gesinnung hinlänglich genug kund gegeben: aber der Irrthum war augenscheinlich, da der Esel, welchen wir mitnahmen, weniger werth war, als jener, den wir ihnen dafür ließen.

In beiden Fällen hatten wir die Mäßigung und das Wohlwollen des Häuptlings nur zu loben. Wir versahen indessen, um künftig solchen Irrungen vorzubeugen, alle unsere Lastthiere mit einem besonderen Kennzeichen.

Um 2 Uhr 31 Minuten Nachmittags konnten wir endlich abziehen: der Weg führte der Hauptrichtung nach gegen Süden, bald etwas östlich, bald etwas westlich sich neigend. Nicht weit hinter dem Dorfe trafen wir eine mit Affenbrodbäumen (Baobab) bepflanzte Ebene, die in bestimmten Zwischenräumen aus einander standen. Oestlich hatten wir auf etwa 2000 Schritte eine Hügelreihe, die von Dara heranzog. Ganz nahe bei dem Dorfe kamen wir über einen kleinen Bach, der ohne Zweifel an jenen östlichen Hügeln entspringt und damals noch einiges sumpfige Gewässer zeigte. Zwanzig Minuten nach diesem Bach überschritten wir den Marigot von Samba-Kontai, dessen ziemlich breites Bette ebenfalls einige Stellen mit trinkbarem Wasser enthält, das von den Dorfbewohnern benützt wird. Dieser Marigot ist eine Fortsetzung dessen von Dialink, oder eigentlich es ist derselbe, nur unter anderem Namen, und kommt etwas unterhalb von Belidiude aus dem Faleme.

Um 5 Uhr 17 Minuten erreichten wir Somsomp, ein ziemlich großes Dorf mit einem Tata, das aber nichts Merkwürdiges darbietet. Etwa tausend Schritte vor demselben trafen wir den Marigot Marsahul mit sandigem, niederem Ufer, und einigen künstlich gegrabenen Brunnen. Dieser Marigot ist derselbe, welcher als Uroamadu bei dem Dorfe gleichen Namens aus dem

Faleme kommt. Wir brachten die Nacht in einer angenehmen, geräumigen und, was selten ist, reinlichen Behausung zu. Der Häuptling, ein Leibeigener des Almamy, empfing uns freundlich.

Den 1. Dezember. Abreise von Somsomp um 5 Uhr 43 Minuten Morgens in südlicher Richtung. Wir durchschnitten auf unserm Wege eine ungeheure, einförmige Ebene, wo Verek-Akazien in großer Anzahl vorhanden sind; in weiter Entfernung gegen Westen sahen wir niedere Hügel von regelmäßiger Form. Um 7 Uhr erhebt sich das Terrain, der Boden bedeckt sich mit Quarzstücken und die Vegetation verliert an Schönheit.

Um 7 Uhr erreichten wir Dande, ein ziemlich ausgedehntes Dorf, das aber nicht so viel Häuser zählt, als Somsomp. Vor Dande durchschritten wir eine Ebene mit Baobab-Bäumen, von welchen die stärksten einen Umfang von kaum 36 Fuß und eine Höhe von 60 bis 70 Fuß hatten. Umsonst suchten wir die kolossalen Dimensionen, welche Adanson dem Baobab beilegt. Seit unserer Ankunft in Bondu trafen wir gewiß schon mehr als sechshundert von diesen zum Malvengeschlecht gehörigen Bäumen und nirgends überschritten die Dimensionen das oben angegebene Maß. — Wir blieben den Vormittag über zu Dande.

Um 2 Uhr 6 Minuten Nachmittags wandten wir uns auf einem bald-an-, bald niedersteigenden Wege gegen Süden; ringsum uns Adansonien, Akazien verschiedener Art, und verkrüppelte Gesträuche mit verwelkten Blättern. Um 3 Uhr wendet sich der Weg nach S.10°W. und behält diese neue Richtung bis zum Dorfe Dembube, das wir um 4 Uhr 33 Minuten erreichten, bei. Dieses Dorf hat wenig Häuser, aber ein sehr gut erhaltenes Tata.

Unsere Esel setzen ihr störriges Benehmen fort: jeden Augenblick ist einer derselben einzufangen oder ein Bündel wieder aufzuladen, so daß unsere Reise nur langsam von Statten geht.

Wir blieben zu Dembube über Nacht, nachdem wir unser Abendbrod, in einigen Stückchen gerösteten Ziegenfleisches und saurer Milch bestehend, zu uns genommen hatten. Die Speisen sind immer dieselben: Reis, geröstetes Ochsen- oder Ziegenfleisch, lederartige Hühner, Pistazien oder geröstete Maiskörner; dieß ist die ganze Küche des Landes.

Wir schliefen wie gewöhnlich auf einer Matte im Freien. Die Nächte sind sehr frisch und man muß, um eine gefährliche Kolik zu vermeiden, sich sorgfältig gegen die Kälte schützen.

Den 2. Dezember. Um 5 Uhr 16 Minuten zogen wir in südwestlicher Richtung weiter; längere Zeit kamen wir durch weite Hirsefelder, deren Ernte noch nicht vorüber war. Wie am Senegal und Faleme, so hier dieselben Vorrichtungen, um die Vögel zu verjagen. Nach diesen Hirsefeldern erreichten wir eine Ebene mit Baobab- und Akazien-Bäumen, und endlich um 8 Uhr 10 Minuten das Dorf Fissadaro.

Der Häuptling, welcher die ganze Karavane freundlich aufnahm, bewies gegen mich ein besonders lebhaftes Interesse. Seit Bakel hatte ich das Fieber; an diesem Tage erfolgte durch die außergewöhnliche Hitze und die Anstrengung des Marsches, eben als ich vom Pferde stieg, ein neuer Anfall von Fieber und Betäubung. Der Häuptling von Fissadaro beeilte sich, für mich zu sorgen: er ließ mich in ein Haus bringen, behing mich mit Amuletten und wollte mit den landesüblichen Mitteln meine Heilung selbst versuchen. Er setzte sich zu meinen Häupten, machte da verschiedene Striche, wie beim Magnetisiren, murmelte Gebete und schickte sich endlich zu einer Behandlungsart an, die mich nicht so gelehrig und geduldig ließ: das letzte Heilmittel, von unfehlbarer Wirkung in allen Krankheiten, besteht nach der Meinung der Neger darin, daß man dem Leidenden in den Mund spuckt.

Mein gastfreundlicher Wirth, dessen ärztliche Kunst in gro-

ßem Ansehen stand, begriff meinen Widerstand um so weniger, als das von mir verschmähte Mittel kein gewöhnliches ist: im Gegentheil wird dieses Mittel, dem jener Heilkünstler eine so große Kraft zu verleihen vermag, nur für schwere Fälle und ausgezeichnete Kranke aufgespart und sehr oft verweigert. So verließ er mich mit Kopfschütteln und einem Ausruf der Verwunderung; an der Thüre hielt er, wie von seinem ärztlichen Gewissen aufgehalten, wandte sich um und warf mir einen Blick zu, der deutlich Verwunderung, Bitte und Bedauern, aber keineswegs Verdruß und Zorn aussprach, wie ich erwartet hatte. Ich gestehe, dieser gänzliche Mangel an beleidigter Eigenliebe rührte mich sehr; ich zauderte; mein Entschluß wankte ... doch, einer solchen Kur sich zu unterwerfen, nur um nicht unhöflich zu sein, wäre doch zu lächerlich und widerlich! Ich gebe mich einmal nicht dazu her; und mich rasch umwendend entzog ich mich dem bittenden und betroffenen Blicke und überließ meinen schwarzen Aeskulap seinem tiefen Nachdenken über die Sonderbarkeiten der menschlichen Natur.

Um 2 Uhr 6 Minuten verließen wir Fissadaro. Zu meinem größten Erstaunen zeigte der Dorfhäuptling gar keinen Groll über meine unhöfliche Zweifelsucht und wir drückten uns zum Abschied freundschaftlich die Hand. Wir wandten uns auf einem etwas besseren Wege als bisher gegen W.-S.-W., zuerst durch Hirsefelder, dann durch Akazien-Wälder, welche da und dort von kleinen Flächen mit Affenbrodbäumen (Adansonien) unterbrochen sind. Um 3 Uhr 30 Minuten erblickten wir die Felder von Bulebane und um 4 Uhr 40 Minuten erreichten wir dieses Dorf.

Unsre Freunde zu Bulebane empfingen uns gütig und wir gelangten zum Hause des Ministers Sapatto, unsers gefälligen Wirthes, durch die dichte Menge der Einwohner, welche uns zärtlich die Hand drückten und unzählige Fragen an uns richteten.

Den 3. Dezember. Der Minister benachrichtigt uns, daß der Almamy gänzlich hergestellt und bereit sei, die Unterhandlungen, welche bei unserer ersten Anwesenheit unterbrochen werden mußten, zum Schlusse zu bringen.

Um 4 Uhr machten wir Sadda-Amady unsern Besuch. Dieses Mal empfing er uns nicht unter dem Schuppen; wir fanden ihn mitten in seinem Hofe unter einem Dach von Matten und Pfählen, wo er uns, begleitet von seinem Minister, dem Tamsir, einigen Grioten und anderen vertrauten Leibeigenen, Audienz gab. Sein Empfang war freundlich: er sprach ungenirt und sogar mit Geist, indem er feine, verständige Bemerkungen zwischen seinen Fragen einfließen ließ. Wir sprachen bei dieser Zusammenkunft noch nicht von dem Zweck unsrer Reise.

Den 4. Dezember. Um 8 Uhr Morgens verfügten wir uns wiederum zu Sadda-Amady. Wir hatten ihn vorher durch Sapatto benachrichtigen lassen, daß wir von dem wichtigen Gegenstand sprechen würden, mit dem der Gouverneur uns beauftragt habe, und daß wir durchaus wünschen müßten, die Verhandlungen darüber vor unsrer Abreise zu Ende zu bringen.

Es wäre unnöthig und langweilig, die vielen Hin- und Herreden zwischen dem Almamy und uns zu berichten, besonders da ich bei meiner frühern Erzählung hierüber weitläufiger war. Wie damals, so zeigte auch jetzt Sadda-Amady die heftigste Begierde nach Geschenken. „Was bringt ihr mir?" ließ er uns durch seinen Minister fragen. Da wir uns vom ersten Mal her erinnerten, daß es nicht gerathen sei, ihn warten zu lassen, so beeilten wir uns, Geschenke auszusuchen und zu übergeben. Sie waren dieses Mal bescheidener an Zahl und Werth; doch schien er befriedigt und ließ mit sich reden. Während er die Waaren und Waffen mit Wohlgefallen besah und betastete, konnten wir so lange wir wollten über den Zweck unsrer Reise an ihn hinreden. An demselben Tage wurde zwar noch nichts ausgemacht,

sondern wir verließen ihn nach 2 Stunden, jedes mit dem Andern zufrieden; aber wir hofften, daß alles nach Wunsche gehen und von seiner Seite einer französischen Niederlassung am Faleme nichts im Wege stehen werde.

Wir bemerkten bei unserm Besuche, daß ein Sklave mit äußerster Sorgfalt den Auswurf Seiner Majestät von dem Sande auffammelte; er bediente sich dazu eines kleinen Stäbchens und schien auf die genaueste Erfüllung seiner Obliegenheit großen Werth zu legen. Ich glaube nicht, daß es einzig Reinlichkeits-Rücksicht ist; im Gegentheil ist es bei der übrigen Unreinlichkeit und dem oben erwähnten Vorfall natürlicher, anzunehmen, daß aus einer Art Verehrung diese kostbare Substanz aufbewahrt wird. Der zu diesem Dienst erlesene Leibeigene bewachte mit einer komisch erscheinenden Aufmerksamkeit jeden Moment, wo sein Gebieter einen Auswurf auf die Erde spuckte.

Am Abend kam der Almamy zu Pferde an unsre Wohnung, um uns einen Gegenbesuch zu machen; er stieg ab und setzte sich neben uns; er fuhr in seinen gestrigen Fragen fort, die hauptsächlich den König, die königliche Familie, die Größe unserer Städte, die Zahl unsrer Krieger betraf. Unsre Antworten schienen ihn nicht zu verwundern; er trug uns auf, Grüße an unsern König zu überbringen und ihm zu sagen, daß er gerne seine Bekanntschaft machen möchte; sein naiver Gruß belustigte uns sehr und wir versprachen ihm, Alles auszurichten, freilich mit dem stillen Vorbehalt, es nicht so pünktlich damit zu halten.

Bei diesem Besuche bewunderte Sadda-Amady unsere Geräthschaften, Gewehre, Pistolen und vor allem eine hübsche, weiß und rothe wollene Decke, die Herrn Huard gehörte und die dieser dem Almamy sogleich als Geschenk in seine Behausung nachzuschicken den glücklichen Einfall hatte. Eine solche Aufmerksamkeit verfehlte nicht, die gewünschte Wirkung hervorzubringen.

Den 5. Dezember. Die Sache geht zum Verwundern

gut. Durch die Geschenke, namentlich durch die Decke des Herrn Huard, waren alle Bedenklichkeiten gehoben. Wir erwarteten von dem Almamy, nach seiner bisherigen Gier zu urtheilen, höchst überspannte Forderungen, fanden dieselben dagegen außerordentlich mäßig. Bei unsrer heutigen Sitzung bestimmten wir die Vertrags-Bedingungen und setzten sie in zwei von ihm und uns unterzeichneten Exemplaren schriftlich auf, von welchen eins wir, eins er in Händen behielt. Ein kleiner Zwischenfall bei dieser Uebereinkunft ergötzte uns sehr: der Almamy hatte außer seinem Minister, dem Tamsir, und einigen vertrauten Sklaven beständig einen äußerst gescheidt aussehenden Alten bei sich, der plötzlich, als wir die Vortheile des Vertrags aufzählten, uns unterbrach und rief: „Die Weißen verabscheuen uns so sehr, wie wir sie; aber wir lieben ihre Waaren, sie unsre Produkte; dieß ist der einzige Grund, und alles Andere ist Lug und Trug."

Dieser, mit gutherziger Miene vorgetragene Ausruf erregte ein allgemeines Gelächter. Wir glaubten aber, gegen diese übertriebenen Ausdrücke protestiren zu müssen, und der Almamy gab einen Beweis seines Wohlwollens und seiner gewandten Höflichkeit, indem er sagte: „Man kann sowohl die Waaren als die Menschen lieben, welche sie herbei bringen, und dieß ist mein Fall." Seine Begleiter gaben Zeichen der Zustimmung, nur der Alte schien nicht überzeugt und stand kopfschüttelnd auf.

Der mit dem Almamy abgeschlossene Vertrag tritt erst in Wirkung, wenn der Gouverneur ihn bestätigt hat, und enthält die oben *) schon angeführten Bedingungen. Die dritte derselben wurde nur der Form wegen aufgenommen und der Almamy sagte uns ausdrücklich, es heiße die Gränzen seiner Gewalt ganz mißkennen, wenn man glauben würde, er könne fremden Kara-

*) Kap. V. Seite 108.

vanen einen ihren eigenen Ansichten entgegengesetzten Weg vorschreiben. Wenn sie einmal ihre Durchgangszölle bezahlt haben, so habe er keine Gewalt mehr über sie.

Der Ankaufspreis des Grundeigenthums für unsre künftige Niederlassung wurde auf ungefähr 4000 Frs. in Waaren festgesetzt; der jährliche Tribut auf 700 Frs. Gewiß sind diese Bedingungen nicht lästig. Zu Senu-Debu sollte unsrer Ansicht nach das beabsichtigte Fort erbaut werden, und ich habe schon oben die Vortheile dieser Lage, sowohl wegen der leichten Verbindung als wegen der Nachbarschaft von Bulebane, dem Hauptorte von Bondu, auseinander gesetzt. *)

Wir ersuchten Sadda-Amady um die Ermächtigung, sein Land durchreisen und die Goldminen besuchen zu dürfen, die in dem seiner Oberhoheit unterworfenen Theile von Bambuk gelegen sind. Sadda-Amady gewährte uns nicht nur augenblicklich seine Erlaubniß, sondern bot uns einen vertrauten Führer an, der uns in jedem Dorfe unter den Schutz des Häuptlings stellen sollte. Er empfahl uns große Vorsicht in Bambuk, um nicht den unaufhörlichen Raubzügen der Mandingos zur Beute zu werden und rieth uns, jedenfalls so kurz als möglich dort zu verweilen: „Ich wünschte lieber, sagte er, ihr ginget gar nicht dorthin und ich sehe euch mit Bedauern scheiden. Die Weißen leiden so sehr unter dem Klima und den Strapazen der Reise, und sterben so schnell."

Wir dankten ihm für seine freundliche Gesinnung, nahmen den angebotenen Führer an und verabschiedeten uns nach einem dreistündigen Besuch.

Den 6. Dezember. Wir setzen unsre Abreise auf den folgenden Tag fest. Ich hatte während unseres Aufenthaltes zu

*) Dasselbe Thema ist in dem Oktoberheft 1844 der Annales maritimes ausführlicher behandelt.

Bulebane das Fieber; es wich der Anwendung von schwefelsaurem Chinin und ich hoffte, die Reise fortsetzen zu können. Herr Huard befand sich wohl.

Den 7. Dezember. Wir reisen um 10 Uhr 15 Minuten von Bulebane ab mit unserm Führer und zwei Laobes, die uns bei der Leitung unsrer Lastthiere von Nutzen sein dürften, da die Laptots dieß Geschäft sehr schlecht verstanden.

Diese sonderbare Kaste, welche nur solche Gewerbszweige, die eine herumziehende Lebensweise erfordern, ausübt, ist schon durch Mollien bekannt. Sie machen Holz- und Töpfer-Arbeiten. Mollien vergleicht sie mit den Zigeunern, was zwar in sofern stimmt, daß sie auch kein Vaterland und keinen festen Wohnsitz haben, aber in Betreff ihrer Lebensweise nicht paßt. Darin würden sie eher mit den Savoyarden und Auvergnaten zu vergleichen sein; denn beide betreiben in einem Lande, das nicht ihre Heimath ist, nützliche, aber im Ganzen unbedeutende Gewerbe.

Die Laobes bilden keine Nation; sie treiben sich in den verschiedenen Ländern umher, wo man sie wegen ihrer besonderen Handthierungen, die sie ohne sonstige Konkurrenz ausüben, überall gerne sieht. Sie sind nicht gerade Götzendiener, aber eben so wenig Mahomedaner. Wie die Grioten und Diavandus verheirathen sie sich nur in ihrer eigenen Kaste und genießen auch wie diese besondere Vorrechte und eine völlige Freiheit. Außer dem, daß sie Töpfe, Kalebassen, Mörser, Stößel und andern Holzarbeiten verfertigen, dienen sie auch als Karavanenführer; doch haben sie in letzter Eigenschaft selten Beschäftigung, da die Sarrakolets, Mandingos und Fulahs, welche Handelsreisen unternehmen, ihre Lastthiere sehr gut selbst zu führen verstehen.

Von Bulebane aus schlugen wir die Richtung nach O.¼S.O. ein. Um 11 Uhr überschritten wir den Marigot von Kottieu, einen Arm des Marigot von Dengui, der oberhalb des gleichnamigen Dorfes aus dem Faleme landeinwärts strömt und sich

etwa 2000 Schritte östlich von dem Dorfe Dianvely-Sacko in zwei Arme spaltet, wovon der andere den Namen Mamady trägt. Um 11 Uhr 30. Min. erreichten wir den Ort Juppe, dessen ich schon bei unsrer Reise von Senu-Debu nach Bulebane Erwähnung gethan habe. Um 12 Uhr 17. Min. hielten wir bei einigen Brunnen, die in dem Bette eines Regenbaches gegraben sind; dieses Wasser kommt ohne Zweifel von der niederen Hügelreihe, welche südlich von Juppe liegt. Von diesem letztgenannten Orte an wandten wir uns gegen S.5°O.

Trotz des Beistandes unsrer Laobes ging die Reise nicht schneller von Statten: unsre Esel blieben störrisch und setzten unsre Geduld nicht weniger als bei der Herreise von Bakel auf die Probe. Um 12 Uhr 52 Min. verließen wir die Brunnen, wo wir unsre Thiere erfrischt hatten, und wandten uns bis 2 Uhr 15 Min. gegen S.5°O.; von da an aber hielten wir vollkommen südliche Richtung.

Um 3 Uhr 17 Min. erreichten wir Barsasie. In diesem nicht unbedeutenden Dorfe fanden wir eine gute Aufnahme und Lebensmittel, wie bisher noch in keinem andern solchen Orte: namentlich brachten vortreffliche Eier doch einmal Abwechslung in unsern sonst so einförmigen Speisezettel. Wir trafen auf unserm langsamen Marsche Wälder, Hirsefelder und von der letzten Station bis zu dem Dorfe ein hüglichtes Terrain, das nur eine armselige Vegetation darbietet.

Um 6 Uhr 30 Min. verließen wir Barsasie in südlicher Richtung und fanden überall das gleiche Terrain. Um 8 Uhr 45 Min. erreichten wir das Dorf Sambakolo, welches in einer mit Adansonien und Tamarinden bepflanzten Ebene sehr angenehm liegt. Hier blieben wir über Nacht.

Dreizehntes Kapitel.

Fortsetzung der Reise zu den Goldgruben von Kenieba.

Anblick des Landes in der trockenen Jahrszeit. — Unfruchtbarkeit des Bodens; Armuth an Nahrungsmitteln. — Die Sklaven zu Samba-Gala. — Betrachtungen über die Sklaverei Mittelafrikas; Maßregeln gegen dieselbe. — Ungastfreundlichkeit der Einwohner zu Velingara. — Didde; hübsche Moschee. — Eisenglanz. — Heerden von Wildschweinen. — Ankunft zu Sansandig.

Den 8. Dezember. Um 7 Uhr 31 Min. verlassen wir Sambakolo in südlicher Richtung, wenden uns bald gegen S.8°O. und treffen auf unserm Wege um 8 Uhr 12 Min. das kleine Dorf Feddande, das nicht einmal ein Tata besitzt.

Um 9 Uhr 32 Min. erreichen wir Gardia, wo wir unser Frühstück einnehmen; ein ungeheurer Tamarindenbaum schützt uns gegen die heiß brennende Sonne. Gardia fällt durch die Unreinlichkeit und schlechte Bauart seiner Häuser auf, und liegt wie Sambakolo in einer mit Baobabs und Tamarinden bepflanzten Ebene.

Das Land ist von Bulebane an nichts weniger als schön oder malerisch: die Vegetation, im gegenwärtigen Augenblick durch die Sonne verdorrt, bietet auch außerdem wenig Abwechslung dar: nichts als **Accacia senegalensis** mit langen Dornen, **Accacia ferruginea** und **Accacia verek.** Diese letzteren, mit starken, kurzen und gebogenen Dornen versehen, erstrecken

ihre Zweige auch bis in die engen Fußpfade hinein und erschweren dadurch den Marsch ungemein. Neben diesen verschiedenen Akazien trifft man Adansonien, Tamarinden, Sidoms und einen Kaktus mit langen, schmalen und nicht sehr fleischigen Blättern. Palmen trifft man keine.

Besonders in dieser Jahreszeit empfängt der Reisende von der dortigen Gegend nur einen traurigen Eindruck, dem er um so weniger entgehen kann, da ihm mit jedem Schritt die Armuth der zur Nahrung der Menschen dienenden Vegetation in das Auge fallen muß. Früher durfte unser Blick doch auf den grünen Blättern und auf reich mit Pflanzen und Gräsern bewachsenen Fluren ruhen. Jetzt ist alles traurig: die Früchte der Baobabs und Tamarinden, die einzigen, welche wir treffen, sind nicht eßbar: die ersten, von den Negern Affenbrod genannt, sind trocken, kleistrig, faserig; ihre Farbe ist schneeweiß und ihr Geschmack säuerlich. Die Frucht der Tamarinde besitzt eine solche Säure, daß die Zähne davon schmerzen und der Genuß derselben Unwohlsein erzeugt. Doch macht man aus beiderlei Früchten einen Trank gegen das Fieber.

In den Wäldern sieht man nur gelbe, fallende Blätter; auf den Fluren nur trockene, halbliegende Stengel, welche der Bauer verbrennt, um dem Land für das nächste Jahr die nöthige Düngung zu geben, da die Sonne den Boden ausdörrt und die Ausdünstung ihm alle Quellen der Fruchtbarkeit raubt. Die trockene Jahreszeit ist der Winter Afrikas, und man fragt sich mit Recht, warum die Europäer dieser traurigen Epoche, wo Alles zu sterben scheint und sich unserm Auge nur eine trostlose Oede darbietet, den Namen „gute Jahreszeit" beilegen.

Der Anbau ist ohne Abwechslung derselbe. Doch bemerken wir seit Bulebane auch Gambia-Zwiebeln (sehr kleine) und Guinea-Sauerampfer, welcher wild wächst. Unsere Küche liefert unveränderlich dasselbe: immer Ziegenviertel, mageres Ge-

flügel oder geröstetes Ochsenfleisch, dürr und trocken wie Leder. Milch wäre eine große Erquickung, wenn man sie frisch haben könnte; aber die Hitze und die Unreinlichkeit der Kalebassen macht sie in wenigen Minuten gerinnen; die Eingeborenen übrigens genießen sie nur so.

Das Wasser ist beinahe überall mit fremdartigen Stoffen geschwängert, die es, je nach der Erdart, roth, grau oder weißlicht färben; außerdem ist es an manchen Orten so rar, daß wir mehrere Mal welches kaufen mußten. Dieses aller Klarheit und Reinheit ermangelnde Wasser ist sehr ungesund: in der Regenzeit erzeugt es den Guinea-Wurm; in der trockenen aber die Ruhr.

In den ersten Monaten der trockenen Jahreszeit baut man noch Hirse. Die noch übrige Feuchtigkeit des Bodens und der durch die äußeren Schößlinge eingesaugte Thau ernährt die Pflanze; doch wird diese natürlicherweise weniger vollkommen und gibt weniger Ertrag als sonst.

Die Schilderung dieser Unfruchtbarkeit und Armuth an Subsistenzmitteln ist ohne Zweifel nicht sehr aufmunternd und sollte jeden Gedanken an künftige Niederlassungen und einstige Kolonisation entfernen. So wahr diese Schilderung aber auch ist, so wenig darf man doch jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft darum aufgeben. Wenn das Land gegenwärtig wenig hervorbringt, so liegt die Schuld weit mehr an der Unwissenheit des Volks als an dem Boden selbst, der sich einen großen Theil des Jahres hindurch einer kräftigen, reichen Fruchtbarkeit erfreut. Um Bondu die Vortheile, welche andere Länder unter derselben Breite genießen, zu verschaffen, müßte man zweierlei Mittel anwenden: erstens müßte der Bauer durch Belehrung und Anschaffung zweckmäßigerer Ackerbaugeräthschaften in den Stand gesetzt werden, den Reichthum des Bodens besser auszubeuten; zweitens aber müßten neue, dem Klima angemessene

Pflanzen, Gesträuche und Samen eingeführt werden. Das Letztere ist gewiß weder unmöglich, noch schwer auszuführen; vielleicht würde es hinreichen, wenn man diesem arbeitsamen Volke durch eigenes Beispiel einen Anstoß gäbe und es dann ohne weitere Belehrung sich selbst überließe. Alles Neue zieht an: diese einfache Wahrheit gilt überall und in allen Umständen. Gäbe man den Afrikanern das Mittel, durch Arbeit ihren Stolz, ihre Habsucht und Sinnlichkeit zu befriedigen, so würde man sicher ihre Produktionskraft steigern. Freilich würden sie nicht mit einem Schlage dem neuen Einfluß folgen und ihre alte Weise verlassen; aber gewiß würden sie dem versuchenden Beispiele nicht lange widerstehen. Und im Uebrigen wäre der Versuch nicht schwierig und nicht kostspielig.

Seit Bulebane haben wir uns keiner so herzlichen Aufnahme mehr zu erfreuen; man duldet uns, aber nirgends kommt uns Theilnahme, freundliche Fürsorge entgegen. Den Tag über weist man uns unter Bäume, die nicht immer hinlänglichen Schatten verbreiten; bei Nacht müssen wir in unreinlichen Gemächern kampiren.

Wir verlassen Gardia um 3 Uhr 25 Minuten und wenden uns zuerst gegen S.O.; später aber, um 4 Uhr 15 Minuten, gegen S.¼S.O. Der Weg führt durch Akazienwälder, ist hügelicht und häufig von Abgründen und kleinen Marigots durchschnitten.

Um 4 Uhr 50 Minuten erreichen wir Samba-Gala, ein großes, in der Ebene gelegenes Dorf, welches durch niedere, öde Hügel begränzt wird; es besitzt ein schönes, großes Tata. Man weist uns unsere Herberge für die Nacht unter einem Tamarindenbaum, wenige Schritte von einem Misthaufen, an. Das Wasser ist schrecklich: wir müssen, um es genießen zu können, Augen und Nase schließen, denn dasselbe verbindet mit dem ekel-

haftesten Geruch eine so dicke und braune Farbe, daß man Chokolade zu sehen glaubt.

Die Sklaven in Samba-Gala werden mit solch grausamer Strenge behandelt, wie wir es bisher nirgends sonst wahrgenommen haben: die Einen tragen zwischen den Füßen eine so kurze Stange, daß sie nur hüpfen, nicht gehen können; Andere schleppen am Fuße ein so schweres und großes Stück Holz, daß sie dieses, um sich nur bewegen zu können, an einem um den Hals befestigten Strick in die Höhe ziehen. Diese Armen müssen bei jedem, der sie sieht, das bitterste Mitleiden erwecken.

In Mittelafrika trägt die Sklaverei einen viel gehässigeren Charakter, als in den civilisirten Ländern, und der Reisende, welcher dieses Elend mit eigenen Augen ansehen muß, kann nicht umhin, vor Jammer und Mitleid seufzend seine Stimme zu erheben und laut zu sagen, daß wir bis jetzt nur unwirksame Mittel gegen dieses Uebel angewendet haben.

Seit mehr als 30 Jahren beschäftigt man sich in Europa lebhaft mit der Sklavenfrage und die Philantropie hat gegen diese Eiterbeule der Menschheit nur ein Mittel vorzuschlagen gewußt: die Ueberwachung der Küsten und des überseeischen Sklavenhandels. Gewiß hat man dadurch der Sklaverei Abbruch gethan, aber nur in ihren Combinationen, nicht im Prinzip, und das ist die Hauptsache; durch diese Maßregel ist der Sklavenhandel zwischen Europäern und Afrikanern schwierig, aber noch nicht einmal unmöglich geworden, in Afrika selbst dagegen nur häufiger und gemeiner.

Trotz dem, was Andere und wir selbst früher über diese wichtige Frage gedacht und gesagt haben mögen, sind wir auf Beobachtungen und Ansichten gekommen, die als ungeheure Ketzereien erscheinen und sich nur dadurch rechtfertigen lassen, daß wir nicht aus Büchern, sondern an Ort und Stelle selbst, nicht bei den Kolonien civilisirter Völker, sondern an der Quelle

dieser unmenschlichen Sitte den Stand der Sklaverei beobachtet haben. Dieser Einfluß der eigenen Anschauung an Ort und Stelle aber ist so mächtig, daß sich demselben kein Reisender entzogen hat, wofür als Beleg uns Beaver, Golbery und Mungo-Park gelten sollen. Von Europa mit großmüthigen Entwürfen für Emancipation der Sklaven unter den civilisirten Völkern abgereist, gaben sie dieselben auf, je weiter diese Reisenden vordrangen und die Sklaverei in ihrer traurigsten Gestalt sehen. Sobald man den Fuß nach Afrika setzt, ist man unwiderstehlich gezwungen, auf die Vergangenheit zurückzusehen und Vergleichungen folgender Art zu ziehen:

Als der Negerhandel noch erlaubt war, behandelte man die Sklaven sorgfältig, nährte sie gut und ersparte ihnen übermäßige Anstrengung, um ihren Werth nicht zu vermindern; es geschah aus Eigennutz; aber es geschah doch. Jetzt dagegen werden die Sklaven mit einer alle Vorstellung überschreitenden Barbarei behandelt: es ist unnöthig, sie gut zu halten, denn die Afrikaner sind zu arm, um sie gut zu bezahlen und ihnen ist am Ende jeder recht. Dieß ist wenigstens die Regel, von der nur höchst selten eine Ausnahme Statt findet, wenn zufällig ein Herr seine Sklaven mehr zum Luxus, als zur Arbeit hält und ihr Loos aus Stolz erträglich macht: schöne Sklaven zu haben, ist für manche afrikanischen Häuptlinge (deren Zahl aber nicht als groß angenommen werden darf) eine Befriedigung kleinlicher Eitelkeit, wie bei uns schöne Pferde und Equipagen. Aber nicht alle sind von solcher Eitelkeit beherrscht; bei weitem die meisten kaufen Sklaven nur zum Landbau und zu schweren Arbeiten und sorgen gar nicht für dieselben: man nährt sie kaum, versieht sie nicht mit Kleidung, pfercht sie wie Schweine zusammen und belastet sie mit Fesseln und eisernen Stangen, um ihr Entweichen zu hindern. Bei der Arbeit nimmt man den Stock zu Hülfe, und die Furcht vor grausamer Züchtigung gibt dem Sklaven eine nervöse Auf-

regung, welche die mangelnde Kraft ersetzt. Die Sklaven sind übrigens nicht alle Eigenthum der Häuptlinge; die meisten gehören armen Bauern an, welche sie zu der härtesten Arbeit anhalten, ohne sie nur nähren zu können. Schauderhafter Gedanke! . . . . . .

Wenn man die Jammerscenen dieses endlosen Trauerspiels, dessen Entwicklung eine ganze Menschenrace umfaßt, mit eigenen Augen sieht, so begreift man nur zu wohl, daß die Verhandlungen der europäischen Diplomatie über das Durchsuchungsrecht nicht das geeignete Mittel sind, der Sklaverei ein Ende zu machen. Dann sieht man ein, daß die edle Bemühung aufrichtiger Abolitionisten und die großmüthige Aufopferung europäischer Proletarier für ihre schwarzen Brüder nicht hinreicht, jene Wunde Afrika's zu heilen, eine schauderhafte Wunde, die eine unvergängliche Narbe in der Seele und dem Körper dieses Welttheils zurückläßt. Mitten unter diesen rohen Menschen begreift man erst, wie weit das christliche Europa noch davon entfernt ist, seine begeisterten Wünsche und Träumereien erfüllt zu sehen.

Wie könnte es auch anders sein? Die edeln, von den Leiden der Negersklaven gerührten Herzen kennen nur die Wirkungen der Sklaverei, und meist auch diese nur aus Erzählungen und Berichten. Sie haben keinen Sklaven gesehen, oder wenn auch, nur den bei civilisirten Nationen, wo er zwar ohne Lohn arbeitet, aber doch die Wohlthaten der Gesetze genießt, eine menschliche Behandlung als Recht ansprechen darf. Wenn diese edeln, wohlwollenden Männer mit uns die Sklaverei in der traurigsten Gestalt, ganz der Willkühr eines wilden, unmenschlichen Herrn preisgegeben, beobachtet hätten, so würden sie fühlen, daß hier die Stelle ist, wo man dem Uebel begegnen muß, daß nur am Sitz des Ursprungs die Heilung begonnen werden kann. Sie würden begreifen, daß hier alle Schiffsgeschwader

Europa's nicht helfen können, sondern daß das mächtigste und sicherste Mittel Religion und Unterricht sei.

Man dringe zu diesem Ende von allen Seiten gegen das Innere Afrika's vor; Männer von glühender Einbildungskraft und edler Aufopferungsfähigkeit sollten sich zu diesem heiligen Kreuzzuge vereinigen, Afrika die Worte des Friedens und der Bruderliebe verkündigen; sie dürfen in ihrem erhabenen Apostelamte nicht ermüden und müssen, als Opfer ihrer Mission gefallen, sogleich durch neue Friedensboten ersetzt werden. Gewiß eine schwierige, gefahrvolle, aber ebenso glorreiche und Segen bringende Aufgabe!

Sollte man dieß eine leere Deklamation, einen wesenlosen Traum nennen dürfen? Dieß wäre eine Lästerung! Frankreich besitzt Gottlob! noch muthige Herzen voll frommer Ergebung, um der Hoffnung Raum zu geben, daß dieser Hülferuf, aus dem wilden Afrika ergangen, in unsern Städten und Dörfern wiedertönen und edle, hoch erglühende Gemüther begeistern wird. Sollte Gott ein so frommes Unternehmen nicht mit seinem Beistande unterstützen? Würde er diesen Helden die heilige Palme des Märtyrthums verweigern? Ich meines Theils erflehe es als eine Gnade, den kühnen Missionären, die, ich bin es versichert, sich bald mir nachdrängen werden, den schwierigen Pfad zu bahnen!

Freilich wähne ich nicht, daß dieses große Werk der Civilisation mit der Schnelligkeit des Gedankens könnte ausgeführt werden; aber die Ueberzeugung steht in mir fest, daß diese schwierige Aufgabe, einmal mit Klugheit und Beharrlichkeit angefaßt, auch glücklich zu Ende gebracht wird: und gelingt es auch nur in einer späteren Zeit, diese wichtige Reform, welche schon so lange alle fühlenden Herzen beschäftigt hat, zu vollenden, was liegt dann an einer Spanne Zeit?

Man mag, ich wiederhole es, thun, was man will, um die

Ausfuhr der Negersklaven zu verhindern, nie wird man dadurch das Uebel an der Wurzel angreifen. Die Sklaverei ist zu sehr in den Sitten der schwarzen Völker eingewurzelt, zu innig mit allen Einrichtungen derselben verwachsen, als daß sie durch Schließung des Marktes, und nur eines Marktes, könnte aufgehoben werden; hauptsächlich darauf gründet sich meine Ansicht. Freilich entsteht dadurch eine Verminderung der Anzahl der Sklaven; denn die Europäer haben, wie allbekannt, dieser beklagenswerthen Sitte in Afrika erst ihre großartige Entwicklung gegeben; aber von der andern Seite vermehren sich die Leiden der gefangenen Sklaven mit der Schwierigkeit des Verkaufs und eins ins andere gerechnet, wird somit der Nutzen dieser Maßregel sehr gering sein. Auch die Emancipation der Neger auf unsern Kolonien wird dem Uebel in Afrika nicht steuern; trotz aller Opfer, die sie kostet, wird dadurch der Zustand der afrikanischen Sklaven nicht gebessert, die Sklaverei selbst nicht aufgehoben. Nicht einmal für die künftige Freiheit und Sicherheit der befreiten Sklaven, sowie für ihr glückliches und sittliches Fortkommen ist hinlänglich gesorgt. Doch dieß gehört nicht zu meinem Zwecke!

Die Resultate, welche durch unsere Bemühungen seit 30 Jahren erreicht worden sind, lassen sich folgendermaßen darstellen: — Erschwerung und baldige Unmöglichkeit für europäische Sklavenhändler, ihr Gewerbe an der afrikanischen Küste zu treiben; — Beobachtungen und Versuche über eine Umwandlung der Sklaven auf unsern eigenen Kolonien und baldige Emancipation derselben zu freien Männern.

Daraus erhellt, daß wir bisher nur für Handhabung des Gesetzes, nicht für die wahre Besserung des sittlichen Zustandes im Allgemeinen gesorgt haben; daß wir nur unsere Landsleute hindern, an dem schändlichen Gewerbe des Sklavenhandels Theil

zu nehmen, um sich zu bereichern, daß wir aber das Uebel fortdauern lassen und zwar in erhöhtem Grade. Mit einem Wort, die Sklaverei hat sich unsern Repressiv-Maßregeln entzogen und in Gegenden konzentrirt, wo wir keinen Einfluß, keine Macht dagegen anwenden konnten.

Hat nun somit Europa seine Aufgabe erfüllt? Die Antwort scheint mir sagen zu müssen: Nein, kaum angefangen! Europa muß sich erinnern, daß die Afrikaner eines bessern sozialen Zustandes sich erfreuten, ehe die Händler und Schiffer der zivilisirten Nationen sie sich verkaufen lehrten; Europa muß daher, um sein großmüthiges Unternehmen zu vollenden, Mittel suchen, den schwarzen Völkern jenen Frieden und jenen ruhigen sozialen Zustand wieder zu verschaffen, den die Habsucht der Europäer von dort verscheucht hat. Ist das nicht eine Schuld, welche Ehre und Gewissen einzulösen fordert?

Man würde mir Unrecht thun, wenn man glaubte, ich wolle der jetzigen Handlungsweise Europas nicht alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; die Absicht war edel und die aufopfernden Anstrengungen bewiesen das herzlichste Mitgefühl für die armen Negersklaven; aber leider waren die Reisen in das innere Afrika selten: man beschränkte sich darauf, den sichtbaren Theil des Schadens, das, was zunächst Indignation erregte, theils durch die vereinigten Maßregeln der beiden europäischen Seemächte gegen den Sklavenhandel, theils durch Emanzipation der eigenen Sklaven zu bekämpfen. Es gab auch in der That nichts Schändlicheres als diesen Handel, der so lange unsre Race entehrte! Nichts Abscheulicheres als diese Sklavenhändler selbst, welche, nur ihrer Gewinnsucht Gehör gebend, mit dem Leben ihrer Brüder auf die Barbarei der andern spekulirten! Nichts Ekelhafteres als ihr Kauderwelsch, ähnlich dem der Galeerensklaven: „Ich habe meine Fracht Ebenholz an Bord gebracht,“ hieß im Munde des Kapitäns von einem Sklavenschiff, die Un=

glücklichen seien an den Wänden des Schiffes angenagelt und gleich dem Holze auf einander geschichtet. „Ich nehme fünfhundert ein, um davon dreihundert übrig zu behalten," sagte ein anderer und bewies dadurch, wie sicher im Voraus die durch Mangel an Luft und Raum bewirkte Sterblichkeit unter den armen Negern zu berechnen war. Aber alle diese schrecklichen Details des Negerhandels sind bekannt; ebenso die barbarische Behandlung, welche sonst die Pflanzer auf unsern Kolonien ihren Sklaven ungestraft angedeihen ließen.

Gewiß konnte Europa nicht ewig kalt und theilnahmlos bei solchen Gräueln bleiben; es erhob sich endlich, um seine rechtmäßige und energische Protestation einzulegen; es legte seinen Fluch auf die Theilnehmer an diesem Verbrechen und unternahm dann das große Werk der Emanzipation. Alles dieß geschah mit solch uneigennütziger und feuriger Menschenliebe, daß derselben gewiß niemand seine Achtung versagen kann. Ich aber, der ich diese Betrachtungen 200 Stunden landeinwärts vom atlantischen Ozean niederschreibe, behaupte im Angesicht der traurigen Wahrheit, daß man bis jetzt nur einen Schatten bekämpft hat, während der Körper stark und lebenskräftig dabei blieb; ich behaupte, daß Europa jene Repressivmaßregeln zu voreilig gefaßt und sich dadurch selbst den Weg versperrt hat, auf dem man dem Ziel der Befreiung und Sittlichung dieser Völker hätte näher rücken können.

Ich meine hier den Sklavenhandel selbst. Wenn man auch vorher den stärksten Abscheu dagegen gehabt hat, so wird man hier an Ort und Stelle dahin gebracht, ihn als ein mächtiges Mittel der Sittlichung, ja als einen Akt der Humanität zu betrachten: man braucht dazu nur die Schauderszenen zu betrach-

ten, welche die Sklaverei im Innern Afrikas selbst dem Auge des Beobachters darbietet.

Doch erschrecke man nicht vor dem Gedanken, nicht vor dem Worte Sklavenhandel: denn der von mir vorgeschlagene gleicht in nichts dem bisherigen und ist, was ich noch unerwähnt ließ, nur eine vorübergehende Maßregel.

Nehmen wir an, die bisherigen Sklavenhändler werden durch Männer ersetzt, welche von den europäischen Mächten angestellt, der Befreiung der armen Negerrace gerne ihr Leben weihen; bedenken wir, daß diese, anstatt zu kaufen, um wieder zu verkaufen, im Gegentheil aus der Sklaverei loskaufen und die armen Angekauften dadurch einer bessern Zukunft, einem eigentlichen Leben entgegen führen: würde nicht so eine wesentliche Erleichterung in dem Zustande der armen Negersklaven herbei geführt? Wäre dieß nicht die Erfüllung einer Humanitäts-Pflicht?

Diese losgekauften Sklaven würden in solche Kolonien gebracht, wo das Klima den Anbau durch europäische Ansiedler und Arbeiter unmöglich oder wenigstens sehr schwierig macht. Da würden die Schwarzen dem Zustande der Freiheit in moralischer und gesetzlicher Beziehung wiedergegeben, in Arbeiter-Kompagnien eingetheilt und, wie dieß bei einer solchen Menge immer sein muß, dem Zwange zur Arbeit und einer geregelten Disziplin unterworfen. In dieser neuen Lage können sie leicht religiösen Unterricht empfangen und diejenigen von ihnen, welche besonderes Geschick zeigen, auch Handwerke lernen. Dieß wäre ein vortreffliches Mittel, um später das Licht der Zivilisation im Innern Afrikas zu verbreiten, und von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt der Gedanke, Negersklaven los zu kaufen und in unsere Kolonien einzuführen, eine hohe Bedeutung.

Die Arbeitskraft dieser losgekauften Neger würde an die Landeigenthümer vermiethet, der Miethbetrag fiele, nach Abzug

einer kleinen Quote für den Arbeiter, in die Staatskasse, um die Kosten des Ankaufes und Transportes zu decken. Die Arbeiter erhielten ihre vollkommene Freiheit, so bald jene Kosten vollständig gedeckt sind; jeder dürfte nach Belieben in der Kolonie bleiben, oder in die Heimath zurückkehren. Im ersten Fall bliebe er der strengen Disziplin und dem Zwang zur Arbeit unterworfen, weil sonst nicht Unordnung und Entsittlichung zu vermeiden wäre, im zweiten aber müßten durch eine kurze nochmalige Verdingung die Kosten der Rückfahrt gedeckt werden.

Ohne Zweifel wäre dieser freie Zustand noch lange kein vollkommener! Die schwarzen Arbeiter wären Proletarier einer neuen Art, Sklaven unter einem andern Namen, könnte man sagen: aber leicht könnte diese Lage nach und nach gemildert werden und dann wäre immer noch ein ungeheurer Unterschied: sie bezögen einen Lohn und wären nicht Leibeigene eines Menschen.

Ich halte es für unnöthig, ein so einfaches System noch weiter zu entwickeln, und das bereits Gesagte genügt sicher, um zu beweisen, daß dieser Plan, an vielen Orten zugleich ausgeführt, eine mächtige Quelle der Sittlichung und ein wirksames Mittel wäre, das moralische und physische Elend, unter welchem die Sklaven des inneren Afrika darnieder liegen, zu lindern; daß aber überdieß dieser Plan unsern Kolonien den Anbau sichern würde, den, wie ich fürchte, die Emanzipation gefährdet. Der letztere Vortheil ist wichtig genug, um in Betracht gezogen zu werden: die emanzipirten Sklaven sind nicht vorher gesittigt; sie begreifen die Nothwendigkeit der Arbeit zu wenig, um sich derselben freiwillig zu unterwerfen; sie werden für unsre Kolonien eine unnütze und gefährliche Bevölkerung bilden.

Leider, ich weiß es, erzeugt ein neu etablirter Sklavenmarkt immer auch neuen Krieg und Menschenraub unter den Völkern Afrikas. Der Wiederbeginn des überseeischen Sklavenhandels,

wenn auch unter obiger, gewiß ganz sittlicher Form, würde zwar dem schrecklichen Elend der Negersklaven ein Ende machen und unsere Kolonien mit den nothwendigen Arbeitern versehen, aber zugleich nichts desto weniger ein neues Uebel hervorrufen. In einem solchen Fall muß man, meines Dafürhaltens, das kleinere Uebel wählen. Nimmt man Alles zusammen und betrachtet man namentlich den Zustand der Sklaven im innern Afrika, so ist es gewiß viel mehr im Dienste der Menschlichkeit, wenn man den Sklavenhendel wieder auf oben angeführte Weise in Aufschwung bringt und dadurch zur Schonung der afrikanischen Sklaven, da diese nun wieder mehr Werth haben, beiträgt.

Fassen wir die zwei wichtigsten Punkte dieser Erörterung zusammen:

Zuerst die Sklaverei selbst, welche für den Menschen den völligen Verlust seiner Rechte, seine gänzliche Erniedrigung und Umwandlung in ein Werkzeug (noch der mildeste Ausdruck) mit sich bringt.

Zweitens die unmenschliche Behandlung, unter welcher die Sklaven Mittel-Afrikas seufzen.

Für das erste, die Grundursache, sehe ich nur ein Mittel, die Sendung muthiger, gottergebener Männer, glaubenseifriger, furchtloser Missionäre, welche ihr Leben dem Dienst Gottes und der Humanität opfern.

Für das zweite, die unselige Folge des ersten, sehe ich nur ein milderndes Mittel, den Loskauf: freilich nur eine vorübergehende Maßregel, welche aber allein dem schrecklichen Zustand der inner-afrikanischen Sklaverei ein Ende machen kann und später in Verbindung mit dem ersten segensreiche Früchte tragen wird, so daß, natürlich erst in ferner Zeit, die Sklaverei ganz ausgerottet werden könnte.

Den 9. Dezember. Wir verlassen Samba-Gala um 7 Uhr 16 Min., nachdem wir eine sehr kalte Nacht unter freiem

Himmel auf der Erde liegend zugebracht haben. Bis 7 Uhr 52 Minuten behalten wir südliche Richtung, folgen aber dann, ohne hinüberzuschreiten, dem sandigen, tiefen Bette des Marigot Kulinie; derselbe steht, obgleich jetzt trocken, mit dem Tumbinobaly in Verbindung, welcher oberhalb Bayega aus dem Faleme heraustritt. Der Weg neigt sich 5° gegen Osten.

Um 8 Uhr 15 Minuten durchziehen wir das kleine Dorf Guibara, welches in einem Walde von Akazien und Ganbäumen liegt: die unreinlichen und schlechtgebauten Häuser machen einen armseligen Eindruck. Hinter diesem Dorf wendet sich der Weg gegen S.10°W. und führt auf einem engen, felsigen Pfade mitten durch einen Akazienwald; das dichte Gehölze bietet zahlreichen Heerden wilder Schweine, die ganz furchtlos sich uns näherten, einen sichern Aufenthalt. Unsere Laptots gaben bei dieser Gelegenheit einen neuen Beweis ihrer Ungeschicklichkeit: auf zwanzig Schritte gaben sie eine allgemeine Salve auf diese Thiere (wenigstens 30 Stück) und trafen kein einziges.

Bis jetzt waren wir noch nie mit den Vierfüßlern Afrika's zusammengetroffen: wir hatten zwar von ferne einige dieser furchtbaren Herren der Wüste erblickt; aber weniger begünstigt, als beinahe alle Reisenden vor uns, können wir nicht, ohne zu lügen, unsern Bericht durch schreckliche Abenteuer mit blutgierigen Löwen und ausgehungerten Tigern ausstaffiren. Vielleicht haben wir später noch Gelegenheit, solche schaudervolle Begebenheiten zu erleben und zu erzählen: wir wollen es erwarten.

Um 9 Uhr 52 Minuten erreichen wir das Dorf Velingara, welches, zwar größer als Guibara, doch denselben armseligen und unreinlichen Anblick darbietet und in demselben Walde liegt, den wir seit der Frühe durchzogen.

Unsere Ankunft zu Velingara wurde durch eine Scene bezeichnet, die einen traurigen Begriff von der Gastfreundlichkeit seiner Einwohner gibt. Nicht zufrieden damit, uns kein Haus

als schützendes Obdach gegen die brennende Sonne anzubieten, räumten sie uns nicht einmal unter dem gemeinschaftlichen Hangar, dem unter einer schönen Tamarindengruppe befindlichen Karavanserai, dem einzigen schattigen Orte im Dorfe, einen Platz ein. Als wir vom Pferde stiegen, trafen wir die Müßiggänger des Dorfes auf den besten Plätzen des Hangar liegen, wie sie die Neuigkeit des Tages, das heißt, unsere Ankunft, besprachen und boshaft über unsere Verlegenheit lachten.

Es bedurfte gewiß einer guten Dosis von Geduld und Resignation, sich nach einem dreistündigen Ritt mit einem Ruheplatz in der brennenden Sonne zu begnügen; aber die Klugheit gebot es. Während wir jedoch scheinbar theilnahmlos unsere Matten auf dem glühenden Boden ausbreiteten, dachten wir freilich, wie süß es wäre, unsere unhöflichen Wirthe mit einer Tracht Schläge zu bezahlen. Diese schienen uns übrigens zu verstehen und auch die Beweggründe unserer Zurückhaltung einzusehen, denn ihre Spöttereien vermehrten sich nur, als wir unsere unbequemen Ruheplätze eingenommen hatten.

Einer unserer jungen Senegalesen war von dem heftigsten Fieber befallen; der arme Junge litt so schrecklich, daß wir nach einigem Zögern uns doch entschloßen, trotz der Grobheit dieser Leute, für den Kranken einen schattigen Platz unter dem Hangar zu erbitten. Unser bescheiden vorgetragenes Gesuch wurde mit Hohn und spöttischem Lachen zurückgewiesen: dieß war zu viel; wir waren ergrimmt und konnten nicht mehr die Rolle des Dulders spielen.

Bis jetzt hatten wir unsere Laptots von Gewaltthätigkeiten zurückgehalten, jetzt aber war es nicht mehr möglich: einer derselben erhob sich, packte einen unter dem Hangar liegenden Dorfbewohner und warf ihn hinaus. Die Wirkung dieses Angriffs war leicht vorauszusehen: in einem Augenblick umringte uns die ganze Menge schreiend und drohend, so daß wir kaum Zeit hat-

ten, unsere Waffen zu ergreifen und eine vertheidigende Stellung einzunehmen; sie drangen mit Geschrei und Schmähungen auf uns ein und Alles ließ einen ungleichen Kampf erwarten, da wir einer gegen dreißig waren. Die Geistesgegenwart unseres Führers rettete uns; denn gewiß wären wir, nach einmal begonnenen Feindseligkeiten, in Stücke zerrissen worden, freilich nicht, ohne daß wir unser Leben ebenfalls theuer verkauft hätten.

Unser Führer verschaffte sich mit großer Mühe Gehör und sprach nun von dem Schutze, den uns der Almamy zugesichert habe und von der Strafe, welche sie bedrohe, wenn sie sich an uns vergreifen. Der Häuptling des Dorfes, durch die Beredsamkeit unseres Führers bewogen, redete ebenfalls zu seinen Untergebenen; wir unserer Seits legten die Waffen nieder und gaben so unsere friedlichen Gesinnungen zu erkennen. Jetzt legte sich auch die Kampfeswuth unserer Gegner, und diese ergoßen sich nur noch in einer Fluth von Schmähungen und Beschuldigungen, die uns beinahe bedauern ließen, nicht doch die Sache mit dem Gewehr und Säbel in der Hand geendet zu haben, denn es gibt nichts so Aufreizendes und Unerträgliches, als das Geschrei und Schimpfen der Neger.

Nachdem diese ermüdenden Erörterungen so eine ganze Stunde gedauert hatten, endigte die Sache günstig und siegreich für uns: es wurden uns Plätze eingeräumt und der Häuptling belegte noch zu unserer vollständigen Satisfaktion den hinausgeworfenen Neger, die unschuldige Ursache des Streites, mit einer Strafe. Eine solche Wirkung hatte der Name des Almamy und die Drohung mit seiner Rache.

Wir nahmen unsere Mahlzeit und verließen um 3½ Uhr, wie man denken kann, ohne großes Bedauern, den Ort.

Beständig südliche Richtung beibehaltend, durchzogen wir den Akazienwald, in welchem Guibara und Belingara liegen. Um 5 Uhr 12 Minuten kamen wir sehr nahe an zwei westlich gele-

genen, spitzigen Hügeln vorüber, die einer mit unserem Wege parallel laufenden Kette angehören. Je mehr wir diesen, durch Eisenoxyd gefärbten Quarzhügeln uns näherten, um so schwieriger wurde der Weg, um so ärmlicher die Vegetation. Um 5 Uhr 30 Minuten wurde die Richtung südöstlich.

Um 6 Uhr 22 Minuten erreichten wir das Dorf Didde, welches in einer weiten, fruchtbaren, durch oben angeführte Hügelreihe begränzten Ebene liegt und von Sarrakolets bewohnt wird. Didde unterscheidet sich von den übrigen Dörfern durch viele Palmen, welche neben den übrigen Baumarten die Einförmigkeit der Landschaft etwas beleben. Zu dieser Jahreszeit, wo neben der Unreinlichkeit und Armuth der Dörfer auch der Anblick der Felder einen so trostlosen Eindruck macht, ist eine solche Abwechslung gar erfreulich. Didde ist in der That ein sehr nettes, reinliches Dorf; seine Einwohner sind durch ihre Gewerbsamkeit und ihren Fleiß weniger elend, als die meisten Fulah-Bauern und Hirten, aus denen die gewöhnliche Bevölkerung des Landes besteht. Das Dorf besitzt eine Moschee von eigenthümlicher Bauart; das einzige Monument, das bis jetzt werth war, unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Dieses Gebäude von gebrannter Erde steht weit über der früher erwähnten Moschee von Bulebane, und übertrifft sogar an Eleganz und gutem Geschmack das Tata von Senu-Debu, trotz seiner Zinnen und halb gothischen Verzierungen. Leider sind übrigens die Heerden, die Erzeugnisse des Bodens und namentlich das Wasser nicht in Uebereinstimmung mit dem Uebrigen.

Unsere Mahlzeit besteht aus einem magern Ziegenviertel, einem schlechten Kuskus und einem schlammigen Wasser von abscheulichem Geruche. Die Nacht über blieben wir auf dem Platze vor der Moschee, dessen Unreinlichkeit übel gegen die Reinlichkeit des übrigen Dorfes absticht. Wir breiten unter den Palm-

bäumen unsere Matten aus und schlafen trotz der kalten Nacht herrlich.

Man begegnete uns zu Didde recht freundlich; die Einwohner zeigten, wie um den schlechten Eindruck des Morgens zu verwischen, eine besondere Sorgfalt und Freigebigkeit gegen unsere Laptots. Ungeheure Kalebassen voll von Reis mit saurer Milch und von Kuskus mit Ochseneingeweiden wurden herbeigebracht. Dieses letztgenannte Gericht wird sehr geschätzt und um so mehr, je weniger die Hauptsubstanz ihren natürlichen Geruch verloren hat. Begreiflicherweise nahmen wir an dieser Mahlzeit keinen Antheil, sondern beobachteten sogar eine respektvolle Entfernung davon.

Den 10. Dezember. Um 7 Uhr 10 Minuten verließen wir Didde mit der angenehmen Erinnerung an die dortige freundliche Aufnahme. In südöstlicher Richtung vorschreitend, erreichten wir bald ein junges Gehölz, das nach innen zu immer dichter und stärker wurde. Es waren Sidomms, Sumps und verschiedenartige Akazien, also Bäume mit Dornen, die den Reisenden, besonders den Reiter, auf den engen Pfaden beinahe zur Verzweiflung bringen.

Der Weg durch das Gehölze war sehr schlecht: der Boden ist steinigt und die häufigen Lichtungen sind mit Quarzfelsen und schlackenähnlichen Eisenglanzstücken bedeckt, welche oft sehr große Blöcke bilden; der Boden hat eine röthliche Färbung. Beim Ausgang des Waldes traten wir in eine Art Paß zwischen zwei eisenhaltigen Quarzhügeln und von da an wurde der Weg immer unebener und felsigter.

Um 8 Uhr 40 Minuten überschritten wir einen sehr breiten Marigot, wahrscheinlich den von Mermeriko; er hatte damals nur einige zerstreute Pfützen in dem sandigen und felsigen Bette. Die Richtung des Wegs bleibt der Hauptsache nach immer südöstlich.

Um 11 Uhr 46 Minuten erreichten wir Sansandig.

Dieses von Sarrakolets bewohnte Dorf liegt in einem kleinen Gehölze, ungefähr einen Büchsenschuß von dem Faleme entfernt. Es ist weniger hübsch als Didde, und besitzt weder eine solche Moschee, noch Palmengruppen: man findet dort außerdem so wenig Hülfsmittel und Erfrischungen, daß wir über den Fluß in das andere Dorf gleiches Namens, das uns der Führer als besser rühmte, zu gehen beschloßen. Doch zeigte man sich so wohlwollend gegen uns, daß wir die Ueberfahrt bis morgen verschoben; man räumte uns sogar Häuser ein: sie waren zwar unreinlich, boten aber doch Schutz gegen die Sonne, und unsere vom beschwerlichen Marsche ermüdeten Glieder bedurften Ruhe.

Sansandig bietet denselben armseligen Anblick dar, dessen wir auf unserem Wege schon mehrmals Erwähnung thaten. Das Sonderbarste war, Wildschweine ruhig in den Straßen umher spazieren zu sehen, was keine Uebertreibung ist, da sie beim Anblick von Menschen nicht fliehen. Diese Zutraulichkeit erklärt sich übrigens daraus, daß die Neger nie jagen und ihr Pulver, das für sie schwer zu bekommen ist, für einen andern Gebrauch aufsparen, als ein Thier zu schießen, dessen Fleisch sie nicht einmal genießen dürfen. Unsere Laptots, welche nicht so sparsam zu sein brauchten und auch nicht so skrupulös an den diätetischen Vorschriften des Islam hingen, eröffneten auch hier ein Gewehrfeuer auf dieses Wild, aber wie gestern ohne Erfolg. Wir Europäer waren zu leidend, um die Jagd mitzumachen und so mußten wir uns, trotz der Menge und Nähe des Wildes, mit Sankal (grob gestoßener Hirse) und saurer Milch begnügen.

Wenn das Wasser ganz niedrig ist, findet man in dem Bette des Faleme, auf der Höhe von Sansandig, einen goldreichen Sand, der durch Auswaschen Goldflimmer gibt. Dieser leicht zu gewinnende Reichthum scheint aber den Einwohnern keine Wohlhabenheit zu begründen: ihr Dorf ist schmutzig, die Häuser sind

schlecht gebaut, die Heerden klein; man hat weder Hühner, noch Ziegen, noch Hämmel. Sogar Milch, die Hauptnahrung der Afrikaner, fehlt beinahe ganz; es hat nur gutes Wasser, das man aus dem Flusse holt. Für uns, die wir seit zwölf Tagen so abscheuliches Wasser hatten trinken müssen, war dieß keine kleine Erfrischung; aber freilich auch die einzige.

Vierzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Reise zu den Goldgruben von Kenieba.

Uebergang über den Faleme bei Sansandig. — Der Häuptling von Samba=Jaya warnt uns vor den Gefahren unsrer Reise. — Schutz= und Ehren=Sold. — Kenieba; trauriger Anblick; Armuth und Krankheit. — Besichtigung der Gruben; Unfälle mit den Gewehren; Dambagnagney; Beschreibung der Goldwäscherei. — Der Duki=Baum. — Die Mandingos von Farabana; allgemeine Notizen über die Mandingos von Bambuk. — Rückreise nach Sansandig.

Den 11. Dezember. Früh Morgens setzten wir bei einer Furth, welche in der Richtung von N.W. nach S.O. die beiden Sansandig verbindet, über den Faleme: unsre Laptots gingen bis an den Gürtel im Wasser. Dieß verlangt einige Zeit, da das Gepäck abgeladen und von den Leuten auf dem Rücken hinüber getragen werden muß.

Das jenseitige Dorf liegt ungefähr in der gleichen Entfernung vom Ufer wie das diesseitige, und ist, gleich allen unter der Oberhoheit des Almamy stehenden Uferorten, von Fulahs

bewohnt, die aus Futa-Dschallon eingewandert sind. Die hier zu Gebot stehenden Nahrungsmittel sind so reichlich und mannigfaltig, wie kaum irgendwo im Lande: die Heerden sind zahlreich und schön, und man findet sogar Hühner, Eier und Milch im Ueberfluß. Die Einwohner sind gutartig und freundlich, vielleicht nur ein wenig zu neugierig; doch zeigte sich diese durch unsere fremdartige Erscheinung besonders angeregte Neugierde ohne belästigende Zudringlichkeit: die Leute beschränkten sich darauf, uns von Ferne zu umstehen und zu betrachten.

Das jenseitige Dorf ist viel größer als das diesseitige; auch viel besser gebaut. Die gruppenweise Stellung der Häuser, die man in ganz Bondu trifft, erfordert eine bedeutende Ausdehnung. Der Häuptling des Dorfes wies uns weit reinlichere Häuser zur Wohnung an, als wir bisher zu finden das Glück hatten.

In dem öffentlichen Bericht, der in den Annales maritimes (Oktoberheft 1844) erschien, habe ich die Vortheile auseinander gesetzt, welche eine Niederlassung zu Sansandig uns bieten würde. Ich will mich nicht weiter darüber auslassen und hier nur bemerken, daß eine Besetzung von Sansandig durchaus nothwendig wäre, wenn wir je im Ernst einen gewichtigen Einfluß auf das Land ausüben wollten.

Den 12. Dezember. Wir verweilten den ganzen Tag in Sansandig, um die zur ferneren Fortsetzung der Reise nothwendigen Nachrichten einzuziehen, wobei man die uns erwartenden Schwierigkeiten nicht verhehlte.

Den 13. Dezember. Um 6 Uhr 32 Min. verlassen wir unser Quartier, nachdem wir von dem gastfreundlichen Häuptling Abschied genommen hatten. Der Weg geht zuerst in nordöstlicher Richtung durch ein Gehölz von stachlichten Bäumen; um 7 Uhr 13 Min. wenden wir uns nach N. 5° W. und treffen da tiefe Schluchten, welche in der Regenzeit durch das Wasser

gebildet werden. Der steinigte Boden scheint unfruchtbar, kaum daß man hie und da verdorrte Grashalme bemerkt.

Um 7 Uhr 36 Min. setzen wir über einen sehr breiten Marigot mit vielen Krümmungen und einem felsigten Bette, dessen steile Ufer für unsre Karavane große Schwierigkeiten darbieten. Um 8 Uhr 6 Min. erreichten wir das kleine, unreinliche Dorf Tombura, dessen zerfallenes Tata bei einem Angriff den flüchtigen Bewohnern keinen besondern Schutz gewähren mag. Wir werden gut aufgenommen und erhalten eine Lagerstätte unter zwei prächtigen Tamarinden angewiesen.

Um 1 Uhr 37 Min. verlassen wir Tombura in der Richtung N.¼N.O. Die rothe, unfruchtbare und durch Menschenhand aufgewühlte Erde zeugt schon von der Nachbarschaft der Gruben und von den Nachforschungen, die man hier angestellt hat. Auch da trafen wir Heerden von Wildschweinen. Unser Weg führt durch Gehölze von Adansonien, die hier näher beisammen stehen als irgendwo sonst in Bondu, aber nirgends die wunderbaren, von Adanson angegebenen Dimensionen erreichen.

Um 3 Uhr 10 Min. gelangen wir nach Samba-Jaya, einem kleinen Dorfe ohne Tata, dessen Häuptling zugleich die Oberaufsicht über die Gruben führt, welche wir zu besichtigen die Absicht hatten. Dieser, eine hohe, vom Alter gebeugte Gestalt, hat ein kluges, würdiges Aussehen; er empfing uns freundlich und wies uns als Nachtquartier ein Strohdach an, unter welchem wir unsre Matten ausbreiteten. Die Häuser von Samba-Jaya haben die halbkugelförmige Gestalt wie die der nomadischen Peuls.

Peuls nennt man hier zu Lande die Fulahs, welche aus Bambuk ausgewandert sind und das Ufer des Faleme bewohnen; doch will dieß durchaus nicht besagen, als ob sie wirkliche Peuls wären, sondern dieses Wort bezeichnet hier nur dieselbe politische

Stellung: Peul bedeutet in diesem Sinn nur einen Tributpflichtigen.

Der Häuptling von Samba-Jaya übt, als Lehensträger des Almamy, eine unumschränkte Herrschaft über die Fulahs von Bambuk aus, welche die Gegend von Sansandig bis Kenieba, dem nächsten Dorfe bei den Goldgruben, bewohnen. Wir erbaten uns von dem Häuptling Belehrung über die Mittel, unsern Reisezweck zu erreichen; aber er machte uns, gleich den andern, ein schreckliches Gemälde von den Gefahren, die wir bei unserm Unternehmen zu gewärtigen haben. Wir hätten, sagte er, die Angriffe der Mauren, welche schon den Senegal überschritten haben, und die noch gefährlicheren der Mandingos zu fürchten; denn diese, eifersüchtig auf die Reichthümer des ihnen entrissenen Gebietes, rächen sich für jenen Verlust durch Raubzüge und Plünderung der Reisenden. Wir hörten die Aussage des Alten ruhig an, erklärten aber dann aufs Bestimmteste, daß wir trotz aller Gefahren und Hindernisse entschlossen seien, unsrer Aufgabe zu genügen. Er bot uns sodann einen seiner Söhne als Führer an und trug diesem auf, den Häuptling von Kenieba zu ermächtigen, daß er uns ein Geleite und Weiber zur Bearbeitung der Erze mitgebe.

Nun schritten wir zu dem wichtigen Punkte des an den Häuptling zu entrichtenden Ehrengeschenks: wir disputirten lange Zeit mit ihm über die Menge und Gattung der Gegenstände. Er zeigte sich Anfangs habsüchtig und schwer zu befriedigen; doch verständigten wir uns endlich, nachdem wir bald eine Handvoll Pulver, bald einige Glasperlen, dann wieder einige Flintensteine und Kugeln dazu gelegt hatten. Diese Ehren- und Schutz-Geschenke geben zu einem höchst sonderbaren Markten Gelegenheit: begreiflicherweise darf man nicht auf die ersten Anforderungen dieser Häuptlinge eingehen; andererseits ist eine völlige Weigerung gefährlich und so muß man Stück für Stück

abmarkten, wenn man nicht bei zu großer Freigebigkeit sich bald aller seiner Habe beraubt sehen will. Mollien hatte in ähnlicher Lage die größte Noth und Mühe, den habgierigen Wünschen des Häuptlings von Niebel und seiner Frau Genüge zu leisten. Unser Alter von Samba-Jaya benahm sich dabei weit anständiger und verlangte keine Gegenstände, deren Gebrauch für uns selbst nothwendig erschien. Es kam ihm z. B. nicht der Gedanke, unsre Decken zu verlangen oder gar mit Gewalt zu nehmen, wie dieß Mollien durch die Schwester des Almamy von Timbo geschah.

Den 14. Dezember. Um 4 Uhr 29 Min. Morgens nahmen wir Abschied von unserm Gastfreunde und wandten uns auf einem in der Dunkelheit sehr mühsamen Wege gegen O.N.O. Wir durchschnitten hinter dem Dorfe ein dichtes Gehölze, dessen Bäume wir zwar in der Dunkelheit nicht mit den Augen erkennen konnten, über deren Gattung aber unsre zerrissenen Hände, Gesichter und Kleider, deren Fetzen an den Dornen hängen blieben, keinen Zweifel übrig ließen. Sie standen mitten unter hohem Graswuchs auf einem Boden, der besserer Art zu sein schien, als das rothe und steinigte Terrain, das wir auf unserm gestrigen Wege durchwandert hatten.

Als der Tag graute, lichtete sich der Wald, aber der Weg wurde um nichts besser. Die Vegetation nahm denselben unfruchtbaren Charakter an, den wir auf unsern letzten Tagereisen immer bemerkt hatten. In der traurigen und einförmigen Betrachtung dieser öden Gegend wurden wir durch den Sohn des alten Häuptlings unterbrochen, der uns ermahnte, dicht gedrängt zu marschiren und auf unsrer Hut zu sein; er erzählte uns dabei tragische Geschichten von der Ermordung solcher, die unbesonnener und unkluger Weise diese Reise unternommen hatten. An mehreren Stellen des Waldes, den wir gerade durchzogen, gibt

es, wie er uns sagte, zu einem Hinterhalt passende Orte, wo sich oft Horden von Mauren oder Mandingos verbergen und von da aus unversehens die Reisenden überfallen. Der Weg ist durch Schluchten und steile Abhänge durchfurcht; der Boden steinig. Wir trafen wiederum Heerden von Wildschweinen und eine große Anzahl rother Affen von bedeutender Körpergröße, welche ihre Gegenwart durch lautes Bellen zu erkennen gaben. Diese Thiere, welche uns oft ganz nahe kamen, saßen meist auf der Erde oder hockten auf den Bäumen. Mehrere waren ohne Uebertreibung in der Größe eines zehn- oder zwölfjährigen Kindes. Um 7 Uhr 50 Minuten nahmen wir die Richtung N.O.¼O.

Um 7 Uhr 56 Minuten überschritten wir den sehr breiten und tiefen Marigot Dianbalal; sein sandiges und felsigtes Bette enthielt noch einige Wasserpfützen. Der lange Marsch hatte uns durstig gemacht und der Anblick des Wassers erregte in uns den Wunsch zu trinken; dieses aber, durch Morast verunreinigt und verdickt, war so schlecht, daß wir unsern Durst lieber ertrugen. Der beschwerliche, steile Weg führte unausgesetzt durch den Wald. Um 9 Uhr 29 Minuten erreichten wir Kenieba.

Dieses von Fulahs bewohnte Dorf liegt sehr nahe bei den Gruben; es hat eine bedeutende Ausdehnung und scheint von weitem ansehnlich und wohlhabend; kommt man aber in die Nähe, so zeigen die theils verlassenen, theils eingestürzten Hütten, das durch Brand und Einbruch zerstörte Tata, daß die Wohlhabenheit längst verschwunden ist. Es war in der That vor drei Jahren durch den Almamy von Bondu zerstört worden, um die dortigen Mandingos für einige gegen die friedlichen Uferbewohner des Faleme begangenen Raubzüge zu bestrafen. Die Rache war nach der Aussage unseres Führers schrecklich: der Mandingo-Häuptling und die bedeutendsten Einwohner wurden im Kampfe getödtet, die Uebrigen nahmen, soviel deren dem Mord oder der Gefangenschaft entronnen waren, die Flucht in das Innere des

Landes. Seitdem wies der Almamy nach seiner gewöhnlichen Politik das Dorf Kenieba ausgewanderten Fulahs aus Futa-Dschallon zum Wohnsitze an.

Der Eindruck des bittersten Elendes und der tiefsten Trauer, den man beim Anblick von Kenieba und seinen Bewohnern empfindet, wird jedoch nicht völlig durch die eben erzählte tragische Geschichte erklärt. Der Reichthum der benachbarten Gegend sollte doch in etwas aus der Kleidung und den Häusern der neuen Bewohner oder wenigstens den Heerden, dem ersten Zeichen von Wohlhabenheit in den Fulah-Dörfern, ersichtlich werden. Zu Kenieba sind die Einwohner schlecht gekleidet, die Häuser unreinlicher als irgendwo; es hat weder Felder, noch Heerden. Wir trafen hier eine schreckliche Krankheit, eine Art Aussatz, welchen Herr Huard „le mal rouge de Cayenne" nannte.

Man wollte uns zuerst in den schmutzigsten Ort des Dorfes einquartieren; auf unsere Vorstellungen aber wies uns der Häuptling des Dorfes ein besseres Obdach an. Allzu sehr ermüdet, vertagten wir die Besichtigung der Gruben auf morgen.

Den 15. Dezember. Nachdem wir noch die weitschweifigen Ermahnungen unseres Gastfreundes von Kenieba angehört hatten, machten wir uns Morgens 6 Uhr 41 Minuten auf den Weg, begleitet von sechzig Männern, welche um eine Ladung Pulver und eine Kugel gerne mit uns gingen. Die Gewehre dieser Leute sind fast alle englischen Ursprungs und vielen davon ist der Lauf theilweise abgesprungen. Diese Unfälle sind häufig und theils Folge der schlechten Qualität, theils durch die Gewohnheit veranlaßt, daß die Neger eine übermäßige Menge Pulver laden. Wir selbst erlebten einen solchen Unfall bei einem unserer Laptots: das Gewehr zersprang zum Glück an der Mündung und nicht am Pulversack, was für den Menschen gefährlicher gewesen wäre; da die Mündung wahrscheinlich durch Erde verstopft war, so machte die Ladung sich an dem schwächsten

Theile Luft. Die Nachläßigkeit der Neger und die Schwierigkeit, sich Munition zu verschaffen, weßhalb sie die Ladung ihrer Gewehre nicht erneuern, macht das häufige Vorkommen solcher Unfälle leicht erklärlich. Dadurch entsteht, namentlich bei den schlechten englischen Gewehren, manches Unglück; aber die Neger werden dadurch nicht vorsichtiger und nicht sparsamer in der Pulverladung. Für sie ist der Knall alles, und eine Kugel, welche ohne starken Knall ihr Ziel trifft, macht weit nicht die Wirkung, als ein verfehlter, wenn nur recht starker Schuß.

Hinter Kenieba durchschritten wir einen tiefen Marigot, dessen steile Ufer schwer zugänglich waren. In dem sandigen, felsigten Bette hat man Brunnen gegraben, um das Dorf mit Wasser zu versehen: das dortige Wasser ist besser als das gestrige, obgleich es aus demselben Marigot kommt. Der Weg hält bis nahe an die Gruben nordöstliche Richtung und führt meist durch ein lichtes Gehölze, wo jedoch manchmal dichtere Gebüsche einem feindlichen Hinterhalt zum Versteck dienen könnten. Die Leute von unserer Begleitung schienen etwas der Art zu fürchten; denn sie marschirten, ganz gegen die sonstige Gewohnheit der Neger, still und enggeschlossen, auf augenblickliche Vertheidigung gefaßt. Auch heute, nur dringender und besorgter, richtete unser Führer von Samba-Jaya die Ermahnung an uns, klug und vorsichtig zu sein.

Wir erreichten um 7 Uhr 29 Minuten in nordöstlicher Richtung die Grube von Dambagnagney; diese liegt mitten in einem Gehölz, sehr nahe bei einer Hügelreihe, welche in einem Halbkreise von West nach Südwest streicht. Die Zugänge sind mit weißen, röthlich geaderten Kieselsteinen bedeckt; der Boden ist stark durch Eisenoxyd gefärbt und zeigt eine neue Felsart von schieferigem Gestein.

Um in diese Grube hinabzusteigen, hat man ein unregelmäßig kegelförmiges Loch gemacht, dessen untere Basis sonderbare

Grundlagen der Festigkeit darbietet: es hat eine Tiefe von höchstens 24 bis 28 Fuß und in seinen Wänden, die ohne alle Stützen sind, bemerkt man senkrechte Spalten, von welchen ein baldiger Einsturz droht. Solche Unfälle sind bei der Ungeschicklichkeit dieser Leute natürlich sehr häufig. Am Grund des kegelförmigen Loches führt eine Seitenöffnung von höchstens 3½ Fuß Höhe in einen unterirdischen Gang, welcher sich nach der Aussage unserer Begleiter auf 140 bis 150 Fuß weit erstrecken soll. Das Terrain ist Alluvialboden, aus Sand, Quarzgerölle, eisenhaltigem Glimmerschiefer und fettem, schwarzem Humus bestehend; das ganze Gestein zerbröckelt leicht in der Hand.

Rings um diese allein im Betrieb stehende Grube findet man Löcher von fürchterlicher Tiefe, über welche kreuzweis in den Wänden befestigte Querstangen herüberliegen; an diesen Querstangen ruhen die Grubenleitern, deren Fahrtschenkel aus jungen Bäumen gemacht sind, die von roh und unregelmäßig mit Rinde befestigten Sprossen zusammengehalten werden. Auf so schlecht gemachten und gestützten Leitern steigen die armen Arbeiter in Gruben von 140 Fuß Tiefe hinab. Freilich werden sie wenig ausgebeutet. Eine derselben wird Gaedy genannt und durch zwei verschiedene Löcher, welche mittelst einer Gallerie in Verbindung gesetzt sind, befahren.

In der Richtung nach N.O.¼O., von Dambagnagney etwa 2000 Schritte entfernt, sollen auf dem Gipfel eines Hügels (mit Namen Pellel) viel reichere Gruben sich befinden, die man aber nicht bearbeitet, da alle, die es unternahmen, gestorben oder wahnsinnig geworden seien. Dieß ist für jene Leute eine unumstößliche Wahrheit; da man uns aber keine triftigen Gründe dafür anzugeben wußte, so mußten wir eine vernünftige Erklärung der Sache suchen. Das Vorkommen von Arsenik, eine nicht zu gewagte Hypothese, könnte auf ganz natürliche Weise den Schrecken erklären, welchen die Gruben von Pellel

einflößen. Wenn dieses Metall dort wirklich vorkäme, so konnten die ersten Arbeiter, sei es nun durch das Athmen, sei es, weil sie vor dem Essen ihre Hände nicht wuschen, eine solche Menge davon in den Körper bekommen, daß sie erkrankten und starben; der Aberglaube dieser Leute aber brachte diese Erscheinung natürlich mit wunderbaren Ursachen in Verbindung, da sie in ihrer Unwissenheit die natürlichen nicht aufzufinden wußten.

Diese sonderbare Furcht vor der Bearbeitung der Pellel-Gruben erregte unsere Neugier und wir suchten unsere Begleiter auf jede Weise zu bereden, uns dorthin zu führen; aber alles umsonst: sie weigerten sich aufs Bestimmteste, uns zu begleiten, und erklärten uns, daß wir auch nicht allein dorthin gehen dürfen. Es ist noch zu bemerken, daß diese Furcht sich auf alle Gruben, welche auf Hügeln liegen, erstreckt. Dieß scheint ein neuer Beweis, daß Arsenik oder irgend eine andere ähnliche Substanz, oder vielleicht atmosphärische Einflüsse diese gefährliche Wirkung hervorbringen.

Die Bearbeitung der Gruben von Kenieba geschieht durch die Fulahs der benachbarten Dörfer, gegen eine Abgabe an den Häuptling von Samba-Jaya, welcher wiederum mit dem Almamy abrechnet. Die Weiber von Kenieba haben für ihre Verrichtung das Monopol, und theilen das gewonnene Gold mit demjenigen, der ihnen den Rohstoff geliefert hat. Wie schon oben bemerkt, ist die Ausbeutung dieser Gruben nicht ohne Gefahr: daher stehen die meisten Männer beständig unter den Waffen, während die Weiber, nur von wenigen Männern unterstützt, arbeiten. Das Wasser, welches noch lange nach der Regenzeit in den Gruben stehen bleibt, gestattet nur ungefähr 5 Monate lang, vom Januar bis Mai, darin zu arbeiten.

Wir beobachteten, ohne den geringsten Umstand außer Acht zu lassen, der Reihe nach alle die Vorrichtungen, vermittelst welcher aus der goldhaltigen Erde endlich die Goldflimmer

gewonnen wurden: diese Arbeit, deren Unvollkommenheit wahrhaft Staunen erregt, geschieht, wie schon erwähnt, durch Weiber. Ihr Verfahren ist folgendes: die gegrabene Masse, aus Schiefer, Kieseln und sandiger Erde bestehend, wird in eine mit Wasser gefüllte Kalebasse gebracht, mit den Händen geknetet und zerdrückt: die Kieseln, ein großer Theil des erdigen Sandes und die groben Schieferstücke werden sogleich nach dieser ersten Operation, die begreiflicherweise nur eine unvollkommene Scheidung bewerkstelligt, weggeworfen; die Kalebasse enthält nun nur noch schmutzigen Sand, bis nach mehrmaligem Kneten und Waschen endlich ein schwarzer, sehr feiner Sand zurückbleibt, welcher das Gold in Gestalt von äußerst kleinen Körnchen und Flimmern enthält. Die Scheidung des Sandes und Goldes geschieht ebenfalls auf eine rohe Weise: der ganze Rest wird in einer Muschelschale öfters gewaschen, wobei jedesmal wieder erdige Theile, die manches Goldkörnchen enthalten mögen, weggeworfen werden; endlich wird der noch übrige Sand in ganz feinen Staub zerrieben. Ist der Inhalt der Muschel nun an der Sonne getrocknet, so bläst man darauf, wobei der Staub wegfliegt und das Gold liegen bleibt. Begreiflicherweise wird bei dieser Behandlungsweise nur ein Theil des in der Masse enthaltenen Goldes gewonnen.

Hiemit endigte die unter unsern Augen von den Goldwäscherinnen mit bemerkenswerther Schnelligkeit und Geschicklichkeit vorgenommene Arbeit. Wir fragten nun, was weiter mit den so gewonnenen Goldkörnchen und Flimmern gemacht werde: sie antworteten, man verwahre diese in kleinen Ziegenhörnern, bis eine hinreichende Menge beisammen sei; dann schmelze man alles in einen Tiegel und verkaufe es an unsere Komptoire.

Jedem, der diese Vorbereitungen und die ganze Behandlung mit ansieht, dem muß die fehlerhafte Art und Weise derselben auffallen: zuerst die Nachlässigkeit, mit welcher die Schieferstücke

behandelt werden, die in ihren Brüchen häufig eingeklemmte Goldflimmerchen zeigen, welche durch das Kneten mit der Hand nicht abgelöst werden können; ferner geht bei dem Waschen und Abgießen sehr viel verloren. So steigt dieser Verlust von Stufe zu Stufe und das Blasen weht zuletzt Sand und Gold mit fort, da die Goldkörnchen oft von wahrhaft mikroskopischer Größe sind. Die Einwohner kennen natürlicherweise keine der Vorrichtungen, welche wir beim Goldschlemmen anwenden: sie pochen das Erz nicht, bedienen sich nicht der gefugten Tafeln oder wollenen Decken und kennen vor allem das Amalgamiren nicht.

Daher ist wohl anzunehmen, daß bei wichtiger Behandlung die Gruben von Kenieba einen weit höheren Ertrag gewähren würden als dieß jetzt der Fall ist. Schon bei der Gewinnung des Rohstoffes tritt der Mangel an Werkzeugen und Maschinen, so wie die Ungeschicklichkeit der Arbeiter hindernd in den Weg; ferner sind die Grabarbeiten durch das Wasser, das sie *nicht* auszupumpen wissen, auf eine sehr mäßige Tiefe beschränkt. Bei tieferem Graben könnte man möglicherweise auf Gänge oder Adern stoßen, so daß der Ertrag ein viel bedeutenderer würde.

Wir konnten uns nur einen sehr beiläufigen Bericht über den Ertrag der Gruben von Kenieba verschaffen, da die Einwohner denselben nur nach den dafür gekauften Sklaven berechnen. Das Genaueste, was wir darüber erfuhren, ist, daß ein fleißiger Mann in einem Jahr den Werth von vier oder fünf Sklaven verdienen könne. Dieß ließe, trotz des gesunkenen Preises der Sklaven, annehmen, daß schon jetzt, bei so mangelhafter Bearbeitung, der Ertrag nicht unbedeutend sei.

Ich will mich hier nicht weitläufiger darüber auslassen, daß es für uns keine besondern Schwierigkeiten haben könnte, entweder mittelbar oder unmittelbar die Bearbeitung dieser Gruben

zu betreiben. Es ist dieß eine Frage von hohem Interesse, deren Lösung nicht schwer zu finden sein möchte, wenn wir nur einmal dorthin unsre Aufmerksamkeit wenden wollten.

Die von uns besichtigten Gruben zeigen freilich keinen wunderbaren Reichthum, aber gerade ihre Beschaffenheit gibt die Gewißheit, daß das ganze Land sehr reich ist, denn das angeschwemmte Land, aus dem das Terrain von Dambagnagney besteht, muß nicht gar entfernten Gegenden ursprünglich angehören. Und wer weiß, vielleicht enthalten die so sehr gefürchteten Gruben auf den Hügeln in ihrem noch jungfräulichen Grunde einen Reichthum, von dem die abgelagerten Schiefer und das Falemethal nur Trümmer sind? Weiter unten nämlich werde ich auch von dem Goldgehalte dieses Flusses reden.

Unter den Leuten von Kenieba, die uns begleiteten, war einer, der viele Reisen gemacht und in den meisten Gruben von Bambuk gearbeitet hatte. Er erzählte uns darüber manches Interessante.

Er benannte uns außer den Gruben von Kenieba eilf andere, nämlich Sadiola, Farabakuta, Diakonte, Urale, Diokeba, Dialafara, Gunfa, Kuruba, Sitakile, Jatera und Kundia. Unter diesen Namen ist keiner der von Compagnon angeführten und namentlich nicht der von Nettoko, womit jener Reisende die reichste Grube des Landes bezeichnet; doch muß man sich über diese Nichtübereinstimmung nicht wundern. Zu der Zeit, als Compagnon Bambuk besuchte, mögen wohl andere Gruben bearbeitet worden sein als heut zu Tage, und wir selbst haben gesehen, daß mehrere Gruben wieder verlassen wurden, entweder, weil die Grabarbeiten besondere Schwierigkeiten machten, oder wegen besonderer Unfälle, welche die Arbeiter trafen. Compagnon selbst gibt den besten Beleg zu dieser Annahme, indem er von den Städten Naye und Tambaura (augenscheinlich unser Tombura) anführt, sie besäßen reiche Gruben. Wir haben beide

Städte besucht und können sicher behaupten, daß in der ersten nirgends ein Goldlager zu finden ist und bei der zweiten nur einige vom Regen oder dem Faleme angeschwemmte Sandhaufen.

Alle oben genannten Gruben werden durch Mandingos ausgebeutet und mehrere derselben haben große Gallerien, wo die Goldwäscher ihre Mahlzeit bereiten und einnehmen. Ich bemerke hier, daß ich für das jenem Gewährsmann Nacherzählte nicht weiter einstehe. Einige von dieseu Gruben, sagte er ferner, geben Gold wie die zu Kenieba: bei anderen dagegen ist das Metall nicht im schwarzen Sand, sondern in den weißen oder röthlichen Kieseln (ohne Zweifel Quarz) enthalten. Man zerschlägt dieselben, zerreibt sie zu feinem Pulver, schlemmt und trocknet sie in der Muschelschaale, worauf wiederum die Manipulation des Blasens angewendet wird.

Die Neger erkennen den Goldgehalt und die Brauchbarkeit einer Grube erst nach langem Herumtappen: die ersten Spatenstiche entfernen die harte Kieseldecke, dann kommt nach einander weiße, rothe, schwarze Erde, dann Felsen und Schiefer. Nachdem man so etwa 30 Fuß gegraben hat, findet man Gold. Der Gruben, wo das Gold in den harten Kieseln enthalten ist, sind es nur drei; sie sind weit reichhaltiger als die anderen.

Unser Cicerone erregte in uns eine lebhafte Begierde, jene Gruben mit hohen Gallerien zu sehen, wo das Gold nicht in angeschwemmtem Zustande, sondern in krystallinischem Zustande mit Quarz verbunden vorkomme, denn nur so konnten wir nach seinen Aeußerungen die Sache erklären. Als wir aber verlangten, dorthin geführt zu werden, so antwortete uns ein allgemeiner Ausruf der Verwunderung und des Schauders. Keiner unter Allen, nicht einmal unser Cicerone, hätte sich um irgend einen Preis dazu verstanden, uns auf diese unausführbare Expedition zu begleiten. Natürlich: denn die Fulahs und Man-

dingos stehen zu schlecht, um Reisende auf deren Verlangen in fremdes Gebiet zu begleiten. Doch übertrieben unsre Leute die Gefahren eines solchen Unternehmens weit und ich habe die Ueberzeugung, daß wir hätten dorthin gelangen können, wenn wir uns unmittelbar mit den Mandingos in Verbindung gesetzt hätten.

Nachdem wir sechs Stunden bei den Gruben verweilt hatten, ohne eine andre Gefahr wahrzunehmen, als uns von der brennenden Sonne und von dem möglichen Einsturze der Gruben drohte, kehrten wir in derselben Ordnung und mit derselben Vorsicht nach Kenieba zurück. Wir nahmen mehrere Säcke mit Sand, Erde und Steinen von den Gruben mit, auch einige Ziegenhörner zur Aufbewahrung des Goldes. Um 5 Uhr Abends nahmen wir nach glücklicher Heimreise wiederum Besitz von unsern Häusern, um da bis über den andern Tag zu bleiben.

Da uns der Weg von Samba-Jaya nach Kenieba sehr lang vorgekommen war, so fragten wir unsern Führer von Bulebane (besser wäre es gewesen, den von Samba-Jaya), ob es keinen andern Weg mit den gehörigen Zwischenstationen gebe. Wir scheuten die Länge des Weges weniger für uns als für unsre Thiere, die viel gelitten hatten. Die meisten Esel waren am Rücken durch die schlecht gepackte Last gedrückt und auch mein Pferd hatte unter dem Sattel eine breite Wunde; einer unsrer jungen Senegalesen lag hart am Fieber darnieder.

Unser Führer zog Erkundigungen ein und behauptete nun, er wisse einen kürzeren Weg mit den gehörigen Zwischenstationen.

Um 12 Uhr 31 Min. nahmen wir westliche Richtung durch ein dichtes Gehölze von Tamarinden, Adansonien und Akazien. Unsre Karavane hatte große Mühe, bis sie in Ordnung kam: durch die Ermüdung und die Wunden waren unsre Esel noch unfolgsamer geworden und legten sich jeden Augenblick mit dem

Gepäck zu Boden, was Zeit und Mühe, sie wieder in Gang zu bringen, kostete.

Mitten in diesem Walde bemerkten wir einen Baum, dessen Rinde breite, oben spitzig auslaufende Unebenheiten zeigte: er würde an den von Labat beschriebenen Käsebaum erinnern, wenn nicht die Blüthe ganz verschieden wäre. Diese ist von sehr schöner, orangerother Farbe, bildet eine Glockenblume von fünf sehr fleischigen Blättern und hat eine Länge von ungefähr 3 Zoll. Dieser Baum, dessen Blüthe wir in der traurigen Jahrszeit mit um so freudigerem Staunen bewunderten, heißt Duki: sein Stamm hat ungefähr 2½ Fuß Durchmesser und 70 Fuß Höhe; er war damals völlig blattlos, das Holz nicht hart, die Zweige sehr brüchig und spröde.

Der Weg nahm die Richtung nach N.W., um das Dorf Balikolo zu erreichen, was um 1 Uhr 23 Min. geschah. Dieses kleine unreinliche Dorf ist von Fulahs und Mandingos bewohnt. Der Häuptling, ein Fulah, empfing uns gut und gab uns einen Ochsen; allein die Einwohner waren nicht so freundlich, sondern stahlen uns den besten Theil davon. Wir beschuldigten die Mandingos dieser That, durch die wir uns auf den magern Kuskus mit saurer Milch beschränkt sahen.

Auf unserem Wege von Kenieba nach Balikolo erreichte uns eine Gesandtschaft der Mandingos von Farabana, welche der dortige Häuptling abgeschickt hatte, um uns Freundschaft und Bundsgenossenschaft anzubieten und uns aufzufordern, das früher dort befindliche Komptoir wieder zu erneuern. Sie sprachen während des Marsches mit uns und redeten uns zu, sie in ihre Heimath, die nur zwei Tagreisen entfernt sei, zu begleiten. Wir waren nicht abgeneigt, dieser Einladung zu folgen, aber der Häuptling von Balikolo, unser Führer und der Sohn von Samba-Jaya baten uns dringend, nicht dorthin zu gehen. „Hütet euch wohl, sagten sie, diesen schlechten, boshaften Leuten zu folgen. Sie

kamen in der Absicht, die Reise nach den Gruben zu hindern; zu spät angelangt, verbergen sie ihr böses Vorhaben unter dieser anscheinenden Freundschaft, um euch zu fangen oder zu tödten: die vorgeschlagene Reise nach Farabana ist nur ein Fallstrick; hütet euch ja, ihnen zu trauen."

Mochte dieß nun richtig sein oder nicht, so war es auf jeden Fall wenig geeignet, uns in unserm Vorhaben zu bestärken und wir gaben den Plan auf, den Ort zu besichtigen, wo nach der Angabe jener Mandingos noch ziemlich hohe Mauern und etwa 40 Stück Kanonen an jene frühere Niederlassung erinnern sollen. Ich gestehe, daß ich das Mißtrauen der Fulahs nicht theilte und daß ich im Gegentheil jetzt noch glaube, daß nicht sowohl Interesse für uns, als vielmehr ein neidischer Egoismus jene Abmahnungen bewirkte. Wie dem nun sei; wir wechselten zu Balikolo Freundschaftsversicherungen mit den Mandingos von Farabana; sie gaben uns einen Brief an den Gouverneur und einen kleinen goldenen Ring als Unterpfand ihrer aufrichtigen, wohlmeinenden Gesinnungen. *)

Hier ist nun eine schickliche Gelegenheit, um über das Land, die Regierung und Bevölkerung von Bambuk zu sprechen und eine am Schlusse des zehnten Kapitels angedeutete Lücke auszufüllen.

Bambuk liegt östlich von Bondu, westlich von Kasson, südlich vom Senegal und nördlich von Woolli und Dentilia. Es ist von Mandingos bewohnt, welche von den Fulahs und Sarrakolets Malinkes genannt werden. Trotz der beträchtlichen Ausdehnung ist der Staat unmächtig und uneins. Gegen den

*) In dem öfter angeführten Aufsatze der Annales maritimes ist auch die projektirte Niederlassung zu Farabana ausführlicher besprochen.

Faleme hin bestehen mehrere unabhängige Republiken, deren Häuptlinge keinem Oberherrn gehorchen: so z. B. das obengenannte Farabana. Mehr gegen Osten besteht zwar eben dasselbe Regierungssystem, aber hier bilden diese Republiken eine Art von Föderativstaat, der stark genug ist, jedem Angriff zu widerstehen. In diesem Theile von Bambuk ist die Regierung weit stetiger und fester als im westlichen Theile; einige der östlichen Republiken stehen im Bunde mit den Bambaras.

Die Mandingos, welche nicht wie die Fulahs den Koran zu ihrer sittlichen und geistigen Ausbildung gebrauchen, müssen eben deshalb weit unter den Fulahs stehen. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist die Jagd, was natürlich nicht zur Milderung der Sitten und zur Erzeugung friedlicher Gesinnungen beiträgt; mit Ackerbau beschäftigen sie sich wenig, theils aus Trägheit, theils, weil sie diese Arbeit unter ihrer Würde halten; doch bauen sie die zahlreichen Goldgruben ihres Landes. Der Ertrag derselben und das Elfenbein der ungemein zahlreichen Elephanten wird von ihren Karavanen an die europäischen Komptoire verhandelt.

Die Mandingos von Bambuk unterscheiden sich von den übrigen Völkern durch ihre besonders rohen Gebräuche und werden von denselben als Barbaren verspottet: so dient unter den Fulahs der Name Malinke als Schimpfwort, wenn man jemand als roh, ungeschickt und abgeschmackt bezeichnen will. Die Einwohner von Bambuk halten viel auf Hundefleisch; sie mästen diese Thiere und bei einer feinen Mahlzeit darf ein ganz gebratener Hund nicht fehlen. Ebenso essen die Mandingos das Fleisch der Affen und Elephanten und finden dasselbe saftig und schmackhaft.

Die Mandingos von Farabana, welche wir sahen, hatten eine ernste, strenge Physiognomie; ihre Stirne ragt weniger

hervor als bei den Fulahs, ist aber breiter. Der Raum zwischen der Nase und Oberlippe ist bei ihnen größer als bei den übrigen Negern, die Nase ist breiter, das Gesicht weniger oval, die schwarze Haut leicht braun gefärbt, so daß sie weder die Ebenholzschwärze von Joloff, noch die Bronzefarbe der Toukouleurs erreicht; ihre Kleidung besteht aus weißen Tüchern; ihre Haare hängen, wie bei den Sarrakolets, seitwärts in Flechten herab. Sie tragen Flinten, Bogen und meist vergiftete Pfeile, auch Säbel mit kurzer, gerader Klinge, welche sie selbst verfertigen. Ihr Kopfputz ist sehr verschiedenartig: oft ein Bambara-Hut mit breiter Krempe und einer Verzierung von gefärbtem Stroh; oft die früher erwähnte Mütze von weißem oder blauem Baumwollenzeug; hie und da eine Art Turban. Im Kriege tragen sie den Kopf mit Ziegenhörnern verziert, was ihnen ein ganz sonderbares Aussehen verleiht.

Ich muß noch einmal darauf zurückkommen, daß die Mandingos von Bambuk durch ihre fehlerhafte Regierungsform und ihre Zerstückelung gegen die benachbarten Staaten im Nachtheil stehen. Namentlich an dem Faleme zeigen sich diese schlimmen Folgen am deutlichsten: hier besitzt der König von Bondu einen Theil ihres Landes, der von ausgewanderten Fulahs, welche ihm Tribut zahlen, besetzt ist; eben daselbst hat man ihnen die Goldgruben von Kenieba entrissen. Zu dieser falschen politischen Stellung kommt noch der früher erwähnte, religiöse Zwiespalt, so daß nie wohl ein dauerhafter Friede zwischen Mandingos und Fulahs bestehen kann. Dennoch wäre es für unsern Handel vortheilhaft, mit den ersteren für jetzt in ein Bündniß zu treten, das wir ja immer, wenn die Umstände es fordern, wieder lösen können.

Der Häuptling von Balikolo gab uns den Rath, die Reise denselben Tag nicht fortzusetzen, weil wir sehr spät in Samba-

Jaya eintreffen und nur schwer den Weg finden würden. Wir hatten also auf die Ortskenntniß unsers Führers zu viel vertraut: wir verloren einen ganzen Tag und befanden uns jetzt noch weiter von Samba-Jaya entfernt als gestern, und hatten eben so wenig Zwischenstationen vor uns, wo wir hätten rasten und uns erfrischen können.

Wir merkten uns den Diebstahl von heute Vormittag und ließen unsre Laptots wachen; wir aber schliefen ruhig bis Morgens 6 Uhr.

Den 17. Dezember. Unsre Karavane rüstete sich schnell und um 6 Uhr 59 Min. verließen wir Balikolo in der Richtung von W.S.W. In dem dichten Walde, durch welchen der Weg führte, fanden wir eine Menge der roth blühenden Bäume, wie wir gestern einen bewundert hatten.

Um 8 Uhr 23 Min. erreichten wir Sintiumar, eine Art Oase mitten in der waldigen, felsigen Wüste. Sie besteht aus zwei parallelepipedischen und fünf halbkugelförmigen Häusern von Stroh und einem kleinen, bedeckten Hangar, alles von der tadellosesten Reinlichkeit und wird von einigen Fulah-Familien bewohnt. Kurz vorher begegneten wir einer beträchtlichen Felsenmasse von demselben schieferigen Gestein, wie bei den Gruben zu Dambagnagney.

Hinter Sintiumar führte der Weg wiederum durch einen Wald, dessen Hauptbestandtheil ebenfalls jene roth blühenden Bäume ausmachten; auch fanden wir dichtes Bambus-Gebüsch an einem kleinen, jetzt ausgetrockneten Marigot, dessen Bette Quarzfelsen von besonders schieferigem Gefüge zeigte.

Um 8 Uhr 47 Min. kamen wir über einen schmalen Marigot, an dessen steilem Ufer wir mehrere Hütten trafen, die erst kurz vorher von ihren bisherigen Bewohnern, Fulah-Hirten, verlassen worden waren. Um 8 Uhr 56 Min. fanden wir uns auf

dem alten Wege von Samba=Jaya nach Kenieba und setzten an dem gleichen Orte wieder über den Marigot Diambalal, ohne jedoch sein abscheuliches Wasser kosten zu wollen. Wir trafen mehrere Bäche, welche wahrscheinlich Aeste des oben genannten Marigot bilden. Auf Anrathen unsers Führers versuchten wir noch zuletzt, einen andern Weg nach Samba=Jaya einzuschlagen, ohne jedoch weder an Zeit, noch an Bequemlichkeit etwas zu gewinnen: Schluchten und steile Steigen, dichtes, dornigtes Akaziengebüsch, wie auf dem früheren Wege.

Um 11 Uhr 50 Min. erblickten wir von einer die ganze Gegend beherrschenden Anhöhe das Tata, welches auf dem andern Faleme=Ufer, Samba=Jaya gegenüber, den Bewohnern dieses Orts bei einem Angriff der Mandingos zum Zufluchtsorte dient; gegenwärtig steht es leer. Um 12 Uhr 4 Min. erreichten wir Samba=Jaya, von den Einwohnern, namentlich dem alten Häuptling, freundlich begrüßt. Durch den Umweg ermüdet, mußten wir uns und unsern Thieren Ruhe gönnen und blieben die Nacht über in Samba=Jaya. — Der Faleme fließt etwa 400 Schritte von dem Dorfe entfernt.

Den 18. Dezember. Um 7 Uhr 42 Min. Morgens sagten wir unserm alten Häuptling Lebewohl, nicht ohne vorher seinem Sohne, der uns treulich an die Gruben von Kenieba und zurück geleitet hatte, einen Beweis unsrer Dankbarkeit zurück zu lassen: Beide schienen mit uns zufrieden. Um 9 Uhr ritten wir durch Tombura, ohne uns aufzuhalten; der Marsch ging langsam, da unsre Esel häufig stürzten.

Auf dem andern Ufer, Tombura gegenüber, liegt ein von Sarrakolets bewohntes Dorf gleichen Namens. Ich habe schon früher auf diese oberhalb Senu=Debu sehr häufig vorkommende Erscheinung aufmerksam gemacht. Vielleicht erinnert sich der Leser, daß auch am Senegal ähnlicherweise meist zwei Dörfer

einander gegenüber liegen, nur daß diese nicht den gleichen Namen tragen.

Um 9 Uhr 48 Min. stiegen wir eine tiefe Schlucht hinab, welche zu dem Marigot Guonguey führt. Die Seitenwände dieser Schlucht zeigen wiederum das schon bemerkte schieferige Gestein. Auch dieß war ein Einfall unsers ungeschickten Führers, der, gewiß mit guter Absicht, uns auf nur immer schlimmere Wege führte.

Um 10 Uhr 30 Minuten erreichten wir Sansandig, wo uns mit wahrhaft rührender Theilnahme die freundlichen Einwohner bewillkommneten. Bei diesen Zeichen der aufmerksamsten Sorgfalt hätte man wahrhaftig annehmen sollen, wir seien den furchtbarsten Gefahren entronnen. Sollten doch jene Befürchtungen nicht übertrieben gewesen sein, und uns die Gefahr näher gestanden haben, als wir vielleicht glaubten?

Fünfzehntes Kapitel.

Rückreise nach Senu-Debu.

Der Goldsand im Faleme-Fluß; seine Behandlung. — Antritt der Rückreise. — Die Beschneidung; verschiedene Gebräuche. — Marigot Mermeriko; vermuthlicher Zusammenhang mit dem Gambia. — Schmarotzerpflanzen auf den Akazienbäumen. — Gebüsche von rosenfarbnen, aber giftigen Blumen. — Zufälliges Zusammentreffen mit Sadiaba. — Ankunft zu Senu-Debu.

Den 19. Dezember. Wir blieben den ganzen Tag in Sansandig, theils um unsre Thiere sich erholen, theils um die Behandlung des goldhaltigen Sandes, der sich gegenüber von dem Dorfe in dem Flusse findet, uns zeigen zu lassen; begreiflicherweise ist dieß dieselbe Erde, welche wir tiefer innen im Lande fanden und welche zur Regenzeit durch die oben erwähnten Schluchten und Bäche fort und so auch in den Fluß geführt wird.

Die Ausscheidung ging sehr schnell vor unsern Augen vor sich: bei genauer Besichtigung dieses Sandes konnte gar kein Zweifel mehr obwalten, daß dieß dasselbe Gestein wie zu Dambagnagney, nur schon etwas verwaschen, sei. Die Behandlung ist die gleiche, aber etwas weniger ergiebig, was durch den Verlust auf dem längeren Wege erklärt werden könnte.

Der Faleme enthält Goldsand von Tombura, ungefähr 5 Stunden unterhalb Sansandig, bis Lahaudy, etwa 18 Stunden oberhalb Sansandig. Durch die Gewalt des überströmenden

Wassers von der rechten Seite herbei geflößt, findet man ihn meist nur am linken Ufer angeschwemmt, besonders da, wo steile Abhänge entgegen stehen.

Wir brachten eine sehr angenehme Nacht in Sansandig zu, nachdem wir durch die Güte unserer Gastfreunde herrlich zu Nacht gespeist hatten.

Den 20. Dezember. Morgens in aller Frühe setzten wir mit unserm wenigen noch übrigen Gepäcke über den Fluß, stellten unsre Karavane in Ordnung und füllten einige Säcke mit dem Goldsande des Flusses.

Um 10 Uhr 4 Min. machten wir uns das linke Ufer entlang auf den Weg; wir bekommen so eine neue Reiseroute und können den Lauf des Flusses und die Hebung der Ufer nochmals aufnehmen und mit unsern frühern Beobachtungen vergleichen. Wir betraten das diesseitige Sansandig nicht, sondern wandten uns sogleich an dem Flusse gegen Norden, wo wir einige Fulah-Hütten trafen, die von Hirten errichtet und benützt wurden.

Unser Weg führte durch einen kleinen Akazien-Wald, welcher das Ufer einige tausend Schritte weit bedeckt. Hie und da erblickten wir seitwärts durch das Gebüsch den Rand und das Wasser des Flusses. Um 11 Uhr überschritten wir den schmalen und nicht sehr tiefen Marigot Koffi; 5 Minuten später erreichten wir das Hirten-Dörfchen Senu-Diamala, das nur aus wenigen Hütten besteht. Die Richtung ist N.N.O.

Um 11 Uhr 39 Min. kamen wir nach Tombura, einem von Sarrakolets bewohnten Dorfe: das Tata liegt zwar in Trümmern, aber die mit Melonen und Kürbissen bewachsenen Strohhütten gewähren einen recht hübschen Anblick. Ganz nahe bei dem Orte bemerkten wir einen fauligen Sumpf, der die Gegend sehr ungesund machen muß. Unser Führer bestätigte auch, daß in Tombura jeder Zeit eine große Anzahl Kranker sich befinde; aber die Neger sind so sorglos und unklug, daß sie lieber Alle

sterben, als einer solchen Gefahr durch Vorsichtsmaßregeln vorbeugen. Von Tombura aus bemerkt man in bedeutend westlicher Entfernung eine Hügelreihe, welche von Nord nach Süd streicht.

Unser Pfad führt durch eisenhaltiges, steinigtes, tief durch die Ueberschwemmungen des Faleme aufgerissenes Terrain; an mehreren Orten findet man steile Abhänge, die gleichsam als Dämme die Gränze der Flußströmung andeuten; diese Schluchten haben oft eine Tiefe von 50 Fuß. Nachdem wir den Akazienwald verlassen hatten, war jede Vegetation von dem zerklüfteten Boden beinahe verschwunden: höchstens einige kleine, ausgetrocknete Kräuter waren zu sehen.

Tombura war gerade bei unserer Durchreise von vielen jungen Leuten beiderlei Geschlechts angefüllt, welche sich daselbst der Zeremonie der Beschneidung unterwerfen sollten. Hiebei findet mit Rücksicht auf die neu in den Islam aufgenommenen Gläubigen ein großes Fest Statt. Moore beschreibt das Kostüm der jungen Leute, so lange sie vor der Operation die vorgeschriebenen stillen Andachtsübungen begehen; dasselbe hat sich nicht verändert und besteht aus einem langen Rock, der unten eine breite, schreiende Borte hat, und aus einer hohen, oben abgerundeten Mütze, an welcher lange Bänder hängen. Die Mädchen tragen dieselbe Kleidung. Man erzählte uns einige besondere Gebräuche, die ich sonst nicht gelesen oder gehört habe: den ganzen Monat vor der Zeremonie dürfen die zu Beschneidenden durchaus kein Wasser berühren; dieß wäre eine Entweihung: man muß ihnen das Trinken reichen. Ebenso dürfen die Neophyten nur am Abend essen; durch Ruthenstreiche werden sie vorbereitet, den Schmerz standhaft zu ertragen.

Bei den Mädchen ist die Beschneidung seltener; doch trifft man sie hie und da sogar unter den mahomedanischen Mandingos.

Nach Tombura wird die Richtung N. und N.¼N.O. Wir trafen hie und da einige Gruppen von Sidomms und Akazien, zwischen welchen zahlreiche Indigopflanzen wild wuchsen. Ich habe schon oben angeführt, daß die Neger dieselben zu gebrauchen und eine hübsche Farbe daraus zu machen verstehen.

Um 12 Uhr 20 Minuten setzten wir über den Marigot Mermeriko oder eigentlich Diakul, um ihn von dem andern Mermeriko, den ich später berühren werde, zu unterscheiden. Er war damals ganz wasserleer; seine Bette ist tief, aber schmal. Um 12 Uhr 26 Minuten erreichten wir das Dorf Mermeriko, in welchem Fulahs und Mandingos abgesonderte Theile bewohnen. Die dortigen Häuser zeichnen sich durch eine besondere Reinlichkeit unv manche sogar durch einen gewissen Luxus in der Bauart aus. Wir blieben den Tag über da.

Vor dem Dorfe hat der Marigot nordöstliche Richtung, indem er von Südost herankommt. An dem linken Ufer ist eine Sandbank, welche bis in die Mitte reicht; Felsen gibt es keine. Das Dorf Mermeriko liegt beinahe gegenüber von Samba-Jaya, etwa 600 Schritt westwärts vom Fluß.

Wir verließen Mermeriko um 4 Uhr 58 Minuten in nordwestlicher, später nördlicher Richtung; unser Weg führte über eine unangebaute, von Schluchten durchfurchte Ebene, wie meist das linke Ufer. Um 8 Uhr 12 Minuten setzten wir über einen schmalen und ausgetrockneten Marigot, mit tiefem Bette. Kurz nachher trafen wir sehr hohe, steile Abhänge von rother Erde, welche ein breites, tiefes Bette, wahrscheinlich für obigen Marigot, bildeten, wenn er zur Regenzeit seine Fluten weithin über das Land verbreitet.

Eben dieser Marigot, Mermeriko, soll eine Verbindung zwischen dem Senegal und Gambia herstellen, indem er sich mit einem creek jenes Flusses in Woolli vereinigt. Eine andere Aussage freilich weist diesem Marigot eine bescheidenere Rolle

an; allein solche Widersprüche sind zu häufig, als daß man überhaupt auf diese Nachrichten der Eingebornen mit Sicherheit sich verlassen dürfte. Abgesehen von beiden widersprechenden Ansichten geht meine Meinung dahin, daß eine solche Verbindung wohl möglich und sogar wahrscheinlich ist und daß der Mermeriko vielleicht eins sein konnte mit jenem Neriko der englischen Karten, über welchen Mungo-Park, Durand und Mollien berichten. *)

Nach diesen merkwürdigen Schluchten und Abhängen von eisenhaltiger Erde wenden wir uns gegen N.3°O. Um 5 Uhr 24 Minuten trafen wir das unbewohnte Tata, gegenüber von Sambä-Jaya, das wir am 17. von jener Höhe aus erblickt hatten. Um 5 Uhr 34 Minuten fanden wir in dem Marigot Mussaero noch trinkbares Wasser. Die Richtung wechselt zwischen Nordost und Nord; der Weg ist beständig von Abhängen und Schluchten durchfurcht, welche der Ueberströmung des Flusses und den Regenbächen ihren Ursprung verdanken. Um 6 Uhr 6 Minuten erreichen wir Tambula, unsere Nachtstation.

Den 21. Dezember. Das Dorf Tambula ist groß und reinlich; überhaupt ist zu bemerken, daß die Dörfer am Faleme-Ufer besser gebaut und unterhalten sind, als die im Innern des Landes.

Beim frühesten Morgen fingen wir an, den Lauf des Flusses zu beobachten: der Faleme ist 8700 Fuß von Tambula entfernt, hat zuerst die Richtung N.¼N.O., macht dann einige rasche Wendungen gegen West, gegen Nord, gegen Ost, bis man ihn aus den Augen verliert. Eine Felsbank bildet zu dieser Zeit eine Flußsperre, so daß keine Durchfahrt möglich ist. Gegenüber von Tambula, auf dem rechten Ufer, liegt das von Fulahs aus Dschallon bewohnte Dorf Tarrakule. Trotz des hochansteigenden

*) Annales maritimes, September 1844.

Ufers trafen wir dennoch weit vom Flusse landeinwärts tiefe, durch das Wasser bewirkte Risse und Schluchten. Hier findet man Eisenrogenstein. Tambula ist das letzte Dorf am Faleme, an dessen Ufer Goldsand abgelagert ist. Das rechte Ufer verliert ebenfalls von da an seinen bergigten Charakter.

Wir verlassen Tambula um 9 Uhr 13 Minuten und wenden uns nach West-Nordwest; um 9 Uhr 20 Minuten überschreiten wir den Marigot Sitakedia und wenden uns gegen Nord-Nordost, um das Dorf Malogniaki zu erreichen, wo wir um 10 Uhr 8 Minuten ankommen; es scheint beträchtlich und besitzt ein großes, wohlgebautes Tata. Um 10 Uhr 35 Minuten erblicken wir gegenüber auf dem rechten Ufer das von Fulahs aus Dschallon bewohnte Dorf Teteniangа; um 10 Uhr 38 Minuten begegnet uns der Marigot Bonguie, dessen breites und tiefes Bette zwar trocken, aber mit zahllosen Felsen ausgefüllt war.

Um 11 Uhr kamen wir an einem Fulah-Hüttenlager vorüber, das aus zwanzig Hütten bestand; Einwohner von Balikolo weiden zu größerer Sicherheit hier ihre Heerden. Die Furcht vor den räuberischen Ueberfällen der Mauren und Mandingos verursacht vielfältig solche temporäre Auswanderungen. Seit Sansandig hatten wir schon öfter solche Lager getroffen. Um 11 Uhr 38 Minuten kamen wir an dem Dorfe Sittabanta vorüber, dessen geringe Reinlichkeit übel auffiel. Um 12 Uhr 54 Minuten überschritten wir den Marigot Tumbimobaly, dessen Bette wir schmal, tief und sehr steinigt fanden. Um 1 Uhr 20 Minuten machten wir zu Bayega Halt.

Auf unserem Marsche hatten wir bald Gehölze, bald ganz unfruchtbare Stellen, meist aber einen sehr schlechten Weg getroffen.

Der Faleme ist nur 200 Schritt von Bayega entfernt und läuft W.¼S.W. nach N.N.W., indem er eine Wendung gegen Westen macht. Vom linken Ufer aus laufen Felsen bis in den

dritten Theil der Flußbreite hinein; rechts ist eine Sandinsel, die nur wenig vom Ufer entfernt ist und bald ganz mit diesem verbunden sein wird. Beide zusammen werden in nicht gar langer Zeit eine leicht gangbare Furt bilden.

Gegenüber von Bayega, rechts vom Faleme, liegt das Dorf Sambanura auf einem das Ufer beherrschenden Hügel; wie Balikolo, ist es von Fulahs und Mandingos bewohnt.

Um 4 Uhr 41 Minuten verließen wir Bayega in nordnordöstlicher Richtung. Um 4 Uhr 59 Minuten und um 5 Uhr 17 Minuten überschritten wir zwei kleine, wasserlose Marigots, den Gulumel und Buge. Die Unebenheit des Bodens scheint immer noch zuzunehmen und der Weg immer schlechter zu werden.

Um 5 Uhr 29 Minuten kamen wir westlich sehr nahe an dem Dorfe Daguely vorüber, welches mit wenigen Häusern, aber einem Tata, beinahe ganz am Flußufer liegt. Auf dem rechten Ufer soll sich ein gleichnamiges Dorf befinden, das von Fulahs aus Futa-Dschallon bewohnt wird. Um 5 Uhr 40 Minuten erreichten wir die ersten Häuser von Fanira, das bei geringer Einwohnerzahl dennoch einen bedeutenden Raum einnimmt.

Trotz der nicht gar großen Entfernung, welche wir auf unserem heutigen Marsche zurückgelegt hatten, waren wir doch durch den schlechten Weg sehr ermüdet: unsere Pferde und Esel schienen ganz erschöpft und die meisten derselben sind außerdem noch geschunden. Wir übernachteten zu Fanira.

Der Anblick der zahlreichen Heerden des Dorfes gab uns Anfangs die Hoffnung auf einige Veränderung und Verbesserung unserer gewöhnlichen Mahlzeit; wir machten uns wenigstens auf eine süße, frische Milch Rechnung. Aber umsonst: die Einwohner waren von ihren Gewohnheiten und Vorurtheilen nicht abzubringen; wir mochten bieten, was wir wollten, so konnten wir uns keinen Tropfen Milch verschaffen. Die Neger melken Mittags und Nachts und lassen die Milch augenblicklich gerinnen.

Wir waren somit genöthigt, mit einem am Ladstock gebratenen Huhn vorlieb zu nehmen, was gewiß kein übermäßiger Luxus ist und jeden Tag unsere Mahlzeit ausmachte. Ein Stück Ochsenfleisch und eine Kalebasse voll süßer Milch hätte uns ein Festmahl geschienen; zum Glück war das Wasser gut.

Der Fluß, 2000 Schritt von Fanira entfernt, bildet hier eine Krümmung von Nordwest nach Nordost, so daß man keine größere Fläche überblicken kann; er ist übrigens hier breit und tief und hält im Allgemeinen nördliche Richtung.

Den 22. Dezember. Um 9 Uhr 15 Minuten verlassen wir Fanira in der Richtung N.6°O. durch ein lichtes Gehölze am Ufer des Flusses. Der Weg ist abscheulich: Vertiefungen, Schluchten, Felsen, dornigte Gebüsche machen, bald abwechselnd, bald zugleich, unsern Marsch unerträglich langsam, so daß wir das Land zu allen Teufeln wünschen. Um 9 Uhr 52 Minuten erblicken wir auf dem jenseitigen Ufer das Dorf Arima, welches von fern beträchtlich zu sein scheint. Zu gleicher Zeit überschreiten wir den kleinen Marigot Gondo. Die Richtung ist nordnordöstlich.

Um 10 Uhr durchwandern wir das Dorf Pettau, welches auf dem hier ganz steilen Ufer erbaut ist. Obgleich nicht sehr stark bevölkert, nimmt es doch einen bedeutenden Umfang ein; das Tata ist geräumig und gut unterhalten. Um 10 Uhr 12 Minuten wendet sich der Weg nach Nord, und weicht nur von Zeit zu Zeit um einige Grade gegen Westen ab.

Um 10 Uhr 50 Minuten kamen wie sehr nahe an einigen Häusern des Dorfes Diamidianki vorbei; kurz darauf überschritten wir den Marigot Diami, dessen felsigtes, tiefes Bette eine Breite von nahezu 50 Fuß hat; um 11 Uhr 16 Minuten kamen wir über einen andern, ebenso breiten, tiefen und felsigten Marigot, Namens Kundival, in welchem noch Wasserpfützen zu sehen waren. Der Weg wendet sich nach N.¼N.O., und wir erreichen

um 11 Uhr 30 Minuten Guedeku. Von Fanira an hatten wir beständig Regen.

Das Dorf Guedeku, wo wir verweilten, ist von einer Mischung von Fulahs aus Bondu und Dschallon bewohnt.

Der Faleme ist ungefähr 400 Schritt von Guedeku entfernt und läuft in einer Krümmung von S.W. nach N. Gerade vor dem Dorfe ist der Fluß durch Inseln gehemmt, die ungemein reich mit Wasserpflanzen bewachsen sind; eine Untiefe, welche vom linken Ufer aus bis an eine gegenüberliegende Felsbank streicht, bildet eine Furt, so daß man beinahe trockenen Fußes hinübergehen könnte. Gegenüber von Guedeku liegt das von Fulah-Hirten bewohnte Dorf Kakulu.

Um 2 Uhr 45 Minuten machten wir uns in nord-nordöstlicher Richtung wieder auf den Weg und folgten, wie schon den ganzen Tag, dem Saum eines Waldes, der meist aus Akazien, besonders acacia senegalensis, bestand. Auf diesen gegenwärtig ganz entlaubten Bäumen sahen wir eine Menge Schmarotzerpflanzen, welche, auf den obern Aesten Wurzel fassend, durch ihr lebhaftes Grün gegen die blattlosen Zweige und den nackten Stamm abstechen, von dessen Saft sie zehren. Der Weg ist weniger schlecht und ebener als bisher.

Um 3 Uhr 27 Minuten durchwandern wir das Dorf Deguy, das in einer mit Bäumen bewachsenen Ebene liegt; es bietet einen äußerst lieblichen Anblick dar, da die Häusergruppen zwischen den noch grünen Tamarinden und Ganbäumen versteckt liegen. Unser Auge ist so wenig durch die Schönheiten des Landes verwöhnt, daß der geringste Gegenstand unsere Bewunderung in Anspruch nimmt. Vor Kurzem waren es die rothen Blüthen des Duki, heute die Schmarotzerpflanzen der Senegalensis und jetzt die grünen Bäume von Deguy.

Hinter dem Dorfe, auf der weiten, regelmäßigen Ebene werden die Bäume wieder trocken und blattleer; es sind wieder

die alten Akazien, Sumps und Sidomms, die freilich unsere Bewunderung nicht länger wach erhalten können. Die Richtung bleibt im Allgemeinen nördlich.

Um 4 Uhr 9 Minuten verlassen wir den südlichen Theil des Dorfes, überschreiten den sehr breiten und tiefen Marigot Denguy=Uel und erreichen um 4 Uhr 30 Minuten den nördlichen, vom vorigen getrennten Theil. Hier ist die gruppenweise Zertheilung ins Extrem getrieben, denn ein Dorf ohne Tata, dessen äußerste Theile etwa 3000 Schritt auseinander stehen, kann augenscheinlich keinen hinlänglichen Schutz darbieten. Ist dieß gegründetes Zutrauen, daß kein Angriff möglich sei, oder ist es der gewöhnliche Mangel an Vorsicht? Ich für meinen Theil gestehe, daß ich keinen besonderen Vortheil davon einsehe und von der Erklärung unseres Führers, daß diese Vereinzelung der Häuser für die Ueberwachung der Felder nothwendig sei, nicht befriedigt bin. Die Gegend ist offen und eben, die Richtung bleibt nördlich.

Dieser Tag war durch mehrere angenehme Ueberraschungen bemerkenswerth und man könnte sagen, Bondu habe seine Wunder aufgespart, um sie alle auf einmal zu zeigen. Wir hatten heute schon so viel Hübsches beobachtet und sahen uns nun auf einmal von Gesträuchen mit rosenfarbenen Glockenblumen umgeben, die durch ihre lebhafte Farbe mit der einförmigen Ebene den schönsten Gegensatz bilden. Der Stamm und die Zweige dieser Büsche sind sehr dick; das Holz ist weich und gibt beim Brechen eine weißliche, klebrigte Flüssigkeit von sich. Aber keine Rose ohne Dornen! Diese liebliche, von uns so sehr bewunderte Blume enthält in ihrem Kelch ein tückisches Gift; unser Führer hielt uns schaudernd zurück und rief: „Wehe dem, der sich ihr nur nähert, schon der bloße Geruch bringt den Tod!“

Um 5 Uhr 8 Minuten erreichten wir Debu, mit dem wir, Herr Jamin und ich, bei unserer Flußfahrt schon Bekanntschaft

gemacht hatten. Gerade in Folge einer Fußwanderung, bei welcher wir dieses Dorf trafen, bekam Herr Jamin jenen heftigen Fieberanfall, der mich so sehr beunruhigte und endlich zum Umkehren nöthigte. Debu ist sehr groß; die Häuser sind reinlich, wohlgebaut und sein hohes, weites Tata ist gut unterhalten.

Hier hatten wir ein höchst unerwartetes Zusammentreffen, das uns ungemeine Freude machte. Der geneigte Leser erinnert sich vielleicht noch jener Exkursion am Ufer des Faleme, wobei wir von einem heftigen Ungewitter überrascht und zu Kidira-Tata so freundlich von der Wittwe unseres Landsmannes Duranton aufgenommen wurden. Als wir durch Debu ritten, hielt plötzlich eine Frau unsere Pferde an und zeigte in Mienen, Worten und Geberden die lebhafteste Freude, uns zu sehen; nach wenigen Augenblicken erkannten wir unsere freundliche Wirthin Sadiaba wieder.

Die Erwiederung einer lebhaften Zuneigung ist etwas in der Natur des Menschen liegendes; aber in einem fremden Lande, mitten unter einer stumpfen, barbarischen Bevölkerung, ist man für solche Freundschaftsbezeugungen noch viel empfänglicher. Die Frau war so gut und liebreich gegen uns, daß es eine Undankbarkeit gewesen wäre, hätten wir ihre feurige Freundschaft mit Kälte erwiedert. Auch erinnerten wir uns der Angst, die sie darüber geäußert hatte, daß wir in einem so barbarischen ungesunden Lande solchen Gefahren entgegengehen: es schien für sie nicht nur die Erneuerung einer angenehmen Bekanntschaft, sondern ein unverhofftes Glück, das Glück, ein geliebtes Wesen einer drohenden Gefahr entronnen zu sehen.

Nachdem sie uns zuerst freudig begrüßt hatte, ließ sie ihre Augen ängstlich umherlaufen und schien in Trauer zn versinken. Sie suchte unsere zwei fehlenden Gefährten und glaubte ihr trauriges Schicksal zu ahnen; wir beruhigten sie aber und nah-

men ihr das Versprechen ab, uns in Senu-Debu, wo wir zwei Tage zu bleiben gedachten, zu besuchen.

Wahrhaft bewegt von dieser rührenden Scene, setzten wir unsere Reise fort. Das menschliche Geschlecht ist doch besser als man gewöhnlich glaubt: hier enthüllt sich uns ein gutes, gefühlvolles Herz, und zwar in einer Race, der man selten feinere Gefühle zuzutrauen geneigt ist. Unwillkürlich mußten wir einen Vergleich ziehen zwischen diesem einfachen, naiven und offenen Ausdruck des Gefühls und der kalten, studirten Zurückhaltung unserer egoistischen Civilisation. Diese Frau hatte uns ein einziges Mal gesehen und doch blieb unser Andenken tief in ihr Gedächtniß und Herz eingegraben.

Hinter Debu bleibt die Richtung anfangs nördlich, wendet aber später gegen N.N.O. Der Weg wird wieder unebener, je näher wir Senu-Debu kommen, dessen Hügelreihen uns schon lange im Angesicht sind. Den ganzen Tag über regnete es, und zwar, gegen alle sonstige Reisegewohnheit, nicht zu unserer Unlust, sondern zu unserer Freude, da wir es als eine Abwechslung betrachteten und doch einigermaßen vor dem glühendsten Sonnenbrande geschützt waren.

Um 6 Uhr 8 Minuten erreichten wir Senu-Debu, voll Begierde, unsern alten Freund Bubakar, dessen Zuneigung und aufmerksame Sorgfalt uns noch gut im Gedächtniß war, wieder zu sehen. Leider sahen wir uns getäuscht: Bubakar war auf einer Expedition nach Bambuk begriffen; doch räumte man uns seinem hinterlassenen Befehl gemäß die frühere Wohnung wieder ein.

Wir waren durch unsern heutigen, langen Marsch ermüdet, auch ging die Reise durch die Bemühungen des Laobes nach und nach schneller, so daß wir durchschnittlich fünf Viertel- bis anderthalb Wegstunden auf eine Stunde rechnen konnten.

Den 23. Dezember. Rasttag zu Senu-Debu.

Sechszehntes Kapitel.

Fortsetzung der Reise durch Bondu; Rückkehr nach Bakel.

Ausflug nach Diboly zur Vervollständigung der Karte des Falemelaufes. — Kidira-Tata und Kidira-Tinbalu. — Nachforschungen nach den alten Niederlassungen der Franzosen; nirgends ein Ueberrest von dem Fort St. Pierre. — Künstlicher Flußdamm bei Senu-Debu. — Rückkehr nach Bulebane. — Früchte des Landes. — Der Satignypaß, eine Volkssage. — Unangenehmer Vorfall zu Fatagolomby. — Ankunft zu Bakel. — Krankheit. — Die maurischen Raubzüge.

Den 24. Dezember. Ich benütze unsern Aufenthalt zu Senu-Debu, um diesen Ort mit dem Punkte in Verbindung zu sehen, wo ich im Oktober meine hydrographischen Arbeiten über den Faleme abgebrochen hatte. Diese Exkursion mußte mich in Stand setzen, eine Karte des Faleme, von Sansandig bis an seine Mündung, auszuarbeiten.

Um 3 Uhr 25 Minuten machte ich mich, von unserm Führer und einem Laptot als Dolmetscher begleitet, auf den Weg gegen Diboly, in dessen Nähe mich damals das Fieber überfallen und zur Rückkehr genöthigt hatte. Um 3 Uhr 44 Minuten sahen wir in einiger Entfernung das Dorf Kainura; um 4 Uhr 6 Minuten überschreiten wir den Marigot Diala, in dessen breitem, tiefem, steiluferigem Bette sich noch weißliches Wasser vorfand. Die Richtung wechselt von Nord nach Nordost und sogar einmal

nach Ost; der Weg ist mit Quarzblöcken und Eisenglanz bedeckt; hie und da trifft man Gebüsche von Berek-Akazien.

Um 4 Uhr 13 Minuten kamen wir durch einen Theil des Dorfes Guiita, das viel größer ist, als wir vor drei Monaten vom Vigilant aus es geschätzt hatten; seine Häuser dehnen sich sehr weit in das Land hinein aus. Am Ufer des Flusses erhebt sich das Tata des ehemaligen Königs von Kasson, welcher uns damals an Bord besucht hatte. Um 4 Uhr 40 Minuten kamen wir durch den östlichen Theil des Dorfes, der Guiita-Neguenaba genannt wird, und dessen Bewohner hauptsächlich Fischfang treiben. Um 5 Uhr kamen wir an den schmalen, aber tiefen Marigot Kadauera; bald nachher in das Dorf Naye, welches einen weiten Raum einnimmt, ohne groß zu sein. Vor diesem Dorfe vorüber führte ein Weg von dem Faleme zu dem alten Comptoir Dramane oder Tubabo-Kane und diente später dazu, eine Verbindung mit dem Comptoir Makana, das jene ersetzte und erst im Jahr 1840 einging, herzustellen.

Um 5 Uhr 28 Minuten kamen wir an den westlichsten Hütten von Kidira-Tata, die in einer weiten, öden, fast sogar baumlosen Ebene liegen, vorüber. Um 6 Uhr 6 Minuten erreichte ich Kidira-Tiubalu. Damals, in der schwarzen Sturmnacht, konnten wir die Ausdehnung des Dotfes nicht beobachten; heute dagegen hatten wir Muße, diesen Ort, wo wir den ersten freundlichen Eindruck erhalten, das uns ewig unvergeßlich bleiben wird, genauer zu betrachten. Kidira-Tiubalu ist sehr groß, und seine eng gedrängten Häuser bilden zahlreiche, einander nahe stehende Gruppen. Die Bevölkerung, welche sich eines gewissen Wohlstandes zu erfreuen scheint, besteht aus Fulahs und einigen Kassonkes, und beträgt wenigstens 1000 Seelen, was bei einem Negerdorf viel heißt. Die Einwohner beschäftigen sich mit Landbau und Fischerei.

Hinter Kidira-Tiubalu fuhrte uns der Weg in nördlicher Richtung durch ein Gehölze von kleinen Bäumen, die noch ihre Blätter, dagegen, ein seltener Fall, keine solche Dornen trugen, welche uns schon viel Aerger verursacht hatten. Dieser an Rinde und Holzart dem Ahorn ähnliche Baum wird Faillar genannt. In eben diesem Gehölze trafen wir eine ungeheure Menge bespornter Feldhühner, von denen ich früher schon einmal gesprochen habe: diese Hühner waren so zutraulich und zahm, daß sie uns kaum aus dem Wege gingen. Nach einem starken Marsche (wir legten wenigstens anderthalb Wegstunden in einer Stunde zurück) erreichten wir um 6 Uhr 44 Min. Diboly.

Das Land zwischen Senu-Debu und Diboly ist ohne Vergleich reicher als das zwischen dem erstern und Sansandig, oder diesem letzteren und Bulebane. Die Menge der Dörfer, welche oft beinahe zusammenstoßen, ist ein deutliches Zeichen des lohnenden Anbaues; dahin gehört besonders die Baumwollenstaude; auch trafen wir Männer und Weiber, alle reinlich gekleidet, mit dem Weben baumwollener Zeuge beschäftigt.

Bei meiner Ankunft in Diboly kam mir der Häuptling entgegen, bot seine Dienste an und brachte sogar ein Huhn als Geschenk. Er fragte mich mit einer Art Betrübniß nach dem Tubab, welcher in der Nähe seines Dorfes erkrankt sei, und wußte natürlich nicht, daß er gerade eben denselben spreche. Als ich ihm dieß sagte, schüttelte er ungläubig den Kopf, als ob wir ihm die Wahrheit verhehlen wollten. Es herrscht in der That unter diesen Leuten die festgewurzelte Ueberzeugung, daß in Senegambien kein Europäer, besonders wenn ihn einmal das Fieber ergriffen habe, das Leben davon bringe.

Man quartirte mich in ein Haus ein, aber ich durfte mich keines Schlafs erfreuen: zuerst machten Nachtvögel einen höllischen Lärm und schossen auf mich herab; dann sang eine Närrin

an der Thüre meines Hauses ihren langsamen, einförmigen Gesang.

Den 25. Dezember. In aller Frühe machte ich mich auf den Weg, begleitet, außer meinem bisherigen Führer, von einem Mann aus Diboly, welcher mir den Ort und die etwaigen Ueberreste der Niederlassungen, die wir früher da hatten, zeigen sollte. Nach einem nicht sehr bequemen Marsche von 35 Minuten kamen wir an einen dieser Plätze: ein hohes, den Fluß beherrschendes Plateau, in der Richtung S.¼S.O., von Diboly stark ¾ Stunden entfernt. Gegenwärtig sieht man noch ein regelmäßiges Viereck, jede Seite zu ungefähr 100 Fuß durch aufgehäufte Steine von etwa 1½ Fuß Höhe angezeigt; im Innern zeigt sich durchaus keine Eintheilung mehr. Diese Niederlassung, die unmöglich ein Fort sein konnte, gehörte einst einem Herrn Dubois, dessen Namen, wie mir der Almamy bestimmt versicherte, die Einwohner von Diboly genau behalten haben.

Nachdem wir diese Spuren, die nicht sehr alt zu sein schienen, gemustert hatten, wandten wir uns, immer unter Anleitung des neuen Führers von Diboly, nach jener sogenannten Niederlassung, die man uns früher schon einmal hatte zeigen wollen, wovon wir aber trotz des besten Willens in der That keine Spur hatten entdecken können. Man zeigte uns damals sogar zwei Plätze: bei dem ersten glaubte ich einige Reste von Steinen und Mörtel zu sehen; bei dem andern die eingestürzte Mauer eines Tata von Erde; ferner zwei schöne Bäume, welche man uns als diejenigen bezeichnete, unter denen die Weißen mit den Negern handelten.

Ich erinnerte mich an jene fruchtlose Untersuchung, als ich auf steinigtem Wege hinter meinem Führer herging, um das geheimnißvolle Fort St. Pierre, über dessen einstige Existenz aber kein Zweifel sein kann, zu erkunden. Nach einem ziemlich langen Marsche bezeichnete mir mein Führer mit sichtbar zufrie-

dener Miene einen erhabenen Punkt am Ufer: dieß war aber keiner von jenen früher angegebenen Plätzen und ich hatte nicht einmal die Befriedigung, ein altes Tata, zwei schöne Bäume und einige Steintrümmer zu betrachten. In weitem Umkreise gab es nichts als runde abgeschwemmte Kiesel, ausgedörrte Kräuter und dornigte Gebüsche, in welche ich mich muthig hineinwagte, um dieß Mal wenigstens sicher zu gehen.

Ich kann daher als gewiß behaupten, daß, so unerklärlich es scheinen mag, heut zu Tage von jener Niederlassung, die vor etwa hundert Jahren nach dem übereinstimmenden Berichte der Eingeborenen, der Reisenden und der französischen Regierungs-Dokumente an eben dieser Stelle sich befand, keine Spur mehr übrig ist. Man mag sich daher jenen Erzählungen der Eingeborenen um so unbefangener hingeben.

Nach diesen unfruchtbaren Untersuchungen und Nachforschungen steuerten wir auf Kidira-Tata los, um dort unser Frühstück einzunehmen und von dem schlechten Wege auszuruhen. Der mittlere Theil des Dorfes liegt etwa 600 Schritt vom Ufer ab.

Um 1 Uhr setzte ich meinen Marsch fort, will mich aber bei den einzelnen Orten nicht besonders verweilen, da ich sie schon früher beschrieben habe. Der Senu-Kolo, den ich jetzt genauer untersuchen konnte, scheint kein großes Wasser zu sein; er hat enge, steile Ufer und eine jetzt kaum bemerkbare Mündung. Um 5 Uhr 34 Min. trafen wir wieder in Senu Debu ein.

Den 26. Dezember. Bei meiner Rückkehr erfuhr ich, daß Sadiaba gestern während meiner Abwesenheit zum Besuch gekommen war; ich ärgerte mich sehr darüber, daß ich das Land verlassen mußte, ohne dieser vortrefflichen Frau noch einmal die Hand gedrückt zu haben.

Wir fragten die Leute über die künstliche Sandbank bei Senu-Debu; sie erzählten uns: die vielen Furthen oberhalb des

Ortes, welche die ganze Gegend den räuberischen Anfällen der Mauren und Malinkes öffnen, hätten längst die Aufmerksamkeit des Almamy erregt und derselbe habe durch eine künstliche Verdämmung den schnellen Ablauf des Wassers hindern und so jene Furthen unbrauchbar machen wollen.

Dieser Gedanke, war nicht sehr glücklich; das nur durch Erde zusammen gehaltene Material konnte der ungeheuren Wassermasse keinen genügenden Widerstand leisten und die Trümmer bedecken auf etwa 400 Schritt den Grund des Flusses. Somit erhalten wir nun auch eine Aufklärung darüber, warum vor Senu-Debu unser Anker nicht halten wollte und wir ungefähr 400 Schritte abwärts gerissen wurden.

Um 9 Uhr 33 Min. verlassen wir in westlicher Richtung das Dorf, vor uns die Hügelkette, welche von Nordost gegen Südwest streicht und in ersterer Richtung mehrere einzeln stehende Gipfel zeigt.

Um 10 Uhr 20 Min. betraten wir ein Thal der nordöstlichen, höheren Hügelreihe, wo der Boden durch den Eisengehalt und die angehäuften Eisenglanzstücke ganz rothbraun gefärbt erscheint; außer einigen verkrüppelten Bäumen und verdorrten Kräutern ist von Vegetation nichts zu sehen. Bei unsrer ersten Reise war dieß anders: die Gräser und Kräuter waren damals grün und verbargen das steinigte, rothe Erdreich vor unsern Augen. Der Weg ist ganz regelrecht geebnet und zeigt nichts von den Kieseln und Felsen, womit die Gipfel und Abhänge der benachbarten Hügel bedeckt sind.

Um 10 Uhr 47 Min. erreichten wir das Dorf Belpuneguy, wo wir vor drei Monaten unsern alten Krankenwärter von St. Louis getroffen hatten. Wir sahen ihn nicht und man sagte uns, wahrscheinlich habe ihn der Almamy entfernt, aus Furcht, unsre Ankunft möchte ihm aufs neue die Lust einflößen, nach St. Louis zurück zu kehren. Mit westlicher Richtung gelangten

wir um 11 Uhr 40 Min. nach Dianvely=Bande, wo wir Mittag machten. Man empfing uns freundlich und wies uns einen reinlichen, frischen Ort zur Rast an. Um 3 Uhr zogen wir ab und erblickten südlich in einer Entfernung von etwa 600 Schritt das von Sarrakolets bewohnte Dorf Dianvely=Sacko. Um 3 Uhr 42 Min. überschritten wir den Marigot Mamady, der an manchen tiefen Stellen noch Wasser zeigte; um 3 Uhr 54 Minuten kamen wir an einigen Häusern des ebenfalls von Sarrakolets bewohnten Dorfes Dianvely=Torokoronabe vorüber; um 4 Uhr 26 Min. erreichen wir Dianvely=Amaduçe, wo der Bruder des Almamy wohnt; dieses besonders reinliche Dorf besitzt ein Tata, das an Schönheit beinahe mit dem von Senu=Debu wetteifern kann.

Um 5 Uhr 3 Min. befinden wir uns ganz nahe bei dem Dorfe Juppe. Die westliche Richtung neigt sich öfters etwa nach Süd oder Nord. *)

Der Anblick dieser Dörfer hat sich wesentlich geändert. Jetzt liegen sie offen da und können in dem flachen Lande schon von weitem bemerkt werden, während sie früher zwischen den Feldern versteckt mehr geahnt als gesehen werden konnten.

Hinter Juppe betraten wir ein dichtes Gehölze von niederen Akazien, die uns bis kurz vor Bulebane begleiteten. Der Weg wird wieder unebener und zerrissener; die Richtung springt nach Nordost über. Um 6 Uhr 8 Min. erreichen wir Bulebane.

Man sagte uns, der Almamy habe uns entgegen gehen wollen und ziemlich lange gewartet; allein der Regen, welcher den ganzen Tag, nach 5 Uhr aber mit starkem Wind herab goß, habe ihn genöthigt, umzukehren. Man empfing uns zu Bulebane wie zu Sansandig; das heißt, die Einwohner zeigten deut-

---

*) Da diese Dörfer schon früher angegeben wurden, so haben wir nur die Richtung etwas genauer bezeichnet.

lich durch ihre Geberden und Reden, daß sie froh waren, uns nach so vielen Gefahren wieder zu sehen.

Den 27. Dezember. Am Morgen machten wir unsern Besuch bei dem Almamy, der uns in der That mit offenen Armen empfing. Im Augenblick unsrer Ankunft hielt er gerade feierlichen Gerichts-Akt, unterbrach diesen aber uns zu lieb und führte uns in die Versammlung; dieß war gegen die Sitte des Landes und er gab uns dadurch einen hohen Beweis seiner Achtung: denn die afrikanischen Häuptlinge dürfen die Gerichtsverhandlungen eigentlich nie abbrechen und kein Fremder, wenn es nicht selbst ein allgemein angesehener Häuptling ist, darf solchen beiwohnen.

Wir wollten aus Rücksicht unsern Besuch verschieben, aber der Almamy, welcher auf unsere Reiseneuigkeiten sehr begierig war, bestand darauf, daß wir bleiben mußten. Wir befriedigten seine Neugier und fragten ihn wegen unsrer Rückreise, die wir das Joloff-Land hinab zu machen im Sinne hatten, um Rath: er sagte, dieser Weg biete sogar für Neger große Gefahren dar; er halte ihn aber namentlich deshalb für ungeeignet, weil wir nothwendig sechs bis sieben Tage durch eine wasserlose Wüste ziehen müßten. Er redete uns dringend zu, auf diesen Plan zu verzichten und dagegen an den Gambia zu gehen, wohin er uns ganz sicher durch einen seiner Brüder oder Söhne bringen lassen werde: von da aus würden wir zu Schiff unser Komptoir von Albreda erreichen. Wir nahmen diese Nachweisung zu Herzen und begaben uns nach Hause.

Die letzte Nacht und heute fiel der Regen unaufhörlich und zum Theil in Strömen herab.

Die Expedition nach Bambuk, wobei unser Freund Bubakar war, kam mit Anbruch der Nacht zu Bulebane an, war aber nicht glücklich gewesen; denn das Dorf, welches der Almamy züchtigen lassen wollte, hatte seine Vertheidigungsmaßregeln so

gut genommen, daß die Angreifenden zurückgeschlagen wurden und mehrere Todte und Verwundete zählten.

Den 28. Dezember. Wir waren bei unserem alten Wirthe Sapatto einquartirt und empfingen früh Morgens einen Besuch von dem Almamy und seinem Sohne Bubakar, den wir schon gestern bei seiner Ankunft gesehen hatten. Sadda-Amady sprach von unserem Traktat; es dauert ihm lange, bis die Bestätigung vom Gouverneur zurück kommt, „denn, sagte er in seiner einfachen, naiven Sprache, wer etwas Wichtiges unternommen hat, findet weder Ruhe noch Schlaf, ehe es beendigt ist.“ Wir verabschiedeten uns bei ihm und seinem Sohne, indem wir versprachen, bei unsrer Rückreise an den Gambia wieder einen Besuch zu machen. Gestern schickte uns Sadda-Amady einen goldenen Ring von 8 bis 9 Quentchen im Gewicht: es war unser Gastgeschenk, dessen ich früher schon Erwähnung that.

Um 10 Uhr 30 Min. verließen wir Bulebane in einer neuen Richtung, welche uns auf einem kürzeren Wege nach Bakel führen sollte. Auf schlechtem Pfade gelangten wir um 12 Uhr 33 Min. nach Senualy, das sich durch eine Menge Palmen, welche über seine Häuser emporragen, auszeichnet. Dieser in Bondu sehr seltene Baum gibt den Dörfern immer ein hübsches Ansehen; er ist die natürliche Zierde der Wüste; er gibt die eigentliche Lokalfarbe und das Auge wird nie müde, ihn zu bewundern. Senualy hat überhaupt eine sehr hübsche Umgehung.

Etwa hundert Schritte vom Dorfe lagerten wir unter einer herrlichen Tamarinde. Hier zum ersten Male kosteten wir die Früchte des Landes, welche die Laptots unterwegs für uns gepflückt hatten. Die Frucht des Gan-Baumes ist eine Art Feige, ähnlich an Form und Geschmack der europäischen, aber nicht so angenehm zu essen. Die Frucht des Sump-Baumes (eines kleinen, sehr häufig vorkommenden Baumes mit langen grünen

Dornen) ist beinahe nichts als Kern und hätte ohne eine vorherrschende Bitterkeit keinen üblen Geschmack; das faserige, gelbliche Fleisch ist nur wenige Linien dick; die ganze Frucht hat die Größe einer mittelmäßigen Kirsche.

Wir verlassen Senualy um 5 Uhr 20 Min. in nord-nord-östlicher Richtung, die sich nach und nach ganz gegen Norden dreht. Bald durch Gehölze, bald durch offene Ebenen vorschreitend, erblicken wir wieder einige Palmen. Um 6 Uhr 30 Min. überschreiten wir nach einander die beiden Arme des Marigot Singuiomussa, welche dem Dorfe Gamby das nöthige Trinkwasser liefern. Gamby ist sehr ausgedehnt und liegt mitten unter dicht stehenden Palmen und Tamarinden, was gegen die sonst meist offen daliegenden Dörfer gut absticht.

Wir erfuhren zu Gamby eine unfreundliche Behandlung: man trieb uns nämlich mit barscher Grobheit aus dem Tata, wo wir unsre Esel abzuladen anfingen, wieder hinaus. Dieses Verfahren, das uns in der Nähe der Residenz doppelt wunderte, brachte unsern zwar nicht ungemein wegkundigen, aber treu ergebnen Führer so in Wuth, daß er augenblicklich einen Boten an den Almamy abfertigte, um demselben die Unhöflichkeit des Häuptlings von Gambia zu melden. Dieser, ängstlich geworden über die möglichen Folgen seiner Grobheit, suchte sich zu entschuldigen und versprach uns als Sühne einen Ochsen, den wir aber nicht erhielten. Wir brachten die Nacht in einem einzeln stehenden Hause zu und waren um so weniger mit unsrer schmalen Kost zufrieden, als wir uns Hoffnung auf einen Ochsenbraten gemacht hatten.

Den 29. Dezember. Um 10 Uhr 31 Min. setzen wir unsern Marsch in nord-nordöstlicher Richtung fort, wobei der felsigte Weg unsern Laptots und Pferden große Beschwerlichkeit verursachte.

Um 11 Uhr 7 Min. sahen wir uns plötzlich einer Hügel-

reihe gegenüber, die von West nach Ost streicht; am östlichen Ende befindet sich ein Gipfel von röthlicher Erde, der einem einzeln stehenden Hügel, dem höchsten der ganzen Linie, als Spitze dient.

Um 11 Uhr 42 Min. erreichten wir nach einem längeren wellenförmigen Wege den Fuß jener Kette und betraten eine Anfangs sehr enge Schlucht, die sich aber bald zu einem Thal erweitert. Diese Schlucht ist der Schauplatz einer Legende, die ich erzählen, aber zugleich bemerken will, daß durchaus keine steilen, senkrechten Wände zu bemerken sind.

Satigny, der erste König von Futa, war ein großer Eroberer und durchstreifte die benachbarten Lande, um sie seiner Herrschaft zu unterwerfen. Eines Tags fand er sich mit seinem Heere durch eine bedeutende Hügelkette aufgehalten, deren Ausdehnung das Auge übersehen konnte und die so ein unüberwindliches Hinderniß entgegenstellte. Satigny war nicht der Mann, der vor einem solchen Widerstand gewichen oder den gewöhnlichen Weg eingeschlagen und der Länge nach hinziehend einen Durchgang gesucht hätte. Er beschloß gegen diese ungeheure Masse wie gewöhnlich, das heißt mit der Kühnheit und dem Muthe eines Soldaten anzukämpfen. Er ließ seine Reiterei dichte Kolonnen bilden, setzte sich an ihre Spitze und kommandirte zum Angriff. Die Reiter stürzten sich, das Schlachtschwert in der Hand, gegen die Hügelkette und die Erde öffnete, aus Furcht vor diesem unerschrockenen Angriff, einen breiten Durchgang.

Nach diesem raschen, aber nicht mühelosen Durchbruche wollte der afrikanische Held seinen wunderbaren Sieg durch ein prächtiges Fest feiern. Allein in der Siegestrunkenheit vergaß man jede Vorsicht; Hirse und Reis wurden bis auf das letzte Körnchen aufgezehrt und den andern Tag hatte man für Mann und Pferd nichts mehr zu essen.

Die Lage von Satigny und seinen tapfern Genossen schien sehr kritisch, denn das Land war ringsum eine öde, unbewohnte Wüste und es bedurfte wenigstens acht Tagemärsche, um neue Lebensmittel anzuschaffen. Aber Satigny war zu stolz auf seine bisherigen Erfolge, als daß er verzagt hätte: „Ich habe, sagte er, durch meinen Muth und meine Kraft einen tiefen Berg durchbrochen und sollte nicht durch die Kraft meines Willens und Glaubens meinem Heer das Leben erhalten können?" Plötzlich von einem seiner wunderbaren Einfälle ergriffen, ließ er mit der größten Sorgfalt alle die Hirse- und Reiskörner, welche bei den Vorbereitungen zu dem glänzenden Fest verstreut worden waren, auflesen. Zu gleicher Zeit wurden auf beiden Seiten des Schlundes breite Furchen weit hinein in das Thal gezogen; dann ließ er sorgfältig und abgesondert die Reis- und Hirsekörner in die Furchen legen, bedeckte diese mit der ausgegrabenen Erde und befahl seinen Marabuts, zwei Stunden lang dabei zu beten.

Nach geendigtem Gebet ließ Satigny die Furchen öffnen; das Heer stieß ein Freudengeschrei aus, denn die Erde, welche vorher röthlich und steinigt gewesen war, hatte sich völlig geändert und zeigte eine milchweiße Farbe; sie enthielt keine Steine und Kiesel mehr, sondern duftete vortrefflich nach Kuskus. Die ganze Armee stürzte sich mit Hast auf dieses neue Manna und es gab nun von neuem ein Fest, um diese wunderbare Verwandlung zu feiern; allein dieses Mal durfte man wegen einer folgenden Noth keine Angst haben, da man nur zu graben brauchte, um die Kalabassen mit herrlicher Speise zu füllen. Das Heer blieb mehrere Tage an diesem Freudenorte, versah sich dann mit Lebensmitteln und folgte seinem Führer zu neuen Groß- und Wunderthaten.

Wir fragten unsern Erzähler, woher denn diese vielen Menschen und Pferde das nöthige Wasser genommen hätten? Nach

kurzem Bedenken aber entgegnete dieser, die Sache sei zur Regenzeit vor sich gegangen, was allerdings jeden Einwurf aufhebt.

Unser Führer Mahmud fügte, um die Wahrheit seiner Erzählung zu beweisen, zur Lehre das Beispiel und aß selbst von der dortigen Erde; ebenso alle unsere Begleiter. Diese Erde, welche ich ebenfalls versuchte, hat weder einen guten noch schlechten Geschmack: es ist einfach schwefelsaure Kalkerde. Die Furchen sind noch zu sehen und regelmäßig gelegt, daß wir uns beinahe versucht fühlten, obige Fabel als ein höchst wahrscheinliches, geschichtliches Faktum anzunehmen.

Hinter der Schlucht von Satigny und dem darauf folgenden Thale wandten wir uns zuerst nördlich, später aber nordnordöstlich. Um 12 Uhr 31 Min. erreichten wir Fatagolomby und hielten da unsre erste Mahlzeit.

Fatagolomby liegt wie Gamby in einem dichten Gehölze, wobei zahlreiche Palmen um die Häuser her und zwischen denselben stehen. Wir lagerten unter einem Tamarindenbaum, dessen nicht sehr dichtes Laubdach uns nur schwach gegen die brennende Mittagssonne schützte.

In diesem Dorfe begegnete uns ein Abenteuer, das sehr traurige Folgen hätte haben können. Doch muß ich zuvor eine Erklärung über die gewöhnlichen Moscheen in Senegambien vorausschicken: sehr selten unterscheiden sie sich durch eine besondere Bauart von den gewöhnlichen Hütten; meist aber sind es nicht einmal Häuser oder Hungars, sondern ganz einfach nur freie, mehr oder weniger reinliche Plätze, deren religiöse Bestimmung für die Gläubigen durch eine viereckige Linie von kleinen Steinen oder niedere Hecken angezeigt ist. Wenn man dieß nicht weiß oder übersieht, so kann man sich leicht unschuldiger Weise einer schweren Verunreinigung und Entheiligung schuldig machen.

Dieß geschah nun bei der Moschee von Fatagolomby, welche sich ganz nahe bei unserer Lagerstätte und in einem so unreinlichen und verwahrlosten Zustande befand (wahrscheinlich durch die Ochsen und Ziegen des Dorfes), daß wir beim Absteigen völlig den Propheten und seine Moscheen vergaßen ....

Glücklicherweise bemerkte man diese schauderhafte Verunreinigung erst, nachdem sie geschehen war, allein die Wuth und Entrüstung der Einwohner war darum nicht geringer; die Dolche wurden gezogen, die Flinten angelegt, während wir gar nicht wußten, was die Ursache solcher Begegnung sei. Unsere erste Sorge war, unsere Leute zurück zu halten und dann um Erklärung zu bitten; dazu mußten wir aber die gewöhnliche unerträgliche Geschwätzigkeit der Neger aushalten, um aus dem verworrenen Geschrei die Wahrheit heraus zu klauben. Als wir endlich wußten, um was es sich handle, mußten wir zuerst mit Mühe das Lachen unterdrücken, das uns hätte theuer zu stehen kommen können, denn die Neger sind, wie alle Mahomedaner, äußerst empfindlich gegen vermeintliche Beleidigungen ihres Glaubens.

Unser Führer legte endlich die Sache bei und wir kamen mit heiler Haut davon, mußten aber in größerer Entfernung unsre Mahlzeit halten, da die ergrimmten Einwohner fest erklärten, solche Ungläubige nicht in ihrer Nähe dulden zu wollen.

Wir packten etwas verstimmt, hungrig und durstig wieder auf und entfernten uns um 2 Uhr 35 Min. in nördlicher Richtung. Zugleich erfuhren wir auch, daß die Mauren in Bondu eingefallen seien: keine angenehme Nachricht, namentlich da wir keine hinlängliche Macht besitzen, sie in Respekt zu halten.

Um 3 Uhr 12 Minuten kamen wir ganz in der Nähe an einer unregelmäßigen, steilabfallenden Hügelgruppe vorüber; auch auf der andern Seite, im Osten, sahen wir eine etwas entfern-

tere Kette. Wir befinden uns immer noch in dem Thale von Satigny; der Weg ist steil, felsigt und geht oft durch dichte Gehölze. Die Richtung ist N.N.W.

Um 4 Uhr 12 Minuten sahen wir auf eine Entfernung von etwa 2000 Schritt das Dorf Senuguro, dessen Lage durch viele Palmbäume angezeigt wird, während die Häuser hinter dem Gebüsch und den Unebenheiten des Bodens verschwinden. Der Weg führt durch dornigte Gebüsche über steinigte, zerklüftete Fußpfade.

Um 5 Uhr 26 Minuten marschiren wir durch Uro-Samba, dann über den dortigen Marigot und erreichen um 5 Uhr 49 Minuten die ersten Häuser von Samba-Kontai, das uns von früher her nicht gerade im besten Andenken war. Der Häuptling, welcher damals große Mäßigung und freundliches Wohlwollen gezeigt hatte, ließ uns durch einen herzlichen Empfang alles frühere Unangenehme vergessen. Wir bekamen von ihm 2 Ochsen und sehr gute Milch.

Den 30. Dezember. Wir verließen Samba-Kontai, ohne dießmal Klage über die Einwohner führen zu dürfen; nicht einmal ihre Neugier zeigte sich auf eine für uns unbequeme Weise, so daß man annehmen muß, der Häuptling habe sie unterdessen gelehrt, was der Anstand gebiete. Der Weg ist derselbe, den wir vor einem Monate machten.

Wir hielten in dem Dorfe Guniam-Amadu, um zu frühstücken; es ist in der That nicht so klein, als es uns bei unserer ersten Reise vorkam. Hinter dem Dorfe kamen wir durch ein Gehölze von hübschen Bäumen, deren dunkelgrüne Blätter viel an den Lorbeer erinnern: man nennt diese Bäume Raps. Mit wahrer Freude sehen wir uns in der Nähe von Bakel. Die Reise war so beschwerlich, daß dieser sonst so gefürchtete Ort sich unserer Hoffnung als ein entzückender Aufenthalt darstellt. Dort

haben wir wenigstens ein Lager und Obdach; einen Tisch statt des Erdbodens, um unsere Mahlzeit einzunehmen; dort hört unsere unerträglichste und bei dem Mangel an Wasser unvermeidlichste Plage, die Unreinlichkeit, auf. Daher rückten wir mit freudigem Herzklopfen, wie der Heimath, so Bakel näher und beschleunigten den Schritt unserer ermatteten und wunden Pferde.

Doch wurden wir noch durch einen Zwischenfall aufgehalten: einer von den Ochsen, welche uns der Häuptling von Samba-Kontai geschenkt hatte, zerriß seinen Strick und floh in das Gehölze, das gegen den Affenberg zu liegt. Unsere Laptots, ohnedieß keine Freunde der Mäßigkeit, wollen sich ein leckeres Mahl nicht entgehen lassen, denn sie wissen wohl, daß wir ihnen jenes Geschenk schon zu Samba-Kontai bestimmt hatten: sie vertheilen sich daher nach allen Seiten, um den Entflohenen zu fangen. Dieses wechselvolle Schauspiel dauert wenigstens eine halbe Stunde, bis eine Kugel, um dem Aufenthalt ein Ende zu machen, das Thier niederstreckt.

Endlich bekommen wir das Fort Bakel zu Gesicht; wir marschiren rasch den Affenberg, dann den Kirchhof entlang, den wir achtungsvoll begrüßen, dann steigen wir den schmalen, steilen Fußpfad hinauf. Unsere Laptots, in ihre Feierkleider gehüllt, machen die verschiedensten Sprünge, um ihre Freude über die glückliche Beendigung unserer, wenigstens nach der Ansicht der Eingeborenen, höchst gefahrvollen Reise zu beurkunden. Wir sehen uns von dem Kommandanten und dem Rechnungsführer freundlich begrüßt.

Vom 31. Dezember 1843 bis 20. Januar 1844. Bakel ist sicher der ungesundeste Ort am Senegal. Kaum in der Hoffnung angelangt, endlich von der mühevollen, mit angegriffener Gesundheit unternommenen Reise ausruhen zu dürfen, wurden wir, Herr Huard und ich, wiederum von den einheimischen

Krankheiten ergriffen. Er hatte an einer hartnäckigen Ruhr, die oft einen bedenklichen Charakter annahm, ich an einem unaufhörlichen Fieber mit heftigem Erbrechen zu leiden. Dieß dauerte bis zum Tag der Abreise fort und wir entschlossen uns endlich nur dazu, um einen so traurigen Aufenthalt zu verlassen.

Während unserer Anwesenheit zu Bakel wurden wir öfters durch Einfälle der Mauren, die bald da, bald dort raubten, in Allarm gesetzt; dieß geschieht jedesmal, sobald der niedere Wasserstand die Furthen zugänglich macht.

Die Sarrakolets von Bakel machten sich mehrmals auf, um die Mauren zu verjagen und ihnen einen Theil der Beute wieder abzunehmen; allein diese entziehen sich äußerst gewandt allen Verfolgungen.

Der Kommandant des Postens und der Rechnungsführer schicken gewöhnlich einige Leute von der Besatzung mit. Dieß geschah auch bei unserer Anwesenheit und die Expedition hatte dadurch einen günstigeren Erfolg: die Mauren wurden erreicht, zerstreut und ihrer Beute beraubt.

Es ist bekannt, daß die Neger in ihren Gefechten mit jenen Erbfeinden keinen besondern Müth beweisen und daß sie zwar mit großem Lärm und gutem Willen ins Feld ziehen, aber nicht so eifrig sich beim Angriff zeigen, wenn der, den sie suchen oder zu suchen vorgeben, Stand hält. Ueberall die gleiche Komödie: wenn man die Neger beim Abmarsch beobachtet, wenn man sieht, wie sie der Spur ihrer Feinde folgen, so sollte man meinen, sie würden beim Zusammentreffen mit denselben Alles vernichten; aber beim Gefecht macht diese vorübergehende Kampfwuth der auffallendsten Feigheit Platz.

Zur Zeit unserer Abreise waren die Mauren noch im Lande, wobei sie vorzugsweise die Gehölze in der Nachbarschaft von Dörfern wählen; hier passen sie, bei Tag in ihren Schlupfwin-

keln versteckt, den Heerden oder Karavanen ab, die sich in ihre Nähe verirren. Es ist dieß eine wahre Landplage für die ganze Gegend. Der Kommandant von Bakel bot uns eine Abtheilung von 20 Mann zur Begleitung nach Bulebane, was wir mit Dank annahmen; denn es wäre sehr unangenehm, nach Tagant oder in das Land Tischit gebracht zu werden und dort auf Auslösung warten zu müssen; vielleicht aber wäre dieß noch die geringste Gefahr, die uns von jenen Barbaren zu erwarten stünde.

Wir hatten uns nun fest für den Weg nach dem Gambia entschieden: die Reise durch Futa war bei der gereizten Stimmung jenes Volkes nicht möglich; Joloff bot durch seine wasserlose Wüste und durch die Nachbarschaft der räuberischen Peuls aus Futa keine größere Sicherheit des Gelingens für unsere Reise dar. Es blieb uns also nur die Rückreise an den Gambia, wobei uns der Almamy von Bondu durch seinen Schutz und Einfluß behülflich sein konnte.

Siebenzehntes Kapitel.

Reise von Bakel nach Fattatenda.

Abreise von Bakel. — Anbau des Ufers. — Verwirrung der Karavane bei dem Uebergang über den Badiara. — Ankunft zu Kounguel. — Die Studenten des Landes. — Granitähnlicher Felsen. — Bulebane. — Sonderbare Forderung des Almamy. — Fantasias der Neger. — Abreise von Bulebane. — Berge von Ferlu. — Die Brunnen von Dendudy. — Verschiedenartige Vegetation. — Schrecken der Weiber zu Viguey.

Den 21. Januar 1844. Wir brachten den Morgen damit zu, unsere Karavane zu ordnen, wobei wir sehr schlecht von unsern Laptots unterstützt wurden. Alle Menschen, von welcher Farbe und Bildungsstufe sie sein mögen, sind sich darin gleich: so hatten unsere Laptots zu Bakel ihre Bekanntschaften und Verhältnisse, welche sie nicht gerne und nicht leicht abbrechen konnten. Um sie zu bekommen, mußten wir sie an das Thor der Festung bestellen, und um sie arbeiten zu machen, waren wir genöthigt, zu dem Stocke zu greifen.

Da wir erfahren, daß die Dörfer Guniam wegen der Mauren von ihren Einwohnern verlassen sind, so müssen wir unsern Reiseplan ändern; denn außer der Wahrscheinlichkeit, diese Strauchdiebe in den benachbarten Wäldern zu treffen, hatten wir die Gewißheit, auf unserem Wege nirgends die nöthigen Lebensmittel zu bekommen. Wir müssen somit den Weg über Kounguel einschlagen.

Nicht ohne lebhaftes Bedauern verabschiedeten wir uns von den Herren Paul-Holl und Zeler, von denen wir während unserer Anwesenheit zu Bakel die unzweideutigsten Beweise aufrichtiger Freundschaft erhalten hatten.

Um 5 Uhr 53 Minuten Abends setzen wir uns auf dem linken Ufer des Flusses in Marsch und bemerken da sogleich verschiedene neugepflanzte Felder mit Hirse, Kürbissen und Baumwollestauden, welche dem eben erst abgetrockneten Flußufer abgewonnen sind und durch ihre natürliche Feuchtigkeit noch eine späte Ernte versprechen. Diese Hirse- und Kürbispflanzungen sind beinahe reif; die Baumwollestauden sind sorgfältig aufgebunden und auseinandergesetzt, so daß sie sich frei entwickeln können.

Schon früher habe ich die sinnreiche Art angeführt, wie die Neger durch hängende, mit Steinen gefüllte Körbe ein Geräusch hervorbringen, das die Vögel von den Feldern verscheucht; hier bemerkte ich eine wesentliche Vereinfachung. Ein langes, ausgespanntes Seil mit vielen Knoten wird über gabelförmige Pfähle hin- und hergezogen, wodurch ebenfalls ein Geräusch entsteht, das im Stande ist, die keckſten, geflügelten Felddiebe zu verscheuchen.

Die Richtung ist zuerst S.O.¼S., dann aber bald S.O. Zwischen dem Fluß und den Hügeln von Bakel trifft man Wälder von Akazien und Raps.

Die bald einbrechende Nacht war nicht geeignet, unsern Marsch zu beschleunigen und hinderte uns namentlich bei dem Uebergang über den Badiara. Das Bette dieses Marigot war zwar ganz trocken, aber breit und tief, so daß bei Tag die Passage nicht ohne Schwierigkeit gewesen wäre, und nun entstand eine völlige Unordnung. Trotz unseres ausdrücklichen Verbotes ließen die Laptots unsere Esel allein und mehrere auf einmal den

steilen Abhang hinuntergleiten; was wir vorausgesehen hatten, geschah: das Gepäcke wich; Thiere, Waaren und Menschen purzelten unter einander in das tiefe Bette. Wir waren oben geblieben und hörten das Schreien der Neger und der Esel und den Sturz derselben, ohne genau zu wissen, was eigentlich vorgegangen war. Anfangs dachten wir an einen Hinterhalt und feindlichen Angriff, oder glaubten wenigstens, es sei unsern Leuten bedeutendes Unglück widerfahren; bald aber erfuhren wir, daß die Sache nicht so ernsthaft war. Jedoch entstand nun die neue Schwierigkeit, die zerstreuten Thiere und Päcke zu sammeln und glücklich das andere Ufer hinaufzubringen. Unsere militärische Begleitung leistete hiebei die beste Hülfe: das Gepäck wurde wieder aufgeladen und nach einem Aufenthalt von zwei Stunden konnten wir unsern Weg fortsetzen.

Um 10 Uhr 45 Minuten erreichten wir Kounguel; der Tunka empfing uns in seiner Behausung, die weder bequem, noch reinlich, noch geräumig ist. Man wies uns ein schmutziges, übelriechendes Nachtquartier an, das eine kranke Kuh und ein neugebornes Zicklein zur Nachbarschaft hatte. Der Tunka, für einen Fürsten nicht sehr freigebig, ließ uns nur ein wenig Milch zum Nachtessen verabreichen; dagegen bot er uns Matten an, die wir unklugerweise benützten und uns dadurch eine große Menge parasitischer Insekten aufluden.

Den 22. Januar. Nach einer sehr schlechten Nacht und einem ebenso schlechten Nachtessen verließen wir unsern fürstlichen Wirth mit den deutlichen Spuren seiner Freigebigkeit. Solche Unannehmlichkeiten sind auf einer afrikanischen Reise freilich nicht zu vermeiden, aber namentlich am Anfang der Reise immer ärgerlich.

Um 7 Uhr 20 Minuten schlagen wir süd-südöstliche Richtung ein und durchwandern um 8 Uhr 35 Minuten das kleine, wasser-

lose Dorf Papata, dessen Einwohner nach vollbrachter Ernte in Kounguel wohnen.

Hinter diesem Dorfe nahmen wir südliche Richtung und zogen durch eine weite, mit Adansonien und Akazien bewachsene Ebene. Um 9 Uhr 38 Minuten erreichten wir die ersten Häuser von Güetiey, das schon zu Bondu gehört. Das Tata ist fest gebaut, und dient gegenwärtig den Bewohnern der entfernteren Häusergruppen zum Zufluchtsort gegen einen maurischen Ueberfall. Wir lagern unter einem Tamarindenbaum.

Um 1 Uhr 40 Minuten zogen wir wiederum durch die Ebene und sahen um 2 Uhr 29 Minuten das Dorf Fatabär welches am Fuß einer einzeln stehenden, von W. nach O. streichenden Hügelreihe liegt. Die Bewohner dieses Dorfes scheinen kriegerischer zu sein, als die vorigen, denn nirgends sieht man verlassene Häuser. Um 3 Uhr 31 Minuten erreichten wir den Marigot Gabu, der an einer andern Stelle auch Dara genannt wird, da, wie schon oben bemerkt, die Neger den *Marigots* fast so viele Namen geben, als Dörfer daran liegen. Die Ebene ist bald mit dichten Bäumen und Gesträuchen bedeckt, bald licht und leer. Um 4 Uhr 18 Minuten erreichen wir die ersten Häuser von Samba-Kontai und beziehen zum dritten Mal unsere dortige Wohnung.

Wir hatten als Reisebegleiter einige junge, gutaussehende Leute, deren Haare, durch einen von der Mitte der Stirne ausgehenden Scheitel getheilt, in zierlichen Flechten auf Wangen und Hals herabhingen. Dieser Haarputz bezeichnet in Senegambien einen jungen Gelehrten und erinnert, mit Ausnahme der Flechten, die aber nur in der nächsten Nähe bemerkt werden können, an eine ähnliche Mode, welche vor wenigen Jahren in Frankreich getragen wurde. Diese zierlichen jungen Leute sind Studenten oder eigentlich Marabut-Lehrlinge, welche von Dorf zu Dorf die Brocken der afrikanischen Gelehrsamkeit sammeln;

diese höchst einfache Gelehrsamkeit besteht eigentlich nur in dem Text des Koran, der durch die nicht sehr gelehrten Commentarien der Neger-Marabuts mehr verderbt als bereichert wird.

Den 23. Januar. Um 7 Uhr 38 Minuten Morgens machen wir uns zum dritten Male auf den Weg nach Bulebane, wobei außer jenen jungen Gelehrten noch mehrere Handelsleute (Sarrakolets und Fulahs) unsern Schutz benützen. Diese liefern namentlich Häute in die englischen Niederlassungen am Gambia, wo sie genannten Artikel vortheilhafter als in unsern Komptoiren gegen Salz verhandeln. Unsere Handelsgesellschaft von Bakel wird daher eine Aenderung in ihren Preisen und Tauschartikeln eintreten lassen müssen, um jener Konkurrenz entgegen zu treten.

Zwischen Senuguro und Fatagolomby, mitten in einer von Hügeln umgebenen Ebene fanden wir einen Felsen mit körniger, glimmerartiger Textur, der dem Granit ähnelt. Diese meist vom Boden getrennte Felsen sind kein eigentlicher Granit, sondern, obgleich einem plutonischen Terrain angehörend, nur ein einfaches Konglomerat und bilden mit dem schlackenähnlichen Eisenglanz die einzige bemerkenswerthe mineralogische Erscheinung jener Gegend.

Um 11 Uhr 35 Minuten erreichen wir unsere Station Fatagolomby, wo wir unter demselben Tamarindenbaum, in der Nähe der Moschee, unsere Matten ausbreiten. Die Einwohner scheinen ihren Aerger vergessen zu haben, und lassen uns ruhig gewähren. Abreise von Fatagolomby um 3 Uhr 37 Minuten.

Um 6 Uhr 20 Minuten zu Gamby angekommen, lagern wir in einem sehr unreinlichen Nachtquartier. Der Häuptling war unterdessen vom Almamy um zwei Ochsen gestraft worden und hatte seine Buße uns nach Bakel geschickt, empfing uns jetzt aber um nichts höflicher.

Den 24. Januar. Während der Nacht waren unsere Laobes von Bakel nachgekommen und übernahmen nun wieder die Führung der Lastthiere, wodurch der bisher übermäßig lang-

same Marsch in etwas beschleunigt wurde. Um 9 Uhr 15 Minuten kamen wir nach Senualy und lagerten wiederum unter einem Tamarindenbaum, der aber nur sehr wenig Schatten gab. Wir hatten einen Auftritt zu Senualy, an dem wir zwar die unschuldige Ursache waren, aber persönlich keinen Theil zu nehmen hatten. Es handelte sich um einen Topf, den uns einer der Einwohner geliehen hatte, nun aber auf eine grobe Weise wieder an sich riß. Ein Leibeigener des Almamy, der uns begleitete, nahm sich unserer Laptots an und prügelte den groben Eigenthümer ein wenig durch, worauf dieser entfloh und den Topf zurückließ.

Um 4 Uhr 46 Minuten erreichten wir Bukebane.

Den 25. Januar. Wir wohnten gewohnter Weise bei unserem Freunde Sapatto, der uns wie immer herzlich willkommen hieß. Wir machten dem Almamy einen Besuch und baten ihn, uns versprochenermaßen einen seiner Brüder oder Söhne als Geleitsmann mitzugeben. Es war für unsere künftige Reise höchst wichtig, daß eine Person von Bedeutung uns begleite; denn nicht nur mußten wir Bondu in seiner größten Ausdehnung durchwandern, sondern auch noch einen Theil von Woolli, dessen Einwohner nicht für sehr gastfreundlich gelten. Um der Gunst des Beherrschers von Bondu gewiß zu sein, verfehlten wir nicht, ihm ein kleines Geschenk zu überreichen.

Den 26. Januar. Schon Morgens früh kam Sadda-Amady selbst, um sich für das Geschenk zu bedanken; sein Bruder, dessen Tapferkeit im ganzen Lande berühmt ist, wird uns begleiten.

Gegen Mittag kam ein Bote, der uns zu dem Almamy berief. Als wir dort ankamen, ließ er alle seine Leute abtreten, die Thüren schließen, und führte uns in einen bedeckten Raum, der ohne Zweifel zur Aufbewahrung seiner Erntefrüchte dient. Bei diesem geheimnißvollen Beginnen mußten wir glauben, daß

es sich um etwas Wichtiges handle. „Ihr habt," sagte er, „einen Bund mit mir abgeschlossen, aber er ist noch nicht in Wirkung getreten. Ehe dieß geschieht, erkläre ich, daß wir, sowie die Bakiris von Goye und die Fulahs von Futa, es sehr übel nehmen würden, wenn ihr euer Komptoir zu Makana wieder errichtet oder euch überhaupt mit ben Bambaras, den andern Mandingos und den damit befreundeten Völkern in ein Bündniß einlasset. Nie wird das Fulah-Volk Freundschaft mit den Weißen halten, wenn diese nicht unsern Haß gegen die Mandingos theilen!"

Diese aus der Luft gegriffene Erklärung setzte uns ein wenig in Verlegenheit. Sollten wir den Handel plötzlich abbrechen und fest darauf beharren, Bündnisse abzuschließen, mit wem wir wollen, oder sollten wir den ungestümen Alten durch eine ausweichende Antwort hinhalten? Wir thaten das Letztere und dachten, wenn einmal der abgeschlossene Vertrag bestätigt und in Ausführung gebracht sei, so lasse sich immer wieder thun, was unser Vortheil gebiete. Wir schieden sodann von Sadda-Amady mit freundlichem Händedruck und gegenseitigen Segenswünschen.

Im Begriff, unsere Vorbereitungen zur Reise zu beendigen, wurden wir durch einen plötzlichen Lärm und durch das Rennen der Leute aufgeschreckt, welche alle einem der Thore zueilten. Wir folgten voll Neugierde und trafen ungefähr vierundzwanzig Reiter in Schlachtordnung auf der freien Ebene vor Bulebane. Man sagte uns, es sei eine siegreich von obengenanntem Makana zurückkehrende Expedition. In der That begannen nun die kriegerischen Ehren- und Freudebezeugungen, die Fantasias der nordafrikanischen Araber, welche darin bestehen, daß die Reiter wie toll hin und her galoppiren und dabei ihre Flinten losschießen. Diese gar nicht übel ausgeführten Uebungen dauerten geraume Zeit, zum großen Vergnügen des Volkes, das seinen Beifall mit wüthendem Geschrei und Händeklatschen kund

gab. Die Beute dieses siegreichen Feldzuges bestand in einem Sklaven und drei Eseln.

Wir reisten um 6 Uhr 21 Minuten in westlicher Richtung von Bulebane ab; der Weg war schlecht, mit Schlacken überschüttet und führte über tiefe Schluchten. Noch einige hundert Schritte gaben uns die Soldaten von Bakel das Geleit, wobei sie ihre Flinten abfeuerten: diese Ehrenbezeugung ist um so größer, je näher man dabei dem zu Ehrenden auf den Leib rückt. Diese kriegerische Ehrenbezeugung machte uns aber zu heiß und wir waren froh, als sie endete; nicht weniger ohne Zweifel unsere Pferde und Esel. Einer unserer Laptots mußte krank zu Bulebane zurückgelassen werden.

Um 7 Uhr 10 Minuten erreichten wir unser Nachtlager, das Dorf Senusakobe. Wir waren so spät noch von Bulebane aufgebrochen, um je bälder je lieber unsere Laptots den verführerischen Genüssen dieser Hauptstadt zu entziehen, unter welchen die reichen Schüsseln des Almamy und die zärtlichen Griotinnen in erster Linie zu nennen sind.

Den 27. Januar. Um 8 Uhr 48 Minuten zogen wir in südöstlicher Richtung durch ein Gehölze, das am Saum des Weges licht, im Innern aber dicht genug ist. Der Boden ist uneben und von Schluchten durchschnitten. Um 9 Uhr 50 Minuten gelangten wir über einen immer steiler ansteigenden Abhang auf die Höhe eines ungeheuren Plateaus; dieses hängt mit dem Ferlu-Gebirge zusammen, das von N.N.W. nach S.S.O. hinzieht. So niedrig diese Bergkette ist (nicht viel über 100 Fuß), so trennt sie doch das nördliche Bondu von dem südlichen und gibt dem Letzteren ihren Namen. Von diesen Hügeln an wird das Terrain wieder eben und schmückt sich mit prächtigen Adansonien; der Weg hält meist südöstliche Richtung.

Diese Hochebene, obgleich von der nördlichen Seite terrassenförmig aufgeschichtet, bietet dennoch lange Zeit eine fast gar

nicht geneigte Fläche dar und fällt beinahe unmerklich gegen Südwest ab. Auf dieser fast ganz nackten Ebene beobachteten wir eine ungeheure Menge jener braunen Erdhaufen, welche in allen Formen, von der eines Schwammes oder einer Negerhütte bis zu der eines hochgezinnten, gothischen Grabmonuments, spielen. Diese kleinen, wunderbaren Gebäude sind das Werk jener schon oft berührten, arbeitsamen Ameisen; nirgends aber, in Wallo, in Futa und Bondu, habe ich so zierliche, originelle Formen getroffen, wie gerade hier.

Mit beinahe westlicher Richtung kamen wir nach Fetoboguy, einem kleinen Dorfe von nur vier bis fünf Häusergruppen, jede höchstens zu acht Gebäuden; später nahmen wir südliche Richtung und erreichten um 12 Uhr 32 Min. ein noch kleineres Dorf, Diakebe, wo wir Mittag machten.

Nachdem wir die heißeste Tagszeit in Ruhe zugebracht hatten, machten wir uns um 5 Uhr 27 Min. wieder auf den Weg und betraten bald nachher einen Faillar-Wald.

Hinter dem kleinen Dorfe Tundegunbal trafen wir auf eine Stelle, wo die Gewitterregen ein Bette von bedeutender Breite und mehr als 35 Fuß Tiefe aufgerissen haben. Eben hier sahen wir eine große Heerde von Wildschweinen.

Ehe wir in unser Nachtquartier kamen, führte uns der Bruder von Sadda-Amady zu dem Brunnen, der dem Dorfe Dandudy das Wasser liefert. Dieser tiefe Brunnen ist an einer etwas erhabenen Stelle mit großer Sorgfalt gegraben; rings um seine Oeffnung sind wohlzusammengefügte Balken gelegt, über welche ein Seil aus Rinde geht, das einen ledernen Eimer trägt. Um diese Eimer offen zu erhalten, legt man ein Reisachbündel hinein; freilich ein schlechtes Mittel, da man nur um so weniger Wasser auf einmal schöpfen kann; öfters macht man oben an den Eimer einen Wulst und hält diesen durch einen dazwischen gesteckten Ladstock aus einander. Jene Holzumzäunung

ist eine sehr zweckmäßige Vorsichtsmaßregel, damit die Stricke nicht mit der Erde in Berührung kommen, solche hinabrollen und das Wasser dadurch trübe machen.

Um 7 Uhr 10 Min. erreichen wir oben genanntes Dorf Dandudy, welches alle den Tag über gesehene an Größe übertrifft.

Den 28. Januar. Wir brachen um 8 Uhr 46 Min. auf und nahmen südwestliche Richtung gegen ein Gehölze, das sich durch besonders große Bäume auszeichnet; der Boden senkt sich immer ein wenig und wird ebener. Nach zwei Dörfern, beide Guelimael genannt, kommen wir um 11 Uhr 30 Min. nach Fetuniebe, unsrer Mittags-Station, welche am Ausgang des obigen Waldes liegt.

Auf unserm Abendmarsche trafen wir wiederum einen Wald von Faillar-Bäumen und noch zwei Dörfer mit Namen Fetuniebe. Um 6 Uhr 56 Min. marschiren wir durch Kodiara, hinter diesem durch einen kleinen Wald und erreichen um 7 Uhr 28 Min. unser Nachtquartier, Fergu-Gudory.

Seit Bulebane haben wir viele Baumwollenpflanzungen bemerkt, welche uns sorgsamer gepflegt zu werden schienen, als in dem nördlichen Theil von Bondu. Ueberall, in jedem Dorfe, trifft man Weber, welche dieses Produkt in Zeuge verwandeln, die theils zur Kleidung, theils als Tauschmittel dienen und pagne heißen: ihre Breite beträgt gewöhnlich etwa einen Fuß, die Länge ungefähr $5^1/_2$ Fuß. Die Weberei ist hier die gleiche, wie in Wallo und Futa.

Die Wälder, welche wir jetzt trafen, unterscheiden sich wesentlich von denen im nördlichen Bondu. Hier sind es meist die Faillars, Raps, Tamarinden und andere dornenlose Bäume, während man nur selten die Akazien, Sumps, Sidomms und alle die verschiedenen Arten von Dornen führenden Bäume trifft, welche uns so manchen Ausruf des Schmerzes und Aergers er-

preßt hatten; die Baobabs oder Adansonien sind so häufig wie im nördlichen Bondu, aber ihr Stamm ist sehr schwach und hält selten mehr als höchstens 7 Fuß im Durchmesser.

Nahrungsmittel sind beinahe gar keine vorhanden und es kostet oft große Mühe, bis wir ein schlechtes Huhn oder eine magere Ziege erwischen. Unsre Laptots sind viel besser daran: nicht daß man einen Unterschied zu unserm Nachtheil machen wollte, sondern weil sie immer an den landesüblichen Speisen ihren Theil bekommen, die für den Bruder des Almamy angerichtet werden, die wir aber unmöglich genießen können, z. B. der Kuskus mit Ochseneingeweide, oder andere eben so appetitliche Gerichte. Unser Geleitsmann, der Bruder des Almamy, ist uns von großem Nutzen, um die Einwohner günstig für uns zu stimmen und wir können sein und ihr Benehmen nur loben.

Den 29. Januar. Ein frischer Ostwind bedeckt uns mit Staub und Sand und fördert unsern Marsch nicht sehr. Bei dem Brunnen des Dorfes Kodiole machen wir Halt, um unsre vom Ostwind durstig gewordenen Lastthiere zu tränken.

Gegen Mittag verlassen wir die Karavane, deren Langsamkeit unerträglich wird. Das Land ist ganz sicher und unser Geleitsmann so mächtig, so daß wir wohl ohne eine Furcht dieselbe für kurze Zeit verlassen können. Bei meistens west-südwestlicher Richtung gelangen wir um 1 Uhr 26 Min. in unsre Mittagsstation Andiary, das größere von zwei gleichbenannten Dörfern. Die Häuser sind reinlich, der ganze Anblick zeugt von Wohlhabenheit, die Heerden sind zahlreich und schön. Wir bleiben hier über Nacht.

Den 30. Januar. Um 8 Uhr 48 Min. verlassen wir das Dorf, wo wir eine herrliche, reichliche Mahlzeit gehabt hatten, da der freigebige Häuptling einen Ochsen für uns schlachten ließ. Bei dem kleinen Dorfe Doyere betrachten wir den Brunnen, der

sich durch seine Tiefe (25 Faden oder 150 Fuß) auszeichnet. Auch hier ist jene Holzumzäunung angebracht.

Der hohe Schutz, den uns der Bruder des Almamy darbot, und die Vertheidigungsmittel unserer eigenen kleinen Mannschaft hatten mehrere reisende Weber und Kaufleute (meist Sarrakolets) bestimmt, sich an unsre Karavane anzuschließen. Wir zogen außerdem den gleichen Weg mit anderen Karavanen von Fulahs aus Bondu, Mandingos aus Bambuk und Bambaras aus Kaarta, welche ebenfalls an den Gambia wollten und sich glücklich schätzten, auch von dem Schutz unsers hohen Geleitsmannes zu profitiren.

Diese fremden Karavanen erinnerten uns an jenen dritten Artikel unseres Vertrags und an die Einwürfe des Almamy dagegen, und wir mußten nun nach eigener Anschauung gestehen, daß es rein unmöglich wäre, diese wandernden Händler zu zwingen, einen Weg, den sie im Kopfe haben, nicht zu machen, oder umgekehrt. Nie wird man über die Vorurtheile und Gewohnheiten der Neger durch bloße Worte obsiegen, namentlich, wenn diese klar genug aus der Quelle des Eigennutzes fließen.

Heute erschienen wieder jene Dornenträger, Akazien und andere, auch jene roth blühenden Bäume (Duki), deren wir so viele in Bambuk gesehen hatten.

Um 12 Uhr 37 Min. sehen wir die ersten Häuser von Talibadii, wo wir unsre Mittagsstation machen. Dieses Dorf hat nicht, wie die meisten anderen, einzeln stehende Gruppen, sondern die Häuser stehen beisammen und haben meist parallelepipedische Form. Die Einwohner sprechen die Jolofffprache; auch befinden wir uns an den Gränzen dieses Landes.

Um 5 Uhr 55 Min. machten wir uns wieder auf den Weg, hielten einige Minuten an dem Brunnen von Viguey und erreichten um 7 Uhr 46 Min. jenes Dorf, unser Nachtquartier. Hier trifft man wieder die Abtheilung in besonderen Gruppen, doch

sind die Häuser nicht so weit von einander entfernt, wie im nördlichen Bondu.

Bis jetzt hatte unsre Anwesenheit bei den Einwohnern nur Erstaunen und Neugierde erregt; zu Viguey aber nicht so: hier machten wir einen schreckhaften Eindruck. Die Weiber wurden bei unserm Anblick von einem solchen Schrecken ergriffen, daß sie, um schneller fliehen zu können, alles, sogar ihre Kinder, im Stich ließen. Ein so panischer Schrecken mußte uns in Erstaunen setzen, und obgleich wir einsahen, daß unsre verbrannten Gesichter, die langen Bärte und unsre Kleidung nichts Anziehendes hatten, so mußten wir doch, um eine solche Verwirrung zu erklären, eine andere Erklärung suchen.

Wir täuschten uns nicht: unser Führer, der vor Lachen beinahe nicht reden konnte, sagte uns den Grund. Sie hatten uns für Mauren genommen, und da sie weder Weiße noch Mauren je gesehen hatten und man in der letzten Zeit viel Schauderhaftes von letzteren erzählte, so glaubten sie nichts anderes, als eine Horde Dowisch-Mauren zu sehen. Auch das war immer noch nicht schmeichelhaft, denn gewiß hatte man bei der Beschreibung die äußere Erscheinung mit dem innern Charakter in Einklang zu bringen gesucht.

Die Männer theilten den Irrthum ihrer Frauen nicht, sondern lachten mit uns aus Herzensgrund; aber umsonst suchten sie den Schrecken und die Furcht derselben zu beruhigen: sie blieben in ihren Häusern versteckt, als ob sie nicht drei, sondern hundert so schrecklicher Leute gesehen hätten.

Den 31. Januar. Das Land wird immer trauriger und öder; wir treffen zwar hie und da noch Wälder, aber meist von jungen Bäumen, die eben ihr Laub verlieren. Die Straße führt in südwestlicher Richtung durch Kael, das nur aus einer einzigen Häusergruppe besteht, und durch zwei Dörfer, die den gleichen Namen Tiara tragen.

In dem Letzteren machen wir den Abend und den folgenden Tag Halt, um uns und unsern Thieren die nöthige Erholung zu gönnen. Wir sind mit unserem Quartier zufrieden.

Den 1. Februar. Rasttag zu Tiara.

Achtzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Reise nach Fattatenda.

Beschreibung des Kuti=Baumes, dessen Früchte der Orange ähneln. — Die Peuls von Kuar; ihre Kleidung. — Unterhandlung mit dem Bruder des Almamy über seine Belohnung als Geleitsmann. — Ungastfreundlichkeit der Bewohner von Woolli. — Reise durch die Wüste. — Das Tata von Tambakunda. — Grausamkeit gegen eine Sklavin. — Gute Aufnahme zu Fodekunda. — Mikroskopische Kröten. — Reiche Vegetation in der Nähe des Gambia=Flusses. — Bergkette bei Fattatenda. — Ankunft zu Fattatenda.

Den 2. Februar. Wir reisen um 9 Uhr 57 Minuten in südwestlicher Richtung weiter, kommen an dem Dorfe Amecett vorüber und halten nach gewohnter Sitte an dem Brunnen dieses Dorfes, denn keine Karavane versäumt je an einem Brunnen das Vieh zu tränken, es mag nun Durst haben oder nicht; auch dienen diese Plätze als Zusammenkunftsorte der Einwohner und besonders der Frauen. Von da aus ziehen wir mit westsüdwestlicher Richtung durch ein Gehölze weiter, das zwar aus vielerlei Baumarten besteht, aber nicht zu unserer Freude, be-

sonders an dem Wege, eine große Anzahl von Akazien aufzuweisen hat.

Doch trafen wir hier einen neuen, von uns noch nie gesehenen Baum; er hat einen schlanken Wuchs, gekrümmten Stamm und eben solche Aeste, und wird in der Landessprache Kuti genannt. Seine Frucht hat auf den ersten Anblick große Aehnlichkeit mit der Orange. Sie ist ungefähr von derselben Größe, ebenso rund und ebenso gefärbt, nur mit dem Unterschied, daß um den Stiel eine kreisförmige schwarze Stelle ist, die ungefähr den vierten Theil des Umfangs einnimmt. Diese zwei Farben sind ganz streng geschieden, gehören aber nur der äußeren dünnen und festen Schale an, unter welcher eine nicht sehr dicke, weiße, holzartige noch weggenommen werden muß, ehe man an die eigentlich eßbare Frucht selbst gelangt. Diese ähnelt in ihrem Fleische, dessen Farbe und Festigkeit einer sehr reifen Mispel und hat in der Mitte eine Anzahl bohnenartiger Kerne. Das Fleisch hat einen etwas bittern, aber durchaus nicht unangenehmen Geschmack. Der Baum war damals seiner Blätter beraubt.

Der Bruder des Almamy erzählte uns auf dem Marsche, daß die Einwohner von Tiara, wo wir Nachtquartier gemacht hatten, keine Fulahs, sondern aus Sakaf im Joloflande ausgewandert seien; eine sechsjährige Hungersnoth hatte das ganze Land verheert und in Folge derselben waren alle, die das Leben gefristet hatten, ausgewandert. Sakaf liegt zwischen der Gränze von Bondu und Joloff in der Nähe von Kayor.

Ueber Mittag machten wir in dem Dorfe Diaby Rast.

Um 3 Uhr 31 Minuten verlassen wir Diaby in west-südwestlicher Richtung und treffen nach einander drei Dörfer, Kuar Diamsibe, Kuar Feriebe und Kuar Basnian, welche alle von Peuls bewohnt sind und sich schon von ferne durch das Geblöcke

der Heerden als solche ankündigen. Um 7 Uhr machen wir in dem Letztgenannten Halt und schlagen da unser Nachtlager auf.

Diese hier wohnenden Peuls haben die ächten physiologischen und ethnologischen Kennzeichen der Peuls von Futa. Sie kommen aus Dschallon, dem Lande Nian, das von einer Mischung aus Mandingos und Fulahs bewohnt wird.

Die Kleidung der Peuls von Kuar ist bei den Männern die ähnliche, wie bei ihren Stammsgenossen in Futa. Doch könnte man einen unbedeutenden Unterschied in dem Kopfputz finden; hier besteht dieser aus einer helmähnlichen Mütze von Baumwollezeug, dem man mit Fett eine schwärzliche Farbe gibt. Diese Mütze, mit Rosen und andern Zierrathen von polirtem Kupfer geschmückt und von einem Roßschweif oder Hahnenfedern überschattet, wird hier häufiger getragen als in Futa, Joloff und Mallo. Auch besteht der Stoff zu den Kleidern hier nicht überall aus Guineatuch, sondern ist meist im Lande selbst gemacht und mit einer erdbraunen Farbe gefärbt, die aus der Frucht des Kelele gezogen und von den maurischen Frauen zum Bemalen ihrer Hände und Nägel benützt wird. Hie und da läßt man dem Baumwollezeug auch seine natürliche Farbe.

Der Schnitt der Kleider, ihre Anordnung bei der Reise oder zum Krieg, die Haarflechten, welche durch kleine Schnüre nach Art unserer modischen Ferronieres getragen werden, alles ist ähnlich wie bei den Peuls von Futa; es fehlt nicht einmal die Pomade von ranziger Butter, welche, stark aufgetragen, an der Sonne schmilzt und so Haare, Haut und Kleider durchduftet. Einen ganz eigenthümlichen Kopfputz tragen die jungen Gelehrten zu Kuar: die sieben bis acht Zoll langen, gleichgeschnittenen Haare hängen straff um den Kopf und das Gesicht, das sie ganz bedecken, und werden nie mit Fett eingerieben, um das borstige, rauhe Ansehen nicht zu verlieren.

Die Weiber von Kuar zeigen in ihrer Kleidung eine etwas

größere Verschiedenheit von jenen in Futa. Die kurzgeschnittenen Röcke, die entblößte Brust, die künstlich geordneten und mit Butter pomadisirten Haare sind beiden gemein, aber in Kuar ist der Kopfputz doch noch mannigfaltiger und außerdem tragen sie hier eine Unzahl von Glasperlen, Bernstein und Korallen an allen Theilen des Körpers. Am Arme haben sie vier bis fünf Zoll breite Armbänder von farblosen, durchsichtigen Glasperlen, die über ein Netz von Baumwolle gezogen sind; eben solche Perlen haben sie an den Knöcheln und Kniekehlen, nur nicht in solcher Breite. Die Frauen von Kuar tragen Arme und Beine ganz entblößt; der Rock geht nur vom Gürtel bis gegen das Knie.

Die Männer von Kuar scheinen etwas eifersüchtig zu sein, denn sie verbargen ihre Frauen sorgfältig vor uns und diese vermieden uns, ihren Männern zu lieb, ebenfalls. Nur von ferne sahen wir hie und da eine junge Frau oder ein Mädchen unter der Thüre eines Hauses stehen; sobald wir uns aber näherten, waren sie schnell verschwunden.

Bei allen Negern und auch bei den Peuls von Kuar ist eine Armspange im Gebrauch, von der ich noch nicht geredet habe; über dem rechten Handgelenk, schwer von Kupfer oder Eisen gearbeitet und hie und da grob zugeschnitzelt, dient sie mehr zur Waffe, als zum Schmuck.

Unsere Aufnahme zu Kuar war vortrefflich: wir fanden ein sehr gutes Mahl und ein herrliches Lager unter einem Hangar.

Den 3. Februar. Unser hoher Geleitsmann rieth uns, noch den Vormittag hier zu verweilen und erst gegen Abend abzureisen: wir nähern uns der Wüste und müssen unsern Marsch darnach einrichten. Ich benützte diese Zeit, um in dem Dorfe fragen zu lassen, ob sich nicht Einer zeichnen lassen wollte. Als ich dieß durch unsern Dolmetscher übersetzen ließ, dachte ich wohl

daran, daß die Neger, wie alle uncivilisirten Völker, sich nicht gerne dazu verstehen, sondern leicht eine Furcht vor künftigem Unglück damit verbinden. Klapperton hatte viele Mühe, die Leute von Bornu dazu zu bewegen und mußte später, als das Mißtrauen stieg, seine Zeichnungen gewissermaßen verantworten und vertheidigen. Zu meiner großen Verwunderung fand ich hier gar keine Schwierigkeit: sie nahmen ihr Kriegsgewand, ihre Amulette und Waffen, und erschienen mit Flintenschüssen und kriegerischem Geschrei. Sie standen dann unverrückt und zeigten sich eher stolz und geehrt, als furchtsam. Es entstand sogar ein solcher Zudrang, daß ich nicht Allen Genüge leisten konnte; doch war es nicht so bei den Frauen, die unter keiner Bedingung sich zeigen wollten oder durften.

Ich bemerkte zu Kuar eine größere Menge alter Leute, als irgendwo sonst im Lande.

Um 3 Uhr 18 Minuten schlugen wir zuerst west-nordwestliche, später aber westliche Richtung ein. Das Dorf Node, bei welchem wir um 5 Uhr 37 Minuten vorüberkamen, hat ein Tata. Seit Bulebane bemerkten wir beinahe gar nie solche Befestigungswerke, was auf einen ruhigeren, sichereren Zustand des innern Landes schließen läßt. Wir trafen noch zwei Dörfer des gleichen Namens und wählten das letzte zum Nachtquartier. Alle drei Node sind von verschiedenen Stämmen bewohnt: das erste von Sarrakolets; das zweite von Fulah aus Dschallon; das dritte von Fulahs aus Bondu; es ist das größte, reinlich, und besitzt ein Tata, eine Moschee und eine Schule. Es sind dieß die letzten Dörfer von Bondu auf der Gränze von Woolli.

Den 4. Februar. Wir sind im Begriffe, ein Land zu betreten, wo wir eine mehr als zweifelhafte Gastfreundschaft, weniger Lebensmittel als in Bondu und vielleicht selbst Gefahr für unsere persönliche Sicherheit zu erwarten haben; denn die Saussayes (so nennt man in Bondu die Mandingos von

Woolli) sind nicht sehr wohlwollend gegen die Einwohner von Bondu und deren Schützlinge gesinnt. Der Bruder des Almamy benützte diese Umstände, welche seiner Sendung ein um so größeres Gewicht verliehen, um rundweg die Bezahlung seiner Dienstleistungen zur Sprache zu bringen. Die Gelegenheit konnte für ihn nicht günstiger sein; denn obgleich der Weg an den Gambia nur noch kurz war, so war eben diese Strecke doch die schwierigste und gefährlichste und deßhalb konnte unser Geleitsmann jeden Preis bestimmen und als ein Ultimatum festsetzen. Dieß geschah auch in der That.

Bis dahin war er freundlich und gefällig gewesen; jetzt nahmen seine Mienen etwas Kaltes, Herbes an, und der Ton, mit dem er seine geleisteten Dienste aufzählte und die noch zu leistenden herausstrich, ließ wohl vermuthen, was kommen würde; er endigte seinen langen Sermon auch wirklich mit der Frage: „Was gebt ihr mir?“ Wir boten ihm drei Stücke Guineatuch, Pulver und Glasperlen. Er stieß dieß mit Verachtung zurück und rief: „Soviel habt ihr für ein gemiethetes Pferd gegeben!“ Dieß hatte seine Richtigkeit; Herr Huard, dessen Pferd zu schwer verwundet war, um die Reise fortsetzen zu können, mußte in Andiary ein Pferd um obigen Preis miethen. So unhöflich nun freilich eine solche Zusammenstellung war, so konnten wir doch nicht anders und der Zorn unseres Geleitsmannes, welcher so weit ging, daß er uns ernstlich zu verlassen drohte, brachte uns in die größte Verlegenheit, aus der nicht leicht ein Ausweg zu finden war. Unsere Mittel waren beinahe erschöpft und wir hatten noch wenigstens vier Tagreisen zu machen, um das englische Komptoir zu erreichen, wo wir Mittel zur Fortsetzung unserer Reise zu finden hofften. Keinen Schritt kann man in Afrika umsonst machen. Die Erlaubniß zum Reisen bekommt man durch einen Häuptling leicht; aber neben dieser Erlaubniß gehen so viele kleine Ausgaben her, die man alle befriedigen muß: die

Geschenke für die Dorfhäuptlinge, für die Leute, welche ein Haus, einen Hangar oder nur einen offenen Raum abgetreten haben; die Bezahlung für die Lebensmittel, gekauft oder geschenkt, ist im letzten Fall häufig noch theurer.

Unsre Lage war ungemein kritisch: wir legten noch ein Stück Zeug und einige Kleinigkeiten zu, und dieß war in der That das Aeußerste, was wir thun konnten, ohne uns ganz zu entblößen; immer noch gab Jener sich nicht zufrieden. Endlich fiel mir ein, ihm mein Gewehr anzubieten: ich hoffte nicht einmal, ihn damit zufrieden zu stellen, da er uns in der Hand hatte und die Perkussionsgewehre bei den Negern nicht beliebt sind: aber glücklicherweise war dem nicht so und gerade die letzte Eigenschaft gab ihm in seinen Augen einen besondern Werth, so daß unser Beschützer bald zu seinem alten, freundlichen Wohlwollen zurückkehrte.

Obgleich mir an dem Gewehr viel lag, war ich doch froh, um diesen Preis mich und meine Gefährten aus der schlimmen Lage gezogen zu haben; denn die Neger sind ungemein eigensinnig und eben unser Beschützer galt darin für ein Muster von Hartnäckigkeit. Hier von ihm verlassen, eine Drohung, die sehr ernstlich gemeint war, hätten wir weder vor- noch rückwärts gehen können; ohne Mittel und so weit von Bulebane entfernt, hätten wir lange Zeit auf Erlösung warten dürfen und außerdem war unser Gesundheitszustand nicht der beste.

Diese Verhandlung verzögerte unsre Abreise bis 11 Uhr 46 Min. Wir nahmen von Node Wasser mit, da bei unserm nächsten Nachtlager in der Wüste weder Wasser noch sonstige Lebensmittel zu finden sind.

Der Weg geht durch ein unebenes, ödes Terrain, wo jene oft bemerkten Eisenschlacken im Ueberfluß vorhanden sind. Die Richtung ist westlich, bis wir Kokiara, das erste Dorf von Woolli, ins Angesicht bekommen.

Um 2 Uhr 25 Min. machen wir unter nicht sehr schattenreichen Bäumen vor dem Dorfe Halt, dessen Bewohner bei unserer Annäherung sich zurückziehen und ihr Tata schließen: gewiß kein übermäßig gastfreundlicher Empfang.

Wir hielten eine äußerst magere Mahlzeit, indem unser Vorrath von Lebensmitteln gering ist und die nächsten drei Tage ausreichen muß, da wir innerhalb derselben entweder eine Wüste oder so ungastfreundliche Mandingodörfer vor uns haben. Der Weg wird immer schlechter und führt, durch Gehölze oder eisenhaltiges Gestein.

Um 7 Uhr errichten wir unsern Lagerplatz in einem öden Gehölze, machen ein großes Feuer und stellen einige Leute als Wachen aus; denn man hatte uns zu Kokiara gesagt, daß räuberische Peuls aus Futa in der Nähe herum streifen. Zwar machen die Neger und Mauren selten einen Angriff bei Nacht und noch weniger am Abend, da sie diesen ihrer gewöhnlich lang dauernden Mahlzeit widmen; aber die Vorsicht ist nie zuviel. Die gefährlichste Zeit ist 2 Uhr Morgens; nach Sonnenaufgang hat man auch wenig zu fürchten. Die regelmäßige Abhaltung der Mahlzeit wird so streng gehalten, daß man sicher sein darf, keinen Gehorsam zu finden, wenn man zufällig während der Essenszeit einem Neger etwas befiehlt.

Wir halten wiederum eine äußerst frugale Mahlzeit und schwemmen sie mit einer ebenfalls unzureichenden Menge Wasser hinab.

Den 5. Februar. Um 6 Uhr 47 Min. brachen wir von unserm Lager auf und trafen auf unserm Wege eine Menge Bambusschilf, das an der lichten Waldesgränze wuchs. Um 10 Uhr 11 Min. stiegen wir den steilen Abhang einer vom Regenwasser ausgehöhlten Schlucht hinab, die auf der andern Seite nur unmerklich ansteigt. Ein Palmenwald kündet uns schon jetzt die Nähe des Gambia an, da bekanntlich die Ufer

dieses Flusses beinahe ausschließlich mit diesen Monokotyledonen bewachsen sind.

Um 11 Uhr 15 Min. erreichten wir das Dorf Tambakunda, lagerten uns aber eine Büchsenschußweite davon im Freien. Die Einwohner waren nicht gastfreundlicher als die von Kokiara, sondern zeigten dasselbe Mißtrauen. Kaum daß wir für uns und unsre Thiere das unumgängliche Wasser gegen Bezahlung bekommen; das Dorf, dessen äußerer Anblick unsre Neugier rege machte, durften wir aber durchaus nicht betreten. Es ist ganz von einem ungeheuren, vierseitigen Tata umgeben, dessen vier Ecken ein zylindrischer Thurm ziert, der mit einem Strohdach und vielen Schießscharten versehen ist; zwischen diesen vier Hauptthürmen bemerkt man noch mehrere kleine, ebenfalls mit Stroh gedeckte Thürme. Mit vieler Schwierigkeit verschafften wir uns das für den nächsten Morgen nöthige Wasser.

Um 4 Uhr gehen wir in süd-südwestlicher Richtung weiter. Ein nicht sehr dichter Wald zeigt die oben beschriebenen Bäume mit den gelb und rothen Früchten. Unsre Esel und Pferde sind erschöpft und wund, und wir sind es nicht weniger; doch drängt es uns, unsre Reise zu beeilen. Zwei unsrer Esel mußten heute wegen gänzlicher Unfähigkeit, weiter zu gehen, zurück gelassen werden.

Um 9 Uhr 5 Min. erreichen wir unser Nachtlager, das wir in einem Wald mit sehr großen Bäumen aufschlagen. Wie gestern stellen wir Wachen aus, um gegen jeden Ueberfall, und namentlich gegen wilde Thiere, deren Gebrüll wir von Ferne vernehmen können, geschützt zu sein. Unsre Mahlzeit besteht in einigen Körnern Reis und Sankal, die wir nicht einmal mit einem Tropfen schlammigen Wassers benetzen können, da alles mitgenommene den Tag über aufging. Unsre Pferde und Esel hatten weder etwas zu essen noch zu trinken. Doch wiegt uns die Müdigkeit in einen tiefen, ruhigen Schlaf.

Den 6. Februar. Wir verlassen unser Lager um 4 Uhr Morgens und schlagen bald südliche, bald westliche Richtung ein. Der sehr unebene Weg führt mitten durch einen Wald von schönen Bäumen, die wir gestern wegen der Dunkelheit nicht gehörig betrachten konnten. Die Karavanen der Sarrakolets und Mandingos folgten uns Schritt vor Schritt.

Auch während dieser Reise hatten wir mannigfache Gelegenheit, die grausame Behandlung der Sklaven im Innern Afrikas zu beobachten; so hatten wir diesen Tag einen schrecklichen Anblick, der unser Herz mit tiefer Traurigkeit erfüllte: eine arme Frau, abgemagert durch den langen Marsch und die unzureichende Nahrung, ganz mit Wunden bedeckt, wurde unter Seufzen und Weinen von dem Führer der Karavane mit Stockschlägen vorwärts getrieben.

Seit gestern bemerken wir, daß die Vegetation mehr Kraft und Frische bekommt; rings um uns sehen wir grüne Gräser und auch die Bäume sind nicht ganz ihres Blätterschmuckes beraubt. Die Nähe des Gambia macht sich in all' diesem fühlbar. Wir durchwandern eine ungeheure Ebene, deren lieblicher Anblick uns erfreut und durch die Aussicht auf ein baldiges Ende die Mühseligkeiten vergessen läßt, die wir auf unsrer vierzehntägigen Reise erduldet haben. Morgen werden wir, so sagt man uns, den Gambia-Fluß erreichen.

Um 9 Uhr 5 Min. gelangen wir nach Fodekunda. Durch den Handel reich gewordene Sarrakolets bewohnen dieses Dorf, das ein großes Tata und viele reinliche, hübsch gebaute Häuser besitzt. Man empfängt uns freundlicher und weist uns drei hübsche, parallelepipedische Häuser zum Quartier an, wo wir mit Milch, Zucker und Zitronen in englischem Fayence bewirthet werden. Eine so ungewohnte Reinlichkeit und Behaglichkeit war für uns keine kleine Ueberraschung. Obgleich nicht mehr weit von Fattatenda entfernt, fühlen wir uns zu Fodekunda doch so

behaglich und glücklich, daß wir den Tag hier zuzubringen beschließen; übrigens war uns Ruhe und Erquickung sehr nöthig.

Zu Fodekunda ist eine Niederlage von englischen Waaren, deren Verkauf einem Einwohner des Dorfes anvertraut ist.

Den 7. Februar. Nach einer herrlichen Nacht verließen wir um 9 Uhr 23 Min. Fodekunda und schlugen unsern Weg in südwestlicher Richtung über eine weite, bewaldete Ebene ein.

Um 10 Uhr 25 Min. bemerken wir einen schlammigen Morast, der seine Entstehung einem in dieser Jahrszeit ausgetrockneten Marigot verdankt: in diesem Morast sollen mikroskopische Kröten leben, welche in den Eingeweiden der Thiere größer werden und deren Tod verursachen. Diese allgemein geglaubte Fabel bezieht sich übrigens nicht allein auf diesen Morast, sondern auf alle stehende Gewässer vom Lande Woolli; kein afrikanischer Reisender wird in solchen seine Thiere tränken. Wir selbst hatten keine Lust, die Probe anzustellen; die Farbe des Wassers ist nicht im mindesten einladend und es können, wenn auch keine mikroskopische Kröten, so doch andere schädliche Stoffe darin enthalten sein, die zu jener Sage Anlaß gaben.

Die Richtung des Weges wechselt zwischen Südwest und West-Südwest. Um 11 Uhr 30 Min. steigen wir auf einem Anfangs sanften, später steilerem Abhange an einer Bergkette empor, die von N.N.O. nach S.S.W. hinzieht. Der Anblick dieser Bergkette, welche die von Ferlu an Höhe bedeutend übertrifft, hat etwas Ueberraschendes, Imposantes; ihre Flanken sind mit ungeheuren, beinahe symmetrisch-über einander gelagerten Blöcken von Eisenoxyd bedeckt; der Boden ist felsigt und hat eine starke rothe Färbung. Nach einer mühsamen Besteigung fanden wir uns, wie bei dem Ferlu-Gebirge, auf einer Hochebene, die sich weit hin erstreckt und durchaus keinen Abfall nach der entgegengesetzten Seite hin vermuthen läßt. Die Richtung des Weges weicht oft bis zu W.N.W. ab.

Eine geraume Strecke führt unser Marsch durch ein sehr dichtes Gehölze, das regelmäßig gefällt zu werden scheint, da wir von Zeit zu Zeit aufgebeugte Holzschichten wahrnehmen. Um 12 Uhr 47 Min. beobachteten wir eine leichte Senkung des Bodens, der immer noch diese ungeheuren Massen von Eisenoxyd in Schlacken zeigt, welche hier sogar noch häufiger vorkommen, als auf den Hügeln von Bondu. Die wellenförmige, äußerst beschwerliche Straße neigt sich gegen W.S.W.

Gegen 1 Uhr betreten wir ein regelmäßigeres, weniger durch Schluchten zerrissenes Terrain, wo äußerst sorgfältig angebaute Baumwollen- und Indigo-Pflanzungen eine ungemeine Fruchtbarkeit vor Augen stellen; die einen wie die andern sind ohne Vergleich schöner als die, welche wir in Bondu, an den Ufern des Senegal und des Faleme gesehen hatten.

Um 1 Uhr 30 Min. erreichen wir Sutuko, ein von Mandingo-Marabuts bewohntes Dorf, welche die Pflicht der Gastfreundschaft ganz anders auszuüben verstehen, als die wilden Bewohner der landeinwärts gelegenen Dörfer. Sutuko, in einer hübschen Ebene, am Rande eines grünen Waldes gelegen, zeigt schon einen Anstrich von Zivilisation: seine Häuser sind besser gebaut, die Dächer höher, die Zylinder geräumiger; man trifft hier ein hübsches Tata, eigentliche, schön angebaute Gärten mit Bambushecken. Wir kaufen Milch und einen Hammel: das beste Fleisch, das wir auf unsrer Reise bekommen können, denn nur dieses wird, am Ladstock über einem Feuer geröstet (die einzige Art zu kochen, die wir anwenden können), schmackhaft, alles andere dagegen abscheulich.

In Sutuko ist ebenfalls eine Niederlage von englischen Waaren.

Nach einer vortrefflichen Mahlzeit und von Herzen froh, bald am Ziel unsrer mühseligen Reise zu sein, machen wir uns um

5 Uhr 24 Min. wieder in südwestlicher Richtung auf den Weg, der uns durch- dichtes, grünes Buschwerk hinführt.

Um 6 Uhr 8 Min. kamen wir an Sareboye, einem kleinen von Fulahs aus Dschallon bewohnten Dorfe, vorbei, die an den Ufern des Gambia ihre Heerden weiden lassen; etwas später bemerken wir ein größeres Dorf, Bojakunda, das von Mandingos bewohnt wird. Auch hier beurkunden die trefflich angebauten Hirse- und Baumwollen-Felder, daß der Ackerbau am Gambia weiter vorgeschritten ist, als am Senegal und Faleme.

Um 7 Uhr sehen wir noch einmal eine ziemlich hohe Bergkette vor uns, die aus demselben Gestein besteht wie die vorige. Von dem Kamm derselben erblickten wir den Gambia. Ein steiler Abhang führte uns abwärts und um 7 Uhr 16 Min. erreichten wir den Fluß und das englische Komptoir Fattatenda oder in der Sprache der Sarrakolets Fattatequinda. Unsre Laptots überlassen sich der ausgelassensten Tollheit, um ihre Freude über die glücklich beendigte Reise auszudrücken.

Fattatenda besteht aus sechs Strohhütten, welche den hierher kommenden Handelsleuten der Fulahs, Sarrakolets und Mandingos als Karavanserai dienen; auf dem entgegengesetzten Ufer befindet sich eine gleiche Anzahl für die Handelsleute aus Kantora und den südlichen Gegenden.

Das von einem schwarzen Kaufmann geleitete Komptoir ist auf einem alten Schiffe eingerichtet, das mitten im Fluß vor Anker liegt. Hier werden die Tausch- und Handelswaaren sicher vor jedem Angriff aufbewahrt, denn einmal gibt es auf dem Gambia keine Fahrzeuge, um damit eine Brigg zu entern und zweitens wäre eine Vertheidigung sehr leicht, falls die Mandingos keck und geschickt genug wären, einen solchen Angriff zu unternehmen.

Wir fanden das Ufer des Gambia äußerst lieblich. Nach einem achtzehntägigen Marsche durch ein ödes, uninteressantes

Land, nach den nackten, traurigen Felsenufern des Senegal, mußte uns die reiche Vegetation, welche das Ufer mit einem dichten, saftigen Grün bekleidet, lebhaft anregen. Der Gambia erscheint bei Fattatenda breiter als der Senegal bei Bakel und dieses Verhältniß muß durchgehends Statt finden, da die Wirkung der Ebbe und Fluth sich hier 110 Seemeilen weit ins Land hinein erstreckt, während dieß am Senegal nur auf 50 Meilen der Fall ist.

Bei unsrer Ankunft zu Fattatenda aber fühlten wir uns arg enttäuscht: wir hatten den übertriebenen Nachrichten davon zu viel Glauben beigemessen. Man hatte uns von Fattatenda als von einem ungeheuer großen Dorfe vorgesprochen, das alle möglichen Hülfsmittel und beständige Gelegenheit zur Rückfahrt darbiete. Unsre Augen suchten das große Dorf und die zahllosen Schiffe, welche im Hafen vor Anker liegen sollten, fanden aber nur jene sechs Häuser und eine alte wurmstichige Brigg, wenig gemacht, wie man gestehen wird, unsrer Erwartung zu entsprechen.

Unsre Hoffnung schien gänzlich getäuscht und wir wollten schon an unserm Geschick verzweifeln, als eine unerwartete, glückliche Fügung alles wieder günstig gestaltete.

Wie wir vom Pferde stiegen, bewillkommnete uns der Vorsteher des Komptoirs und bat uns, an Bord der Brigg zu gehen, wo uns ein Weißer erwarte. Immer noch in unsrer trüben Stimmung, hatten wir das Wort Weißer kaum gehört und waren sehr überrascht, oben an der Schiffsleiter einen Herrn zu erblicken, der uns französisch begrüßte und selbst das Fallreep darbot. Es war Herr Macdonell, der Oberrichter von Sainte-Marie, den ein glücklicher Zufall nach Fattatenda geführt hatte.

Seit sechs Monaten hatten wir St. Louis verlassen, alle möglichen Entbehrungen erduldet, uns auf die einförmige Ge-

sellschaft und das abscheuliche Gewälsch der Neger beschränkt gesehen: nach all' diesem durften wir uns wohl glücklich schätzen, eine so liebreiche Aufnahme zu finden, eine so freundlich dargebotene Hand zu drücken; unter solchen Umständen wird man trotz der Verschiedenheit der Nationalität bald Freund. Herr Macdonell empfing uns mit wahrer Herzlichkeit und stellte uns alles, was in seinen Kräften stand, auf die aufopferndste Weise zu Gebot, denn er war als Tourist nach Fattatenda gekommen und besaß selbst nur geringe Mittel. Durch seine Güte genossen wir eine vortreffliche Mahlzeit, noch reinlicher und besser als gestern zu Fodekunda, wo wir ein non plus ultra von Luxus und Schmackhaftigkeit zu haben glaubten. Unser Gastfreund ließ uns ein Zelt auf dem Verdeck aufrichten und gab uns als Nachtgruß die gute Nachricht, daß den andern Tag ein Schiff ankommen werde, welches sogleich wieder zurückfahre.

Neunzehntes Kapitel.

Fahrt auf dem Gambia von Fattatenda nach Sainte-Marie. — Rückkehr nach Saint-Louis.

Ankunft eines Kutters von der Insel Mac-Carthy's. — Die Herren Huard und Pottin reisen ab. — Raffenel fährt mit zwei Engländern flußaufwärts. — Schönheit der Flußufer. — Englische Komptoire. — Die Mandingos von Woolli. — Der Creek Walyha vermittelt eine Verbindung zwischen dem Senegal und Gambia. — Ankunft zu Mac-Carthy's. — Die Negersoldaten der englischen Kolonien. — Ankunft zu Sainte-Marie. — Ankunft zu Goree. — Rückkehr nach Saint-Louis.

Den 8. Februar. Herr Macdonell, dem wir für seine feine, aufmerksame Gastfreundlichkeit nie genug Dank sagen können, sagt uns heute, daß der Gouverneur von Gambia Nachricht über unsre wahrscheinliche Ankunft erhalten und ihm persönlich den Auftrag ertheilt habe, für uns zu sorgen.

Um 7 Uhr Morgens wirft das Schiff, dessen Ankunft uns Herr Macdonell verkündet hatte, neben unsrer Brigg Anker: es ist ein kleiner Kutter, an dessen Bord sich Herr Hill, Hauptmann im 2ten Westindia-Regiment und Kommandant von Mac-Carthy's, mit Herrn Richard-Loyd, einem englischen, dort etablirten Kaufmanne, befindet. Diese beiden Herren gaben sich nebst Herrn Macdonell alle mögliche Mühe, uns den Aufenthalt zu Fattatenda so angenehm als möglich zu machen und erreichten ihren Zweck vollkommen.

Nachdem wir einen Theil des Tages mit freundlichem Geplauder verbracht hatten, übernahmen sie die Sorge für unsre möglichst schnelle Rückfahrt, denn der Gesundheitszustand von Herrn Huard und mir war noch keineswegs befriedigend: jener hatte eine Art Ruhr und einen heftigen Schmerz an der rechten Weiche; mich hatte das Fieber die ganze Zeit her noch nicht verlassen, dazu plagte mich meine Wunde am Bein und ein Ansatz von Skorbut; Herr Pottin allein war nicht erkrankt, sondern nur von den Mühseligkeiten der Reise erschöpft.

Die Herren Hill und Loyd waren nicht unsertwegen gekommen, sondern mußten mit dem Kutter flußaufwärts bis zu der Bank von Barakunda fahren; es war ihnen somit unmöglich, uns unmittelbar den Fluß hinunter zu spediren, da außer einer Yolle, welche uns Herr Macdonell anbot, der Kutter das einzige anwesende Schiff war. Bei diesem Stand der Dinge beschloß Herr Huard, von der Yolle Gebrauch zu machen; da diese aber zu klein war, um Alle aufzunehmen, so konnten sich dort nur die Herren Huard und Pottin mit einigen Laptots einschiffen. Ich aber ging mit den übrigen Laptots und unsern drei jungen Senegalesen an Bord des Kutter, den uns jene beide Herren gleich Anfangs bereitwilligst anboten. Ich war über diese Auskunft gar sehr erfreut, denn so bekam ich Gelegenheit, den Gambia bis dahin, wo er aufhört, schiffbar zu sein, hinauf zu fahren.

Um 4 Uhr Abends nahmen wir von Herrn Macdonell Abschied, da dieser selbst einen Ausflug nach Bondu machen will. Meine Reisegefährten bestiegen ihre Yolle, welche durch die Güte der beiden Engländer mit allem Nöthigen versehen wurde, und fuhren flußabwärts. Der Kutter lichtete ebenfalls seine Segel und wir verbrachten den Abend auf dem ruhigen, durchsichtigen Spiegel des Gambia.

Den 9. Februar. Die Ufer des Flusses sind äußerst lieblich; nirgends bemerkt man einen Felsen, nirgends eine Sand-

bank in dem Bette. Das rechte Ufer ist hoch und senkrecht, wobei röthliches Gestein zu Tage tritt; das linke Ufer dagegen ist von grünen Bäumen eingefaßt, die gegen die jenseitigen Felsenwände äußerst lieblich abstechen.

Den 10. Februar. Immer noch bleiben die Ufer des Gambia über allem Vergleich mit den schönsten des Senegal. Der Fluß hat etwas viel Großartigeres und Imposanteres; er ist breiter, das Ufer höher, die Vegetation reicher. Die Wände des rechten Ufers zeigen heute dieselben Blöcke von Eisenoxyd, wie wir sie bei der Bergkette von Fattatenda gesehen hatten.

Um 7 Uhr Morgens erreichen wir das Komptoir von Kantalikunda, das eben so wie jenes zu Fattatenda eingerichtet ist. Jenes ist, wie mir Herr Loyd sagt, im Handel bedeutender als dieses: Salz namentlich ist die gesuchteste Waare, welches die Eingeborenen gegen Häute, Elfenbein und Wachs eintauschen. Das Komptoir von Kantalikunda ist, von unten auf gezählt, die vorletzte englische Niederlassung am Gambia; die letzte, Jabutenda, liegt einige Meilen oberhalb.

Zur Regenzeit kann der Fluß oberhalb Barakunda, bis 20 Meilen von uns entfernt, befahren werden; zur jetzigen Zeit aber findet man bei dem Dorfe Konkonko einen Damm, der jede Schifffahrt hindert. Gestern und heute wurden wir von Bienenschwärmen angefallen; auf dem Ufer bemerkten wir sehr große hundsköpfige Affen, ganz dieselbe Art, wie wir sie in den Wäldern von Bambuk gesehen hatten.

Wir bringen den Tag in Kantalikunda zu.

Den 11. und 12. Februar. Herr Loyd sieht sich durch seine Angelegenheiten beinahe zwei Tage hier aufgehalten. Aus der Unterhaltung mit meinen beiden Gefährten vernahm ich zu meinem Erstaunen, daß alle englischen Komptoire am Gambia, ohne alle Hülfe vom Gouvernement, weder an Besatzung noch Kanonen, sich selbst überlassen und auf ihre eigene Stärke

beschränkt sind. Bei einer augenblicklichen Vergleichung unserer und der englischen Niederlassungen war das Erstaunen natürlich; doch sind die Mandingos von Woolli (soviel man wenigstens aus den Ergebnissen schließen kann) nicht so aufrührerisch wie z. B. die Einwohner von Futa, deren Charakter uns keine ähnliche Niederlassung möglich machen würde. Am Gambia hat man nur die Fulahs von Dschallon zu fürchten, und auch deren Häuptlinge zeigen immer die gehörige Achtung vor den englischen Komptoiren. Wir dagegen haben die Mauren, die Fulahs von Futa und weiter oben die Bambaras gegen uns. Außerdem haben wir die innern Streitigkeiten dieser Völker zu fürchten, bei denen ohne besondern Schutz unsere Niederlassungen bald unterliegen würden.

Der innere Zustand des Landes ist hier am Gambia nicht so unsicher wie am Senegal: der Häuptling von Woolli verleiht, freilich gegen einen ziemlich starken Tribut, den englischen Niederlassungen einen wirksamen Schutz, was am Senegal nicht der Fall ist.

Die Mandingos von Woolli zerfallen wie die andern Völker in zwei Hauptkasten: Krieger und Marabuts. Die ersten, Soninkes genannt, sind viel zahlreicher als die andern, die sie ohne Schonung verachten und mißhandeln. Sie setzen eine Art Stolz darein, die mahomedanischen Glaubenslehren und die Vorschriften seines Kultus zu verspotten. Sie regieren und befehlen, arbeiten nicht und leben auf Kosten der Marabuts, deren friedliche und arbeitsame Eigenschaften sie auf eine brutale Weise mißbrauchen; noch widerrechtlicher behandeln sie die Fulah-Bauern und Hirten, welche sich am Gambia niedergelassen haben. Diese Soninkes sind den starken Getränken unmäßig ergeben: mit einer Flasche brandy kann man sie zu Allem bringen. Trotz dieser fehlerhaften Sitten und Gewohnheiten aber ist dieses Volk dennoch der höchsten Obrigkeit gehorsam; die Regierungsform ist

eine Erbmonarchie in derselben Art, wie ich sie schon früher beschrieben habe.

Kantalikunda liegt auf dem linken Ufer, das hier von republikanisch organisirten Mandingos (nach Art von Bambuk) bewohnt wird: diese Gegend heißt Kantora.

In der Nacht vom 11. auf den 12. wurden wir plötzlich durch einen heftigen Lärm und ein gräßliches Geschrei aufgeschreckt: es waren die Weiber und Kinder aus dem Dorfe Kantalikunda, das etwa zwei oder drei englische Meilen von dem Handels- und Landungsplatze entfernt liegt. Sie flohen vor den Peuls von Dschallon, die gerade jetzt ihre gewöhnlichen Raubzüge begannen: Beide, Räuber und Beraubte, gehören zwar derselben Nation an, doch scheinen erstere keine Ausnahmen zu machen; die Männer waren noch mit den Heerden zurück.

Wie am Senegal sind diese Raubzüge regelmäßig jedes Jahr und der einzige Unterschied besteht darin, daß dort die Mauren, hier die Peuls die handelnden Personen sind. Morgens sahen wir, wie alle diese Frauen mit ihren Kindern und Geräthschaften in Pirogen über den Fluß setzten. Der Schrecken und die daraus folgende Unordnung war so groß, daß mehrere Kähne umschlugen; mitten unter diesem Getümmel kamen die Männer mit ihren Heerden an, wodurch dieses natürlich noch vermehrt wurde. Um 10 Uhr war die Ueberschiffung so ziemlich vorüber.

Den 12. Februar um 3 Uhr fuhren wir nach Fattatenda zurück. Meine englischen Freunde hatten nämlich die Güte, aus Rücksicht auf mich ihre Reise nach Barakunda aufzugeben, um desto schneller nach den Mac-Carthy's-Inseln zu kommen, wo sie wohnen und wo mich alle Hülfsmittel eines civilisirten Lebens erwarten.

In der Umgegend von Kantalikunda findet man unsere Weide: sie wächst an den Ufern des Flusses und wird zu Körben und Matten verarbeitet.

Unterwegs trafen wir noch viele Peuls, welche vor ihren räuberischen Stammgenossen über den Fluß flüchteten. Die Frauen hatten einen eigenthümlichen Kopfputz, eine Scheibe von weißem Baumwollezeug, ungefähr 12 Zoll im Durchmesser; diese werden schräg, nach Art eines Baretts getragen und unter dem Hals mit baumwollenen Bändern befestigt.

Den 13. Februar. Wir kommen früh Morgens an Fattatenda vorbei, aber ohne uns aufzuhalten. Die Ufer des Gambia sind zwar immer hübsch, aber doch fühlt man, daß etwas fehlt: ich traf auf der ganzen heutigen Fahrt kein Dorf und meine Freunde sagen, daß dieß überall so sei; die Dörfer liegen gegen das innere Land zu. Die Ufer des Gambia sind übrigens durch die mächtige Vegetation ganz unzugänglich gemacht, und kaum bemerkt man hin und wieder einen abschüssigen Fußpfad, der durch diese Mauer von Bäumen und Pflanzen hindurchführt.

Wir waren von einem herrlichen Ostwinde begünstigt, so daß wir rasch hinabflogen. Während der Nacht kamen wir an dem Komptoir von Kanieby vorüber; es hat, wie alle andern auch, die gleiche Einrichtung, die ich bei den beiden obengenannten angegeben habe. Wir trafen ein Schiff, das flußaufwärts fuhr und uns die Nachricht brachte, es habe unsern Gefährten an demselben Morgen begegnet und dieselben befinden sich wohl; wir hatten sie uns weiter voraus gedacht.

Unser Kutter war in der Nacht von vielen Flußpferden umgeben, die um uns her schäkerten; ich bedauerte, dieses lustige Schauspiel nicht genauer sehen zu können, allein meine Freunde, welche diese Spiele oft schon bei Tag gesehen hatten, behaupten, man könne nichts Drolligeres sehen, als wenn bei diesen Spielen die Jungen mit ihren kurzen Tatzen den Hals der Mutter umschlungen halten: bekanntlich gibt es keine ungraziöseren Thiere.

Den 14. Februar. Früh Morgens begegneten wir unsern Reisegefährten, nahe bei dem Dorfe Fulah-Tenda, an Bord eines Kutters, welcher Herrn Prittman, einem Kaufmann von Mac-Carthy's, angehörte. Sie hatten sich nicht ganz bequem in der Yolle befunden und waren daher über das Anerbieten dieses Herrn, sie mitnehmen zu wollen, sehr erfreut, wurden aber in ihrer Reise verzögert, da jener wegen kaufmännischer Interessen häufig anhalten mußte.

Wir kamen an dem creek Walyha *) vorüber, vermittelst dessen zur Regenzeit eine Verbindung zwischen dem Senegal und Gambia hergestellt sein soll; dieser creek ergießt sich in einen See, welcher ebenfalls das Wasser eines Marigot, Badiara, **) in sich aufnimmt, dessen Ausfluß aus dem Senegal wir zwischen Bakel und Kounguel beobachtet hatten. Man bestätigt uns somit in Gambia die Aussagen, die wir am Senegal gehört hatten und ebenso hatten auf unserer Reise von Bulebane nach Fattatenda die Einwohner des Landes uns von dem See und Dorfe Walyha gesagt.

Den 15. Februar. Die Ufer des Gambia werden lichter; das dichte Gebüsch, welches von Kantalikunda an das Ufer beschattete, macht Palmen Platz, welche, je näher wir Mac-Carthy's kommen, immer allgemeiner werden. Oben am Gambia hatten wir nur sehr wenige bemerkt. An mehreren Palmen sahen wir jene kecke Art der Besteigung, welche ich schon oben beschrieben habe. Der Palmwein wird am Gambia sehr geschätzt.

Um Mittag erreichten wir Mac-Carthy's. Dieß ist eine Insel, 7 (englische) Meilen lang und eine Viertelmeile breit Am oberen Theile trifft man nur Wasserpflanzen und einige

---

*) Annales maritimes, Septemberheft 1844.
**) Siehe das 4. und 15. Kapitel.

Palmen. Ungefähr gegen die Mitte erhebt sich George=Town, der Hauptort der Insel, Sitz des Kommandanten und mehrerer englischer Kaufleute: diese Stadt, von der aber kaum ein Anfang steht, zählt bis jetzt nur 15 steinerne Häuser; sie hat eine hübsche Lage und die Häuser sind elegant und bequem gebaut, wie es, man darf es wohl sagen, nur die Engländer können. Das erste Haus, welches man, den Fluß herabkommend, wahrnimmt, ist das Haus des methodistischen Missionärs: es ist auch das hübscheste; der Betsaal nimmt das Erdgeschoß ein. Nach diesem sehr hohen und geräumigen Hause fällt die Kaserne und das Wohnhaus des Herrn Loyd in die Augen.

Die englischen Missionäre rühmen sich eines glücklichen Erfolgs: zu Mac=Carthy's gibt es mehr als hundert neubekehrte Neger, ohne die Soldaten zu rechnen, welche ebenfalls die Gebete und Zeremonien der Missionäre mitmachen. Am Senegal und auf allen unsern Niederlassungen in Westafrika haben wir, ich übertreibe nicht, keinen einzigen Menschen zum Christenthum bekehrt: dieß möchte doch Stoff zu ernstlichem Nachdenken geben.

Mac=Carthy's ist die einzige militärische Niederlassung, welche sich am innern Flusse befindet. Die Garnison zählt achtzig Mann und zwei Offiziere nebst einem Chirurgen. Die englischen Offiziere bleiben nur ein Jahr im westlichen Afrika; eine äußerst fürsorgliche Anordnung, die man bei uns wohl auch ins Auge fassen dürfte. Die Soldaten sind Neger und gehören zu den West=Indies=Regimentern, welche die Besatzungen der Westküste von Afrika und einiger Punkte an der Ostküste von Amerika bilden. Wir sahen diese Soldaten manövriren, besuchten ihre Kaserne nnd konnten nicht umhin, eine Vergleichung mit unsern Negersoldaten zu ziehen. Es ist wahrlich kaum zu glauben: wenn man diese abscheulichen Soldaten gesehen hat, wie sie an unsern Uferposten stehen, ohne Uniform, nur mit dem Tzako auf dem Kopf, schlechter geübt als die schlechteste Dorfmiliz, so fragt

man sich erstaunt, wie es denn den Engländern gelungen sein mag, so ganz andere Leute daraus zu schaffen. Ich sah, wie die Soldaten zu Mac-Carthy's unter Anderem eine sehr komplizirte Uebung in zerstreuter Fechtart ausführten und war ganz verwundert, mit welcher Genauigkeit und welchem Verstande diese Leute jedem Befehl nachzukommen wußten. Ihre Haltung ist vortrefflich; sie tragen ihre Uniform sogar mit einer Art von Koketterie und Stolz. Die Offiziere sind sehr mit ihnen zufrieden.

Wir fanden zu Mac-Carthy's die freundliche, herzliche Aufnahme, welche uns der Empfang zu Fattatenda hoffen ließ: die Einwohner der Insel wetteiferten, uns ihre Häuser anzubieten, wo wir den vollkommensten Comfort, im ächten, weitesten englischen Sinn genommen, fanden. Für uns, die wir an die traurigen, magern Mahlzeiten und an das harte Lager in der Wüste von Woolli oder in den unreinlichen Dörfern des innern Landes uns gewöhnt hatten, war ein Bett, wäre es auch ein schlechtes, eine reinliche und gesunde Nahrung schon etwas Neues; was ich aber als mein größtes Glück betrachtete, war, aus diesem fürchterlichen Zustande der Unreinlichkeit herauszukommen, in welchem ich seit sechs Monaten lebte. Unsere freundlichen Wirthe stellten Leibweißzeug und Kleider zu unserer Verfügung und so konnten wir, anständig gekleidet, der Frau des Kommandanten, Madame Hill, unsere Aufwartung machen. Wir sahen uns freundlich empfangen und vergaßen bei traulichem, gemüthlichem Plaudern unsere früheren Mühseligkeiten vollkommen. Madame Hill, obwohl noch jung und reich mit den Glücksgütern der Erde gesegnet, ist hart geprüft worden: erst vor kurzem sah sie ihr drittes und letztes Kind unter Mac-Carthy's Rasen begraben.

Unsere Entbehrungen und Leiden hatten nun ein Ende, denn wir durften nur nach Sainte-Marie und von da nach Goree oder Saint-Louis; und was war die schlimmste Seefahrt gegen unsern Marsch durch ein Land, wo es sogar oft an Wasser fehlt?

Vom 16. bis 19. Februar. Wir blieben vier Tage zu Mac-Carthy's, um die Abfahrt eines Schiffes zu erwarten, das uns nach Sainte-Marie bringen sollte. Daß diese Zeit uns schnell, ach nur zu schnell verging, ist leicht zu begreifen. Unsre Gefährten kamen am 17ten ebenfalls nach.

Die zu Mac-Carthy's etablirten Häuser scheinen gute Geschäfte zu machen: die Konkurrenz oder vielmehr die Freiheit des Handels, welche am Gambia durch kein Reglement eingeschränkt ist, hat nicht die traurigen Resultate herbei geführt, die wir am Senegal zu beklagen haben. Die englischen Kaufleute verstehen ihr eigenes Interesse zu gut, um keiner hindernden Eigenliebe Raum zu geben. Jedes Komptoir wird von dem Stellvertreter eines Hauses geleitet, und wenn die Wahl einmal getroffen ist, so hat keiner an demselben Ort die Konkurrenz eines andern Hauses zu fürchten. Der Handel am Gambia besteht hauptsächlich in Arachiden, Elfenbein, Wachs und Häuten; Gold ist selten.

Herr Loyd sorgte dafür, daß wir mit der Brigg-Goelette „Despeach", welche in Mac-Carthy's Arachiden geladen hatte, nach Sainte-Marie abfahren können. Dieß ist eine sehr angenehme Gelegenheit; denn obgleich Schiffe von 200 Tonnen bis Mac-Carthy's hinauffahren können, so trifft man sie doch nicht immer gerade, wenn man sie braucht. Außerdem hätten wir noch die Wahl unter einem Kutter und einer Goelette gehabt, die beide mit Negern bemannt waren; der „Despeach" aber hat eine ganz europäische Mannschaft, so daß wir die Ueberfahrt ohne neue Entbehrungen zu machen hoffen.

Vom 20. bis 24. Februar. Wir verabschieden uns bei den Einwohnern von Mac-Carthy's, deren freundliche Sorgfalt und herzliches Entgegenkommen wir nie vergessen werden. Um Mittag werden die Anker gelichtet und ein frischer Ostwind führt uns schnell an dem unteren Theile der Insel vorbei, dessen Vegetation noch schöner und reicher ist als weiter oben.

Die Vegetation an den Ufern wird immer lichter, je näher wir der Mündung kommen und besteht beinahe allein aus Palmen und Mangobäumen.

Vom 25. Februar bis 1. März. Den 25. Februar landen wir zu Sainte-Marie. Diese Stadt, viel kleiner als Saint-Louis, bietet einen recht hübschen Anblick dar; die ungemein reinlich gehaltenen Häuser haben öfters mit Bäumen gezierte Zugänge, welche denselben ein nobles Ansehen geben, das man zu Saint-Louis nicht trifft.

Wir waren schon im Voraus durch Empfehlungsbriefe von den Offizieren und Kaufleuten zu Mac-Carthy's angekündigt und erfreuten uns auch hier der freundlichsten Aufnahme. Der Gouverneur bot uns auf die feinste Art seine besonderen Dienste an und stellte die Kolonial-Kasse zu unsrer Verfügung.

Die Engländer kennen die Pflichten der Gastfreundschaft aufs genaueste und verstehen es, den Werth derselben durch ihre feine Art zu erhöhen. Sie schienen unsrer Expedition einiges Verdienst beizulegen und schon der Umstand, daß ein gewisser persönlicher Muth dazu gehört, mag die Stimmung für uns so günstig gestaltet haben.

Während unsrer Anwesenheit zu Sainte-Marie brach eine Feuersbrunst aus, die, durch einen starken Wind unterstützt, mit reißender Schnelligkeit mehrere Häuser verzehrte. Auch hier fand ich meine günstige Meinung von den Negersoldaten bestätigt: diese entwickelten, von ihren Offizieren geschickt geleitet, einen höchst lobenswerthen Eifer und Muth.

Dieser Unfall war ein neuer Beweis, wie gefährlich die Häuser mit Strohdächern und hölzernen Zwischenmauern sind, wenn sie nicht ganz getrennt von den übrigen stehen.

Den 2. März schifften wir uns auf der Brigg-Goelette „Dolphin" ein und landeten am 5ten zu Goree, wo die Leute uns schon längst verloren geglaubt hatten.

Wir fühlten mit herzlicher Freude französischen Boden unter unsern Füßen, um so mehr, da wir uns auch hier mit rührender Liebe empfangen sahen.

Am 12ten reisten wir ab und kamen am 16ten nach Saint-Louis, das wir gerade vor 7 Monaten verlassen hatten. Die Offiziere und Beamten der Kolonie beeiferten sich, durch ein Bankett anzuerkennen, welchen Werth sie auf unsre schwachen Verdienste legen. Diese freiwillige Ehrenbezeugung erfüllte uns mit Freude und beseligendem Bewußtsein. Allein nun waren unsre Kräfte erschöpft: Herr Huard, der einzige Europäer, welcher außer mir die ganze Reise mitgemacht hatte, litt wiederum an seiner rechten Seite, ein trauriges Vorspiel der grausamen Krankheit, die ihn sogleich nach unsrer Ankunft an das Bett fesselte und wenige Monate später dahinraffte.

Auch ich, der am längsten dem verheerenden Klima widerstanden hatte, mußte alsbald im Hospital meine *erste* Erholungszeit zubringen.

Was aber auch die Folgen für uns und unsre Gesundheit sein mögen, wir wollen uns gerne reichlich entschädigt denken, wenn unsre abenteuerliche Fahrt Frankreich und unsrer Kolonie am Senegal auch nur einigen Nutzen gewährt.

E n d e.